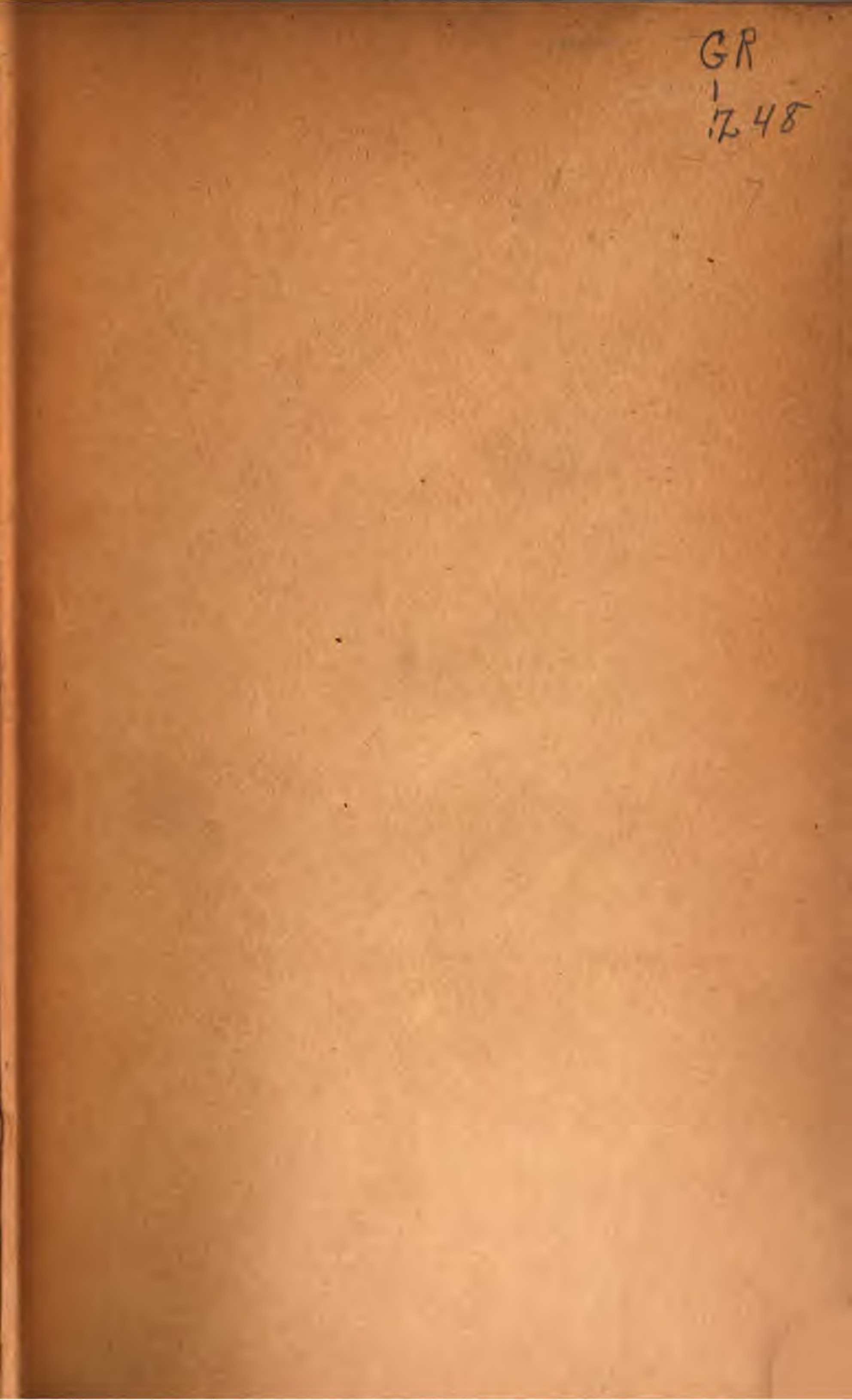



GR
1
.Z48

Zeitschrift

für

Völkerpsychologie

und

Sprachwissenschaft.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. **M. Lazarus** und Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Achter Band.

Berlin,

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

Harrwitz & Gossmann

1875.

Inhaltsverzeichnis.

Drittes Heft.

Seite.

Viertes Heft.

Der Ursitz der Indogermanen.

Von

Hans von Wolzogen.

Asien heisst die Wiege des Menschengeschlechtes. Diese Wiege ist freilich sehr gross, und das Menschengeschlecht war doch wohl jedenfalls noch sehr klein, als es erst in der Wiege lag. Jener Grundsatz steht aber fest, seit wir auch nur erst mit einem flüchtigen Gedanken um den Ursprung unseres Geschlechtes uns bekümmert haben. Wir haben uns mit der Zeit viel ernstlicher darum bekümmert, und aus dem Bekümmern ist für Manchen Bekümmerniss erwachsen. Denn man stiess auf wunderliche Vergangenheiten und eigenthümliche Voreltern. Asien blieb dennoch die Wiege des Menschengeschlechtes. Allerdings hatte man niemals recht an stichhaltige Gründe für solche Behauptung gedacht, denn Niemand dachte daran, dergleichen zu verlangen. Noch nicht vor langer Zeit unsere älteste Geschichtsquelle, der man schon um ihrer selber willen nur unbedingten Glauben schenken durfte, war die heilige Schrift alten Testamentes. Deren semitische Stammtafel haftete naturgemäss an asiatischem Boden. Adam und sein verlorenes Paradies wurden an den Ufern des Euphrat und Tigris geglaubt. Dorther musste das Menschengeschlecht stammen. Kein guter Christ bezweifelte seine jüdische Abstammung zu den Zeiten der wildesten Judenverfolgungen.

Heute helfen uns geistvolle Juden unsere indogermanische Abstammung mehr und mehr zu enthüllen. Die Zeiten ändern sich. Die Menschen ändern sich. Aber der Glaube an die asiatische Wiege hat sich nicht geändert. Man fand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts historische Quellen in altasiatischer Litteratur, welche jene semitische Quelle verdrängen mussten. Im Sanskritam Indiens und im Zend der alten ost-eranischen Religionsbücher trat aus längst versunkener Zeiten-Ferne eine ungeahnte Welt vor uns hin, die wir der unsern doch innig verwandt erkennen mussten. Die Sprache der indischen Veden und der grossen Epen von den erobernden Kämpfen jenes alten Arja-Stammes, sowie des weisen Baktrers Zarathustra heilige Schriften wiesen nicht nur die Wortwurzeln für die ursprünglichsten Begriffe als dieselben auf, deren wir noch heute uns zur Bezeichnung jener Begriffe oder abgeleiteter bedienen. Auch die Abwandlung der Worte liess bald dieselben Mittel erkennen, deren wir uns in früherer Zeit noch unverstümmelter als jetzt bedient hatten. Es war nicht an zu nehmen, dass eine blos äusserliche Berührung des germanischen Stammes mit dem arischen der Inder und Perser in unvordenklicher Zeit solche Uebereinstimmung habe bewirken können. Nicht gerade die ursprünglichsten Begriffe würde das eine Volk mit abgeborgten Worten des andern bezeichnet haben. Man nimmt nur solche Worte aus andern Sprachen auf, für deren Begriffe die eigene Sprache keine Bezeichnungen hat. Erwies uns der neue Fund aber die einstige Einheit der nun so weit getrennten Stämme, so bestärkte er doch uns zugleich in unserer Gewohnheit das Menschengeschlecht aus dem Lande des jüdischen Paradieses stammen zu lassen. Auch er stammte aus demselben Asien. Er bot uns eine Sprache, deren Formen die älteste europäische an Alterthümlichkeit übertrafen. Musste nicht im Heimatsorte jener Sprache der älteste Sitz unseres Stammes gewesen sein? Man hielt zunächst Indien, das Land des reichen Fundes, fest. Aber bald belehrten die indischen Dichtungen den sonst quellenlosen Historiker, dass auch die Inder erst von Nordwesten her in die Halbinsel eingewandert seien. Jetzt blieb man bei den

Sitzen des verwandten Zendvolkes, der alten Baktrer, stehen; denn weiter hinauf versiechte jede historische Quelle. So blieb Asien wiederum die Wiege des Menschengeschlechtes wenigstens für den bedeutendsten Stamm desselben. Man nannte denselben verschieden: japhetisch, arisch, ario-europäisch, indogermanisch immer mit deutlichem Hinweis auf Asien als eigentliche Heimat. In Deutschland beliebt man den national anklingenden Namen der Indogermanen allen andern vorzuziehen. Er bezeichnet das nördlichste und südlichste Volk der grossen Sprachfamilie und stimmt vorzüglich zu der Art des ihr gewidmeten Studiums, das an der Fundgrube Indien von Anbeginn zumeist die Gelehrten germanischen Stammes, Briten und Deutsche beschäftigt hat. Auf die Frage nach dem Ursitz der Indogermanen schien aber auch dieser Name — durch den Vortritt des asiatischen Volkes in demselben — die alte Antwort zu wiederholen. Wenn auch nicht Indien selbst, so doch das nördlichere Land, etwa um den Hindukusch und Belur: damit trösteten sich auf Grund der neuen Quellen die von der alten semitischen abgedrängten Forscher. Hatten sie damals nur nach der etwaigen Lage des Paradieses geforscht, so jetzt nach der etwaigen Lage des asiatischen Ursitzes nördlich von Indien. Dass aber nun wirklich Asien der Ursitz sei, dies zu behaupten hatten sie eben nur natürliche Ursachen, eine durch die Nationalität neuer Quellen bestärkte alte Gewohnheit, nicht aber durchdachte Gründe, auf welche sie sich berufen konnten. Denn, was man etwa einzig doch für nöthig fand an zu führen, war das ein Grund? Weil aus jener uralten Quelle, in asiatisch ferner Abgeschiedenheit entstanden, uns eine Sprache entgegentrat deren Alterthümlichkeit selbst das Griechische des Homer weit übertraf, deshalb sollte der Grieche, und wir Europäer alle — ausser Finnen, Türken und Magyaren — sollten deshalb aus jenem fernen Asien stammen. Das alte Veda-Indisch war aber die Sprache des Cultus, die stets schon an und für sich alterthümlich, dem gewöhnlichen Volksdialecte entzogen, eine Art priesterlicher Kastensprache zu sein pflegt. Das jüngere Sanskritam ward wirklich im Schosse einer abgetrennt ihren heiligen Gebräuchen und Studien lebenden Priesterschaft aus

jener Vedasprache rein litterarisch entwickelt. Ueber den lebendig fortwachsenden Prakrita- und Pehlvi-Dialekten des Volkes blieb es die einmal sanctionirte Cultur- und Litteratur-Sprache. Wie anders, in lebhafter Fortentwickelung ihrer Dialecte, unter regsamen, wandernden, kämpfenden Völkerschaften, gelangte die griechische Sprache zu den Formen der homerischen Zeit. Je lebendiger das Volk, desto wandlungsreicher die Sprache. Bei der bald auf die Festsetzung in Indien folgenden Stagnation der indischen Volkszustände, bei dem Kastenleben der schreibenden Priester, konnte keine solche frische, freie Sprachentwickelung stattfinden. Nun aber darf man wohl annehmen, dass zwischen der Abfassung des Rig-Veda und der Ilias — nicht nur räumlich eine ganze Welt, vom Indus bis zum Maiandros — sondern auch zeitlich eine Reihe von etwa 5—600 Jahren liegt. Man glaubte das von Homer besungene an 2—300 Jahre vor seine eigene Zeit setzen zu müssen. Sicherer als diese Bestimmung eines Mythos durch einen Mythos dünkt es das in dem Rig-Veda Erwähnte, dessen Zeit zwischen 1400 und 1500 v. Chr. fallen dürfte, als um 1300—1200 schon in jener Vedasprache nicht nur gesungen, sondern auch bereits niedergeschrieben anzunehmen. Setzen wir nun die erste schriftliche Fesselung der iliadischen Lieder selbst noch vor 700 — in der Gestalt, wie sie uns vorliegen, stammen sie bekanntlich gar aus dem sechsten Jahrhundert, — so bleibt zwischen dem 1200 und 700 doch noch ein Zeitraum von 500 Jahren. Bedenkt man dazu die verschiedenen Bedingungen der Sprachentwickelung bei Indern und Griechen, wie ich sie vorhin angedeutet, so kann man sich fast nur wundern, dass nicht das homerische Griechische noch weit „moderner“ klingt. Es war eben auch schliesslich eine geheiligte Rhapsoden-Sprache geworden. Jedenfalls ist es kein Grund für die asiatische Herkunft, wenn man auf die Alterthümlichkeit einer Sprache sich stützte, die zum homerischen Griechischen sich etwa so verhält, wie das isländische Germanische der Eddalieder von 1200 zum italiänischen Romanischen des vorigen Jahrhunderts. Soll nun ein späterer Sprachforscher aus diesem Vergleiche entnehmen, dass die Italiäner aus Island

stammen, weil die 500 Jahre ältere Sprache der abgeschiedenen nordischen Insel „alterthümlicher“ sich ausnimmt als die flinke Conversationssprache des lebhaften Italiäners. Dieser Grund ist also kein Grund, sondern nur eine mit jener Verstärkung der alten Gewohnheit implicite aufgedrängte Täuschung. So lernte man denn ein „Wie“ der menschlichen Entwickelung vor Jahrtausenden kennen und entbehrt doch noch der Sicherheit des „Wo?“ —

Vereinzelt treten allerdings Gegner der bislang unbegründeten asiatischen Annahme auf, die aber eben nur, weil sie jene nicht besser zu begründen wissen, für eine andere Hypothese nach Gründen suchen. Da an Specialisirung hier nicht ernstlich zu denken ist, so ist die Alternative einfach: Asien oder Europa? Für Europa plaidirte nun am beredtesten der zu früh gestorbene Laz. Geiger in seinem Aufsatze: „über den Ursitz der Indogermanen.“ (Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Stuttgart bei J. G. Cotta. 1871. Aufsatz VI. S. 113.) Aber zu zeigen, wie auch dessen Gründe nicht stichhaltig sind, wird zunächst meine hier freilich nur in Andeutungen zu lösen versuchte Aufgabe sein. — Geiger führte eine Ansicht des Briten Latham an, die ihm und Anfangs wohl auch uns Deutschen besonders wohl gefällt. Latham hatte es natürlicher gefunden, dass die Species vom Areal des Genus, d. h. der kleinere Zweig von der grösseren Gruppe, ausgegangen sei. Die grössere Gruppe ist allerdings die europäische. Nur seltsam blieb es bei Annahme einer Auswanderung der Arier von Europa nach Asien, wie dieser einzige Zweig einen so ausserordentlich weiten Weg sich gewählt haben sollte, während alle Brüder beisammen blieben. Zwischen ihn und sie legte sich die ganze semitische Welt. Andrerseits ist es aber auch erklärlich, wie dieser kleinere Zweig, wenn er einmal nach dem grösseren Erdtheil aus gewandert war, so getrennt von den Brüdern, um so eher durch das zwischendrängende Semitenthum ganz nach Süden verschlagen werden oder zwischen Semiten und Mongolen im Süd-Osten eingekeilt sitzen bleiben konnte, bis Persermuth frische Bahn — heimatwärts — zu brechen wagte. Lathams Ansicht hat noch

immer das Meiste für sich. Geiger knüpft daran, Farbenliebhaber wie er ist, die Bemerkung: dass der reine indogermanische Typus, der diesen Stamm vom semitischen besonders unterscheidet, das blonde Haar, die helle Haut, das blaue Auge sei. Es ist — nach seiner Meinung — nicht anzunehmen, dass bei der Auswanderung aus Asien das germanische Volk allein mit blauem Auge und blondem Haar durchgekommen sein, während alle Andern, sei's durch Mischung mit Semiten oder Aethiopen, schwarzhaarig geworden sind. Weit naturgemässer blieb der reine Typus (der angenommene „reine Typus!") im Ursitz gewahrt, und die Auswanderer mischten sich danach auf den südlichen Halbinseln Europas mit früher dort ansässigen untergehenden Völkern fremden Stammes und zumal in Indien mit den Ureinwohnern äthiopischer Raçe zu ihrer jetzigen Haut-, Haar- und Augenfarbe. — Aber diese Mischungen dünken doch sehr zweifelhaft. Auf europäischem Boden fehlt uns der eine Mischfactor ganz, da er untergegangen sein soll. Auf asiatischem bildet das schwarze Volk den entschiedenen Gegensatz zu den relativ lichteren eingewanderten Indern. Es ist bei alledem zu bemerken, dass nicht das Blut allein uns so oder so färbt, sondern vor Allem die Sonne so zu sagen das Blut. Klimatisch betrachtet, und das muss hier doch maassgebend sein, bleibt es wieder ganz hypothetisch, ob der blonde Typus der ursprüngliche oder der dunklere. Diese Annahmen bedürfen der Begründung erst aus den Grundhypothesen. Ein europäischer Stamm verdunkelte seinen blonden Typus im Süden, ein asiatischer blasste seinen dunkleren im Norden ab. Es heisst also: Europa oder Asien? wie zu Anfang. Aber — der lichte dunkelt bekanntlich weit schneller, als der dunkle abblasst. Für so grosse Zeiträume, wie hier in Betracht kommen, empfiehlt sich also doch wohl der langsame Process. Ausser dem klimatischen Einfluss ist allerdings noch eine individuelle grössere Influenzirbarkeit des germanischen Zweiges zu bemerken, die ihn z. B. selbst dem nahe verwandten slavischen gegenüber so specifisch nördlich gefärbt werden liess. Diese individuelle Schwäche gegen das Klima ist aber das gerade Gegentheil zu

einer urtypischen Eigenschaft des ganzen indogermanischen Stammes. Was also einzig gegen die Bedeutung der die Hypothesen völlig gleichstellenden klimatischen Rücksicht erwidert werden könnte, wendet sich nur entschiedener gegen die Voraussetzung Geigers. —

Schwächer noch scheinen mir seine stärksten Gründe, die sprachlichen. Ich kann natürlich nur Einzelnes berühren. Dass die Sprache des Urvolkes, wie man sie aus den gemeinsamen Wurzeln der verwandten Sprachen wieder bilden kann, das Meer nicht kennt, beweist gar nichts. Geiger hat sein europäisches Urvolk freilich möglichst fern vom Strande, hierher nach Thüringen, wo ich dies schreibe, placirt. Aber die alten Baktrer oder, wenn man will, die Bewohner des Thales von Kaschemir waren fast noch einmal so weit vom Rande des Aral-Sees, etwa 150 geographische Meilen vom kaspischen Meere entfernt. Der Mangel des Meer- oder besser Salz-Begriffes spricht daher noch entschiedener als vorher die blonden Haare der Deutschen für die asiatische Wiege. Beweise sind es damit aber noch nicht; der specifisch asiatische Stempel fehlt. — Ferner wird sehr verwunderlich gefunden, dass die Worte für Tiger und Kameel, also Thiere, welche ein asiatisches Urvolk gekannt haben musste, in den europäischen Töchtersprachen nur als entlehnte Fremdworte sich finden. Benfey habe auf diesen Mangel gemeinsamer Namen für asiatische Thiere bereits treffend aufmerksam gemacht. Mit der grössten Achtung vor Benfeys anerkannter Trefflichkeit muss ich da doch fragen: hätte er sich diesmal nicht selber darauf aufmerksam machen sollen, dass, wenn Völker Jahrhunderte lang keinen Tiger und kein Kameel mehr zu Gesicht bekommen, sie die alten heimatlichen Namen endlich vergessen müssen? Lernen sie dann später das „ausländische“ Gethier als zoologische Objecte wieder kennen, so werden sie dieselben nunmehr natürlich mit den entlehnten Fremdworten bezeichnen, die ihnen als Namen der unbekannten Geschöpfe mitgetheilt werden. Ganz so gieng es den Zigeunern, auch einem ursprünglich indischen Stamm, Sinte genannt, die ebenfalls die heimatlichen Thiere später nur noch mit der in jenen

Ländern gebräuchlichen Namen bezeichneten, in welchen sie gerade „ziehgaunerten.“ —

Aehnlich wie mit dem Thierreiche verhält es sich auch mit den Pflanzen. War ein Baum einmal als der „dunkle“ der „lichte,“ der „fruchttragende,“ bezeichnet, so blieb ihm dieser Name, so lange das Volk ihn kannte. Verlor es diese Bekanntschaft in Folge seiner Wanderungen, so gingen alle jene Bezeichnungen mit verloren, die entweder ihrer ursprünglichen Bedeutung nach gar nicht mehr verstanden wurden, oder die schon zu bestimmt specialisirt waren für eben nur dieses Gewächs. Die meisten Pflanzen lernte jedoch der einzelne Zweig des auseinanderwandernden Stammes erst nach der Trennung unterscheiden. Also nur die allgemeinsten Bezeichnungen nahmen sie mit auf die Reise. Traf nun ein solches Wandervolk im fremden Lande fremde Bäume, die es aber doch insofern bekannt däuchten, als auch sie ihm bald licht, bald dunkel, bald fruchttragend erschienen, so nannte es sie auch mit den alten Namen. Dagegen musste es die ihm nach Jahrtausenden wieder bekannt werdenden Gewächse der Urheimat dann mit Fremdworten benennen. Nur der Birkenname ist übrigens nachweislich urgemeinsam, da ihn sowohl Inder als auch Slaven und Germanen besitzen. (Skr. bhûrǵa-s; lit.: bérza-s; ahd: pircha). Aber auch der Lateiner kannte diesen Namen, nur bezeichnete er damit nicht die Birke, sondern die Esche (fraxinus). Die Wurzel *bharg* (*frag*) bedeutet „glänzen.“ Der asiatische Lichtbaum (ursp. *bharga*) blieb also in seiner neuen Heimat dem Nordeuropäer die Birke; der Südeuropäer verstand die Esche darunter. Die helle Farbe ist das Gemeinsame beider Bäume. Die Rinde der Birke ist weiss die der Esche graugrün, abstechend gegen ihre dunkelgrünen Blätter. —

Der Name der Buche ist zwar nicht als urindogermanisch nach zu weisen, jedenfalls aber gemeineuropäisch. Das altdeutsche puocha, gotisch boka, stimmt zum lateinischen fagus. Es ist möglich, dass den auswandernden Zweigen erst auf der Scheide Asiens und Europas der Baum mit der essbaren Frucht bekannt ward. Klar zeigt die Bedeutung des

Namens die griechische phêgos; aber gerade phêgos bezeichnet nicht die Buche, sondern Speis-Eiche. Der Hellene wandte also den europäischen Namen für einen Baum mit essbarer Frucht auf diesen neuen Baum seiner Heimat an, indes Germanen und Italiker die Buche daran erkannten. — Die Eiche endlich ist nur germanisch. Die vermuthliche Wurzel *ai* (davon altnord: eik, gebildet wie ask, Esche) kann: dunkel bedeuten. Der Grieche nennt verschiedene „dunkle" Bäume mit Worten, die solches *ai* wurzelhaft enthalten. — Wieder also beweist der Verfechter des europäischen Ursitzes gegen sich selber, wenn er diese drei Baumnamen als Namen „echt deutscher" Bäume für indogermanisches Gemeingut und somit für eine Mitgift aus der Urheimat, nämlich Deutschland erklärt. Erstens sind sie gar nicht urgemeinsam. Zweitens zeigt er in jedem einzelnen Beispiele gerade, wie diese allgemeinen Namen bald den, bald jenen Baum bezeichnen mussten, ursprünglich also höchstens die Birke etwa gleichbenanntes Gemeingut gewesen zu sein scheint. Drittens ist es natürlich, dass wir Lotos und Bambus nicht mit ursprünglichen Namen nennen, weil wir sie zu Hause nicht in Fluss und Wald haben.

Was beweist also Geiger mit bestem Willen und reichem Wissen?

Dass er uns weder beweisen kann „Europa sei der Ursitz des indogermanischen Stammes gewesen" noch Beweise kennt für die asiatische Ansicht, der er sich desshalb um so leichter entgegen stellen konnte.

Ich habe bisher nur den europäischen Anspruch abgewiesen, weil die angeführten Gründe eher für, als gegen Asien sprachen. Dennoch steht noch immer Hypothese gegen Hypothese, solange Asien aus eigenstem Besitz nicht bessere Gründe vorzubringen vermag, als Europa, Gründe, welche Europa für sich absolut nicht anwenden kann. Die Erledigung der Frage ist so wichtig für den Ausgangspunkt der Sprachwissenschaft unseres Stammes und mittelst ihrer für die Urgeschichte Asiens und Europas, für die Culturgeschichte der Menschheit, dass ich glaube nur Recht zu thun, wenn ich meine Begründung, die einzige mir bisher bekannt gewordene

stichhaltige, auch nicht aus der hier Auskunft versagenden Sprache, sondern aus der Mythologie schöpfe. Wie die Sprachwissenschaft die Urgemeinsamkeit unseres Stammes aus einer Zahl von Wurzeln deutlich nachweist, so die Mythologie in einer Zahl zweifellos ursprünglicher, nicht etwa nach demselben menschlichen Entwickelungsgesetze gleichförmig erst bei getrennten Völkern entstandener, mythischer Vorstellungen. Jeder Zweifel schwindet besonders da, wo ein Volk eine Vorstellung beibehielt, die auf das, was das mythische Bild ihm bezeichnen soll, gar nicht mehr passt. Hier ist das Gut ein uralt ererbtes, und wo das Bild passt, da ist seine und des Volkes wahre Heimat. Uebrigens stehen Mythologie und Sprachwissenschaft auch in enger innerer Verwandtschaft. Der sprechende Mensch zeigt der Welt das geistige Abbild ihrer Wirklichkeit in seiner Welt der Begriffe. Die mythisch vorgestellte Welt zeigt dagegen dem Menschen seines Wesens, Lebens und Strebens verwirklichtes Abbild in den vermenschlichten Bewegungen ihrer Erscheinungsformen. Der Mensch bemächtigt sich der Welt in seiner Sprache, wogegen im Mythos er sich seiner selbst bemächtigt. Der Mythos, das Bild des menschlichen Selbstbewusstseins, beginnt das Werk der Philosophie, das Wissen des Selbstbewusstseins, noch unbewusst. Die Sprache aber bildet den Anfang der Geschichte, ihr aufsteigendes Leben wird von deren Leben abgelöst, sie verfällt mit Beginn der historischen Zeit. In der Geschichte wie in der Sprache, schafft sich der menschliche Wille fort und fort ihm gemässe ideelle Formen. Objecte menschlichen Begehrens wurden in den Wortbildungen der Sprache zu logischen und grammatischen, sie werden in den Staatenbildungen der Geschichte zu politischen und socialen Begriffen. Die Wissenschaften der Sprache und der Mythen-Bildung, beide sind Zweige der psychologischen Anthropologie. — Auf diesen Zusammenhang wollte ich nur hindeuten, um meinen mythologischen Beweis in einem vielmehr sprachwissenschaftlichen Aufsatze zu entschuldigen. Ich hatte ja auch nicht ein sprachwissenschaftliches Resultat im Auge, als ich daran gieng über den Ursitz der Indogermanen einige Klarheit und vor Allem

für eine alte Hypothese eine Begründung zu gewinnen und mitzutheilen. Klarheit und Begründung versagte vielmehr die Sprachwissenschaft, so viel man sich Mühe gab, und auch ich in dieser Arbeit noch einmal mitversuchte ihr die genügenden Mittel abzugewinnen, welche jene Hypothese zu ihrer Fundamentirung und Illustration bedurfte. Klarheit und Begründung soll nun erst, so hoffe ich behaupten zu dürfen, die Mythologie bringen, aus welcher hier zum Schlusse folgendes Capitel, zu unserem Zwecke bearbeitet, mitgetheilt sei. —

In der indischen Mythenwelt spielt der Kampf des Gewittergottes Indra gegen die bösen Dämonen, welche den Regen rauben und das Land ausdörren, die bedeutendste Rolle. Bald ist es Vritra, die einhüllende Wolke, welchen der Gott mit seinem Blitze zu zerschmettern hat; bald Ahi, der feuerspeiende Drache, die dörrende Gluthhitze, welcher die milchgebenden Kühe, die Regenwolken, geraubt und in den Bergen eingeschlossen hält. Dieser Drachenkampf vor Allem ist internationales Gut geworden; die Mythen der bedeutendsten indogermanischen Völker weisen ihn auf. Er wuchert geradezu in Persien. Hier ist Veretraghna, Vritratödter, Beiname des höchsten Geistes der lichten Seite, des Ahuramazda. Hier fesselt Thraetaona, Triton der Wasser- d. i. Regen- oder Gewittergott, als Heros die böse Feuerschlange; oder, wie Firdusi sagt: Feredun besiegt den Zohak. Ebenso erschlägt Held Kereçaspa einen gehörnten Drachen, immer die Gluthhitze bedeutend; und in der Volkssage vollführt sein Nachkomme Rustem ähnliche Thaten, wobei natürlich jene mythische Bedeutung schon vergessen ist. Die Griechen kannten ebenfalls die Gewittergottheit als Tochter jenes Thraetaona, nämlich Athena Tritogeneia. Das Meer, wo man sodann noch die Tritonen sich vergnügen liess, war ursprünglich, das Wolken-Meer, der Gott also der regenbringende Gewittergott gewesen. Der keltische Gralsheld Paradur (Parcival), dessen Name an denselben Feredun der Perser erinnert, und sein Sohn Lohengrin, der Schwanenritter, stimmen übrigens in Wesen Amt und Handlung ebenfalls nicht übel zu jenem Erlösung schaffenden Gotte. Den Griechen aber ging es bei der Mitaufnahme des uralt

indogermanischen Drachenkampfes wie so häufig mit einzelnen Worten der Sprache. Das Object, das sie einst bezeichnet, fehlte nun; es musste für etwas ungefähr Aehnliches gelten. Die indische Gluthhitze war nicht mehr das grösseste Schrecken des Hellenen. Nun erklärte er sich den feuerspeienden Drachen theils aus localen Zufälligkeiten wie den Python, welchen der Sonnengott Apollon erlegt, aus den Schwefeldämpfen der delphischen Kluft. Theils schlüpfte die Schlange ohne weiteren mythischen Pass in die vielfach erzählten Sagen der Heroen als ganz genehmes Unthier mithinein, wobei bemerkenswerth, dass doch der alte Zusammenhang mit dem Wasser nicht ganz vergessen war. So tödtet Perseus einen Wasserdrachen und befreit die Andromeda. Der alte Mythos ist in dieser heroischen Form zerstört. Perseus vielmehr ist der Wassergott mit der Blitzwolke, der Aigis. So überwindet Herakles die lernäische Hydra; ein Name, welcher, mit hydor, Wasser, und unserm Otter zusammenhängt, also wieder die Wasserschlange bezeichnet. Ganz verschleiert lässt sich der alte Gewittermythos doch noch merken; aber die Gluthhitze ist gekühlt im noch besser bewahrten Element des Wassers. Zwei griechische Heroen haben sogar die Namen jener beiden indischen Dämonen behalten, des Vritra und des Ahi. Ahi meldet sich im Achilleus, welcher ganz richtig als Tritogenes, Meer-Sohn, auftritt. Sein Name wäre wol aus Achilavas, d. i. Drachenzerschläger, zu erklären. Der Drachenkampf fehlt freilich der griechischen Sage vom Achilleus; dafür spielt er um so interessanter mit in der Sage des andern Helden, dessen Name den Vritra oder Veretra noch bewahrt hat, des Bellerophontes. Dies heisst Tödter des Belleros, und Belleros ist lautlich gleich Veretra. Der indische Einhüller ist hier so dem hellenischen Bewusstsein entschwunden, wie dort der Gluthdrache Ahi. Dafür hat der Grieche den Bellerophontes nun aber die Chimaira erlegen lassen. Chimaira ist ein erfundenes Fabelthier, und ihr Name ebenso künstlich gemacht: die Winterliche. Also aus der indischen Gluthhitze, welche der Gewittergott besiegte, ist der Wintergott geworden, welchen der junge Sonnengott im wiederkehrenden Frühling überwindet.

Wie viel mehr musste diese Umdeutung in Germanien Platz greifen. Hier konnte nur der Winter als grössestes Schrecken unter dem Unthier gemeint sein, das der Sonnenheld erlegte. Aber nichtsdestoweniger blieb das Unthier ein feuerspeiender Drache, gewiss kein echtes mythisches Bild für den Winter. Solchen Drachen erschlägt vor Allen Siegfried im Fafner. Fafner ist ein verwandelter Riese. Die Riesen entsprachen den Felsen und Bergen des Nordens. Sie werden selbst von der Sonne in Felsen verwandelt. Die Berge sind die Heimat des Winters. Reifriesen bewohnen den gebirgigen Rand der Erde. So könnte man entschuldigen, wenn Siegfried den Winter in Drachengestalt erschlägt: der Reifriese steckt eben darin. Aber wesshalb in der fremden Drachenhaut? Sie war mit der uralten mythischen Garderobe einmal überkommen; der Gluthdrache musste den Winter spielen, wie der griechische Belleros-Tödter die Chimaira tödtete. Wenn nun gar Siegfried die schlummernde Brunnhilde aus ihrem Zauberschlaf wach küsst, was doch einzig und allein den Bruch des Winters, das Erwachen der jungen Erde unter dem Frühlingskuss der Sonne bedeuten kann, und auch da muss er noch die alten Flammen der Gluthhitze, die Waberlohe, durchbrechen; was soll man da denken? Soll man sich dabei beruhigen, dass man wie die nordischen Skalden diese Lohe für ein friedlich flackerndes Winterfeuer nimmt? Denn so liessen sie den Odhin im Winter zwischen zwei Feuer gebannt sitzen nach dem Eddaliede Grimnismal. Nein, das Feuer flammt aus der Heimat der Feuerverehrung her, wo das Feuer selbst heilsamer Gott und Götterbote, Agni, aber auch verderblicher Dämon und Regenräuber, Ahi, war. Der Kampf mit dem Gluthdrachen ist mit nach Germanien, bis nach Island gewandert. Oben auf der eisigen Insel konnte er nur noch den Winter bedeuten, den der Frühling besiegt. Dies bedeutete er auch schon in Deutschland; dies schon sogar in der hellenischen Chimaira. Die Gestalt ist also echt asiatisch; aber die Umdeutung des Begriffs, den sie bezeichnen soll, fängt mit dem Betreten des europäischen Bodens an und feiert ihren radicalsten Sieg im germanischen Norden, wo endlich Gestalt

und Begriff sich geradezu widersprechen. Nicht aus germanischem Boden ist also eine der bedeutendsten indogermanischen Mythengestalten erwachsen, sondern aus asiatischem. Der Ursitz der Indogermanen war also nicht Germanien, überhaupt nicht in Europa, sondern in Asien. —

Ueber den Stammbaum der indogermanischen Sprachen.

Von

Dr. I. Jolly,
Privatdocent in Würzburg.

Wie die Entdeckung des Zusammenhangs der indogermanischen Sprachen den ganzen historischen Gesichtskreis ausserordentlich erweitert hat, so hat sie auch eine Reihe neuer ebenso anziehender, als bis jetzt ungelöster Aufgaben in den Kreis der historischen Wissenschaft eingeführt, unter denen wir besonders die Frage nach der inneren Gliederung des indogermanischen Sprachen- und Völkerstammes ihren eigenthümlichen Reiz in immer erneuten, theils auf das Ganze, theils auf Bruchtheile dieses vielumfassenden Problems bezüglichen Discussionen sich bewahren sehen. Hängt es ja doch von der Feststellung des Stammbaumes der Indogermanen ab, welche Vorstellung wir uns von der unmittelbaren Vorgeschichte jedes einzelnen Stammes, von derjenigen Periode zu bilden haben, in der die europäischen und die arischen Culturvölker ihre nationale Unabhängikeit und Eigenart gewannen, während davon zugleich die Entscheidung in einer anderen nicht weniger interessanten Frage der Geschichtswissenschaft bedingt ist, derjenigen nach der Urheimat der Indogermanen. In den neueren Ansichten hierüber scheint eine skeptische Strömung die Oberhand zu gewinnen; während man früher die asiatische Herkunft der Indogermanen für selbstverständlich hielt und nur in der genaueren Bestimmung der Localität die Meinungen auseinander gegangen waren, haben sich in den letzten Jahren namhafte Forscher theils entschieden für Europa als den Ausgangspunkt der indogermanischen Völkerwanderung erklärt,

theils dieser Annahme wenigstens dieselbe Berechtigung wie der älteren vindicirt, theils das ganze Problem als ein der Natur der Sache nach unfruchtbares bezeichnet.*)

Auch das Problem, welches den Gegenstand dieser Erörterungen bildet, hat in der kurzen Zeit seines Bestehens in der Wissenschaft schon eine Reihe verschiedener Stadien von der grössten dogmatischen Bestimmtheit bis zur äussersten Skepsis durchlaufen. Nachdem Bopp und die andern Begründer der indogermanischen Sprachwissenschaft, mit dem Nachweis der allen verwandten Sprachen gemeinsamen Spracherscheinungen vollauf beschäftigt, sich nur gelegentlich auf die specielleren Beziehungen eingelassen hatten, die zwischen mehreren dieser Sprachen bestehen, gestaltete sich bei Schleicher die Genealogie der indogermanischen Sprachen zum Mittelpunkt der Forschung. Das Ziel der Vergleichung war für ihn bei jedem Wort und jeder Form die genaue Ermittelung derjenigen Gestalt, welche sie in der Grundsprache gehabt hatten. Aber verhältnissmässig wenige Wörter gibt es, die sich übereinstimmend in allen indg. Sprachen vorfinden; welche und wie viele Sprachen nun sind es, die durch ihre Uebereinstimmung einem Worte den „urindogermanischen Adel“ zu verleihen vermögen? Können hiebei wie man die Dialekte für die Hauptsprache eintreten lässt, so auch mehrere der idg. Hauptsprachen zu einer Gruppe vereinigt und demnach bei der Vergleichung der Wörter ein oder zwei Mitglieder einer Gruppe als Repräsentanten für die übrigen angesehen werden? Die Bejahung dieser Frage führte Schleicher darauf, seinen bekannten Stammbaum der idg. Sprachen zu entwerfen, welcher sich, da ja damit zugleich etwas über die Völker ausgesagt ist, welche dieselben gesprochen haben, etwa folgendermassen in historische Thatsachen übersetzen lässt. Zuerst hat sich nach der von Schleicher in allen seinen Schriften vertretenen Ansicht die aus Deutsch und Slavolettisch bestehende nord-

*) Die Ansichten von Latham, Benfey, Lazar Geiger, J. G. Cuno und Spiegel über die Heimat des indogermanischen Urvolkes finden sich zusammengestellt und besprochen von A. Höfer in Kuhn's Zeitschrift XX Seite 379—384.

europäische Grundsprache aus der indogermanischen Urpsrache ausgeschieden. Der Beweis für diese Annahme beruht darauf, dass die nordeuropäischen Sprachen von der idg. Grundsprache weiter abgewichen sind, als sämmtliche übrigen Sprachen (also auch das Keltische nicht ausgenommen!) Von dem so übrig bleibenden Complex von Sprachen, für den sich somit die Annahme einer ariograecoitalokeltischen Grundsprache einstellt, habe sich zunächst das Graekoitalokeltische oder Südeuropäische ausgesondert, das sich zunächst in Griechisch und Italokeltisch, dieses dann wieder in Italisch und Keltisch spaltete. Während auch die nordeuropäische Grundsprache zunächst in Deutsch und Slavolitauisch, letzteres viel später in Slavisch und Litauisch aus einander ging, trat desgleichen in Asien lange nach der Auswanderung der Gräcoitalokelten eine Spaltung der arischen Grundsprache in Iranisch und Indisch ein.

Diese die Verwandtschaftsgrade der idg. Sprachen haarscharf feststellende Theorie fand zwar durch ihre Popularität der Sch.'schen Schriften und durch ihre grosse Bestimmtheit rasch allgemeine Verbreitung, forderte aber eben durch die letztere Eigenschaft den Widerspruch der Mitforscher heraus, der sich theils, von der Seite der Einzelforschung kommend, gegen einzelne Theile von Schleichers Stammbaum richtete, theils in encyclopädischen Werken den ganzen Stammbaum durch andere Annahmen über die Verwandtschaft der idg. Sprachen zu ersetzen suchte. Ich erwähne von der ersten Classe gegnerischer Ansichten einstweilen nur die Ebel's, der seine entscheidende Stimme über die verwandtschaftliche Stellung der keltischen Sprachen in einem zu Schleicher's Urtheil ganz entgegengesetzten Sinne abgab. Nicht nur über die Genealogie einer einzelnen Sprache, sondern über das ganze Problem hatte schon etwas früher Max Müller in den „Vorlesungen“ eine durchaus abweichende Ansicht aufgestellt. Er vertheilt dort den ganzen Sprachstamm in zwei Gruppen: eine südliche, welche die indischen und iranischen Dialekte und Sprachen umfasst, und eine nördliche oder nordwestliche, welche alle übrigen enthält. Gegen Schleicher richtet sich die ebenda

vorkommende Bemerkung: Ob es nun möglichst, ausser dieser Eintheilung in einen südlichen und nördlichen Zweig, durch dieselbe Probe (Gemeinschaftlickeit besonderer Wörter und Wortformen) auch die auf einander folgenden Perioden ausfindig zu machen, in welchen sich die Germanen von den Slaven, die Kelten von den Italikern, oder diese von den Griechen trennten, erscheint mehr als zweifelhaft." Noch früher 1853 hatte Max Müller in dem Essay „The Veda and Zend-Avesta"*) die von ihm angenommene frühe Scheidung zwischen der europäischen und der asiatischen Abtheilung des indogermanischen Stammes in einer pragmatisirenden Weise dahin ausgeführt, dass die Arier (d. h. Indogermanen) die nach Nordwesten zogen, die Rolle in dem Drama der Weltgeschichte übernommen haben, dass sie den Arier in seinem historischen Charakter darstellen, während die südlichen Arier bloss eine religiöse Entwicklung durchgemacht haben. Ausführlich hat sich dann Whitney in seinen „Lectures"**) auf die Stammbaumfrage eingelassen, aber auch er wesentlich nur, um die Ansichten Schleicher's einer negierenden Kritik zu unterziehen. Zwar sei es allgemein anerkannt, dass die Trennung der Inder und Perser am spätesten erfolgt sein müsse, und fast ebenso einstimmig (dies ist nicht richtig) sei man in der Annahme einer engeren Verwandtschaft zwischen Latein und Griechisch, obschon hier die Sachen viel zweifelhafter stünden, theils wegen der verhältnissmässig doch nur entfernten Beziehungen, theils wegen des Verlustes von Mittelformen. Aber noch viel weniger kann Whitney eben deshalb die von Schleicher dem Keltischen angewiesene Stellung billigen: diese Gruppe von Sprachen, in denen die ursprünglichen indogerm. Charakterzüge am meisten unter den mannigfachen Einwirkungen des lautlichen Verfalls und grammatischer und lexicalischer Neubildungen verwischt, deren Zugehörigkeit zum indog. Sprachstamm daher am allerspätesten entdeckt worden

---

*) Wieder abgedruckt in dem I. Bande der Chips from a German workshop, p. 65.

**) 3. édition (London 1870), p. 203 f.

sei, deren Abzweigung von dem ursprünglicheu Grundstock man eben desshalb sonst gemeinhin als den Ausgangspunkt der weiteren Trennungen betrachtet habe, sie sollten nun als die nächsten Verwandten des Latein figuriren! Mit richtigem Blick hat Whitney den schwächsten, schon wie erwähnt von Ebel bekämpften Punkt in Schleicher's Beweisführung herausgegriffen, um, freilich in der Negation viel weitergehend, seine ganze Theorie für hinfällig zu erklären; doch hält sich sein Skepticismus in engeren Grenzen, als der Max Müller's; die Mittel zur Lösung dieser Streitfragen, sagt Whitney, are doubtless contained in the linguistic facts which lie within our reach, aud a more thorough study and closer comparison will one day bring them to light.

Viel nachhaltiger, als dies auch Whitney's triftigen jedoch über die Negative nicht hinausgehenden Einwendungen gelingen konnte, ist die Theorie Schleicher's, um hier von den nur auf einzelne Punkte bezüglichen Erörterungen Lottner's, Ebel's, Sonne's, Grassmann's u. A. abzusehen, durch die Untersuchung von G. Curtius über die Spaltung des A-Lautes aus dem Jahre 1864*) erschüttert worden. Schon durch die richtige Wahl des Ausgangspunktes; denn es war ein ebenso wichtiger als bis dahin vielfach übersehener Gesichtspunkt, dass es zur Constituirung eines näheren Verwandtschaftsverhältnisses zwischen zwei indogermanischen Sprachfamilien vor Allem darauf ankomme „diejenigen Seiten des Sprachlebens genauer zu untersuchen, welche in einer der ersten Trennung des gesammten Stammes nachfolgenden Zeit sich ausgebildet haben.“ Eine der durchgreifendsten solcher Erscheinungen ist nun die Spaltung des ursprünglichen A-Lautes in den europäischen Sprachen. Während das Zend und noch mehr das Altpersisch, am durchgängigsten das Sanskrit das alte *a* sowohl in Stamm- als Ableitungssilben unangetastet gelassen habe, ist es in den europäischen Sprachen zwar auch in vielen Fällen bewahrt, weit häufiger aber entweder in die helleren Vocale *e i*, oder in die dumpferen *o*, *u* ausgewichen. Man braucht z. B. nnr Sanskrit

*) Verhandl. d. k. Sächs. Ges. d. Wiss., phil. hist. Cl. XVI, S. 9 ff.

und Zend *daçan* mit gr. *δέκα*, lat. *decem*, got. *taihun* (ahd. *zehan*), Ksl. *desęti*, lit. *dészimtis*, andrerseits Sanskrit und Zend *mar* sterben mit der Gestalt dieser Wurzel in den europäischen Sprachen: gr. *μορ* (z. B. mit Metathesis in *βροτός* sterblich), lat. *mor* in *morior*, got. *maur* in *maurþr* (= nhd. *Mord*) zu vergleichen um für die Vertheilung des ursprünglichen und arischen *a* im Europäischen das Bild $a \frac{e}{i} \frac{o}{u}$ zu erhalten. Dasselbe Verhältniss zwischen der asiatischen und der europäischen Färbung der Vocale wiederholt sich in hunderten von Fällen, und so ist, wenn man von einer, wenn auch einzelnen, doch ungemein weitgreifenden Erscheinung des Sprachlebens aus Schlüsse auf die gesammte Geschichte der betr. Sprachen ziehen darf, die Annahme nicht abzuweisen, dass die indogermanischen Sprachen sich zunächst in zwei grosse Abtheilungen gespalten haben, die asiatische und die europäische. Nun giebt aber die Betrachtung des A-Lautes und seiner Vertreter *e*, *i*, *o*, *u* in den europäischen Sprachen noch zu weiteren genealogischen Schlüssen Veranlassung. Nicht in gleichem Maasse haben alle europäischen Sprachen jene drei Vorgänge, die Bewahrung des A-Lautes, dessen Verdünnung zu *e* (*i*) und seine Verdumpfung zu *o* (*u*) eintreten lassen; sondern, stellt man Griechisch und Lateinisch den drei nordeuropäischen Sprachen als Einheit gegenüber, so gleichen sich beide Sprachgruppen in den beiden ersten Vorgängen, scheiden sich aber in Bezug auf den dritten.*) Freilich umfasst von den drei Tabellen, in welchen Curtius die gemeinsame Spaltung des *a* im Griechischen und Lateinischen, mit Vergleichung des Nordeuropäischen, S. 31—38 ziffermässig veranschaulicht, die dritte überhaupt viel weniger Wörter (56 zu 106, 102) als die erste und zweite; da nun die drei Tabellen den erwähnten drei Vorgängen entsprechen, so erhellt hieraus, dass die dritte, in welcher also die Verschiedenheit der nordeurop. Sprachen vom Südeurop. zur Anschauung gebracht werden soll, viel weniger beweist als die erste und zweite. Immerhin ist dieses Auseinandergehen der

*) Curtius a. a. O. S. 15.

nord- und südeuropäischen Sprachen in der Verdumpfung des A-Lautes eine hinreichend festgestellte und hinreichend wichtige Thatsache, um als eine neue Stütze für eine sehr alte, von Schleicher vorschnell umgestossene Annahme zu dienen, die gräcoitalische (pelasgische) Periode.

Die Curtius'schen Resultate, besonders das erste über die europäische Periode, haben sich rasch in der Wissenschaft Bahn gebrochen. Allgemeine, aus der Philosophie der Geschichte entnommene Gründe, wie sie z. B. Max Müller geltend gemacht hatte, wirkten dazu mit, die Annahme einer durchgehenden Scheidung zwischen europäischen und asiatischen Indogermanen auch für die vorgeschichtliche Zeit als die rathsamste erscheinen zu lassen; so trafen Scherer in seinem Werk „zur Geschichte der deutschen Sprache,“ Fick in seinem Wörterbuch der indg. Grundsprache mit Curtius in der Annahme einer europäischen Periode zusammen, und während freilich über die innere Gliederung der europäischen Grundsprache die alte Meinungsdifferenz nach wie vor fortbestand, konnte Delbrück constatiren: eine grosse Anzahl jetziger Forscher einigen sich in der Anschauung, dass die idg. Grundsprache sich zunächst in zwei grosse Abtheilungen, die asiatische und die europäische spaltete.*)

Aber wir sollten daran erinnert werden, dass die Periode des Skepticismus in dieser Frage, welche dem Schleicher'schen Dogmatismus auf den Fuss gefolgt war, noch lange nicht ihr Ende erreicht hatte; es geschah erst im vorigen Jahre, dass die skeptische Richtung in zwei Angriffen auf die Gesammtheit der bisher aufgestellten Ansichten an einem Punkte anlangte, der nun wohl ihr Höhe- und Wendepunkt bleiben wird. Max Müller, dessen ablehnende Worte gegen den Schleicher'schen Stammbaum ich oben angeführt habe, kam in der Strassburger Antrittsvorlesung „Ueber die Resultate der Sprachwissenschaft,“ von dem Verhältniss der Linguistik zur Ethnologie

*) Kuhn's Ztschr. XVIII, S. 74. Der von Delbrück gemachte Zusatz: „dass aber das Griechische zwischen den beiden Gruppen die Brücke bildet“ hebt den Vordersatz erklärlich nicht auf, um so weniger da er Fick's und Scherer's Ansichten wenigstens nicht betrifft.

aus, (zwei Wissenschaften, die man viel strenger als bisher auseinander halten müsse) auch auf die Versuche zu sprechen „aus der grössern oder kleinern Anzahl von Uebereinstimmungen zwischen je zwei oder drei Sprachen der arischen (indogermanischen) Familie Rückschlüsse auf das frühere oder spätere Auseinandergehen der Völker zu ziehen, welche diese Sprache sprechen.“ (S. 18). Sie sind nach der Ansicht Max Müller's ebenso „der Natur der Sache nach fruchtlos (S. 20), wie er es kurz vorher für ganz verfehlt erklärt, von einem „Arischen Schädel oder einer dolichokephalischen Sprache zu sprechen.“ Eine Beweisführung freilich für diese negative Kritik liegt in dem die ganze Frage und gelegentlich berührenden Vortrag nicht vor, sie müsste denn darin gefunden werden, dass Max Müller auf die vielfach sich durchkreuzende Meinungsverschiedenheit hinweist, welche in dieser Frage zwischen den bedeutendsten Forschern bestehe. So sei nach Grimm und Schleicher Slavisch sehr eng mit Deutsch, nach Ebel und Lottner aber Deutsch sehr eng mit Celtisch, nach Newman und Schleicher Celtisch sehr eng mit Lateinisch, nach Mommsen und Curtius Lateinisch sehr eng mit Griechisch, nach Grassmann, Sonne, Kern Griechisch sehr enge mit Sanskrit, nach Burnouf Sanskrit sehr enge mit Zend verwandt.

Es liegt etwas Schlagendes in dem Argument, dass ein Problem, über dessen Lösung die Ansichten der Forscher sich so schnurstracks zuwiderlaufen, von vornherein unrichtig gestellt sein müsse; wir lernen aus diesen speciellen Uebereinstimmungen zwischen je zwei Sprachen am Ende nur, sagt M. Müller S. 21, das, was wir schon zu Anfang gewusst haben, nemlich, dass alle diese Sprachen eng mit einander verwandt sind. Aber sind denn diese Wiedersprüche, die hiernach zwischen Forschern wie Grimm, Schleicher, Curtius u. A. bestehen sollen, wirklich so unversöhnlich? Zuvörderst herrscht doch ganz allgemeine Uebereinstimmung erstens über die nahen Beziehungen zwischen Sanskrit und Zend, sowie zweitens, was zwar Max Müller nicht erwähnt, aber selbst J. Schmidt in der gleich zu besprechenden Schrift zugesteht, zwischen Slavisch und Litauisch. Eine kaum weniger vollständige Uebereín-

stimmung der bedeutendsten Forscher konnte vorhin drittens in Betreff der europäischen Grundsprache constatirt werden, und viertens sind die besten Kenner über die Zusammengehörigkeit der deutschen mit den slavolettischen Idiomen zu einer besonderen Gruppe einig. Es sind somit doch wohl nur die südeuropäischen Sprachen, über deren verwandtschaftliche Stellung sich allerdings bis jetzt die Ansichten diametral gegenüberstehen, wobei indessen die Möglichkeit einer Vermittlung an sich nicht ausgeschlossen ist. Nun sind, was zunächst das Celtische betrifft, die Gründe, welche Schleicher (Beitr. I., 437) dazu veranlassten, diese Sprachfamilie dem Latein so nahe zu rücken, durchaus der Grammatik entnommen; es ist der Bau des keltischen Verbums, die keltisch-lateinische Uebereinstimmung in der Tempus- und Genusbildung (Neubildung der Passivs durch Anhängung des Reflexivums z. B. in altir. *bertar* = *fertur*; die Bildung des Futurums und Perfectums mittelst der Wurzeln *bu* und *as* z. B. altir. *karu-b* ich werde handeln, vgl. *ama-bo*, altgall. Perf. *gap-si* = *cepi* vgl. *dic-si*), welche Schleicher zu der italokeltischen Gruppe gelangen liessen. Dagegen gehören die vorhin verschobenen Details der Ebel'schen Untersuchung (im II. Bande der Beitr.) vornemlich dem Wortschatz an; auf Grund einer ausgedehnten Vergleichung der Wortstämme ist Ebel darauf hinausgekommen, dass das Keltische den nordischen Sprachen, insbesondere dem Deutschen, am nächsten stehe. Und hat denn nicht auch auf jene Meinungsdifferenzen in Betreff des Latein und Griechisch, auf welche Max Müller ein so grosses Gewicht legt, vor Allem auch die Verschiedenheiten der Ausgangspunkte einen grossen Einfluss geübt? Während, um nur einige Hauptvertreter einer jeden Ansicht zu erwähnen, Curtius an der Spaltung des A-Lautes die enge Verwandtschaft zwischen Griech. und Latein zu erweisen gesucht hat, während schon früher Mommsen in seiner römischen Geschichte das Bild der gräcoitalischen Culturperiode auf Grund der nur den Griechen und Italikern gemeinsamen Wörter und Begriffe mit den detaillirten Zügen ausgestattet dem grossen Publicum vorgeführt und Leo Meyer auf dieselbe Voraussetzung hin, seine vergleichende Grammatik

des Griech. und Latein. geschrieben hatte, waren allerdings andere Forscher zu abweichenden Resultaten gelangt. Aber es war doch auch hier wieder die Verschiedenheit des Ausgangspunktes, welche namentlich von der vergleichenden Durchforschung der Syntax aus dazu gelangen liess das Griech. dem Arischen näher als dem Latein zu rücken, während die von Grassmann und Sonne geltend gemachten griechisch-arischen Uebereinstimmungen: das Augment, die tonlosen Aspiraten, das alpha privativum, das μή und mà prohibitvum, das *tara* und *τερο* als Zeichen des Comparativs und andere specielle Berührungspunkte zwischen dem Formenbau des Griech. und Arischen als gemeinsame Ueberreste aus der indogermanischen Ursprache wenig genealogische Beweiskraft haben. Doch wie es sich auch hiermit verhalten mag, im Ganzen sieht man schon, dass die von Max Müller so stark betonten Meïnungsdifferenzen in Betreff der Gruppirung der indogerm. Sprachen theils nicht soweit greifend, theils nicht so unversöhnlich sind, um den Schluss zu rechtfertigen, dass alle diese Untersuchungen unter einer falschen Voraussetzung gemacht seien. Und giebt denn nun Max Müller eine neue Erklärung für die doch auch von ihm anerkannten (Vorl. I, 181) speciellern Uebereinstimmungen, welche zwischen den slavischen und germanischen Sprachen bestehen? Nach einer Aeusserung auf. S. 20 seiner Rede gewinnt es den Anschein, als wolle er dieselben wie schon früher (a. a. O.) aus dialektischen Verschiedenheiten, die schon in der indogerm. Ursprache bestanden hätten, erklären: gemäss der eigenthümlichen, wohl von keinem andern Forscher ausser E. Renan getheilten Ansicht, dass die Dialekte überall vor der Sprache da seien, während doch die in den älteren Sprachstufen immer zunehmende Convergenz verwandter Sprachen die Annahme einer ursprünglichen Einheit und Gleichheit, kurz einer eigentlichen Grund- oder Ursprache unabweisbar macht, Aber gleich auf der nächsten Seite sagt Max Müller von der Verbreitung der indog. Sprachen, dass sie „nach lang gehegter Gemeinschaft langsam, und in einigen Fällen selbst wohl gleichzeitig, aus dem alten Familienzusammenhang heraustraten und ihre eigene nationale Unabhängigkeit er-

langten.“ Ich begnüge mich damit, dieses Zugeständniss an die Stammbaumtheorie zu constatiren und wende mich direkt zu dem zweiten viel mehr ins Einzelne und zugleich viel weiter gehenden Angriff auf dieselbe, welcher in der schon kurz erwähnten Schrift von Joh. Schmidt „über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen“ *) enthalten ist.

Auch Schmidt hat früher mit der Mehrzahl der Forscher eine europäische Grundsprache angenommen; er bekennt jetzt, dass er sich geirrt habe. Es hat keine europäische Grundsprache gegeben; aber noch mehr, alle die in neuerer Zeit construirten Grundsprachen überhaupt, also auch die nordeuropäische, slavodeutsche so gut als die südeuropäische, gräcoitalische, italokeltische fallen sammt und sonders dem Reich des Mythus anheim (S. 28). Und Schmidt geht noch weiter, indem er sogar die Existenz einer indogermanischen Ursprache in Abrede stellt; Schleicher's indogermanische Fabel war eine Chimäre, denn wenn wir auch nur einen Satz in der Ursprache schreiben wollen, so wird derselbe so wenig indogermanisch sein, als die Uebersetzung eines Verses der Evangelien deutsch sein würde, deren einzelne Worte man theils aus Ulfila, theils aus des sogen. Tatian's, theils aus Luther's Uebersetzung entnommen hätte (S. 36.). Endlich wird uns als Perspective in die Zukunft der Sprachwissenschaft die Aussicht auf den Nachweis eröffnet, dass auch das Arische, Slavolettische, Griech. u. s. w. nicht mehr je als Ganze zu betrachten seien, und z. B. eine griechische Grundsprache als Mutter des Aeolischen, Ionischen, Dorischen ebenso eine Fiction sei wie die europ. Grundsprache als die den stammverwandten europ. Sprachen zu Grunde liegende Einheit.

Doch bleiben wir zunächst bei Schmidt's Negation der europäischen Grundsprache stehen, um die Beweise zu prüfen, welche in der Reihenfolge angeführt werden, dass zuerst für die Sprachen des Nordostens, (Slavisch, Litauisch) dann für die Sprache des Südostens von Europa (Griechisch) der enge

*) Weimar 1872; sie ist den Mitgliedern der sprachwissenschaftlichen Section der Leipziger Philologen-Versammlung von 1872 ihrem allgemeinen Theile nach schon durch einen Vortrag des Verf.'s bekannt.

Zusammenhang mit den beiden orientalischen Sprachen, dem Sanskrit und dem Zend nachzuweisen versucht wird. Zwar die von Schleicher hervorgehobenen Coincidenzpuncte zwischen Deutsch und Slavolettisch bekämpft Schmidt*) nur, um sie durch andere, nach seiner Ansicht massgebendere zu ersetzen, und hier sind die speciellen Uebereinstimmungen in Betreff der Zahlwörter, worauf wegen des Zahlworts tausend schon Schleicher hingewiesen hatte, in der Verwendung der Präsensbildungen mittelst Nasalsufixes oder -infixes zum Ausdruck inchoativ-passiver oder intransitiver Beziehung, in den kulturgeschichtlich bedeutsamen Namen für Silber, Roggen, Weizen, Mühle, Bier u. a. in der That recht instructive Thatsachen, für deren Nachweis wir dem trefflichen Kenner der deutschen und slavolettischen Idiome zu Dank verpflichtet sind. Nimmt hiezu die in der Note erwähnte Uebereinstimmung in der Declination, die bloss im Deutschen und Slavolettischen bekannte Zweiheit der sogen. bestimmten und unbestimmten Adjectiva: „langer Weg“ und „der Weg ist lang,“ von der L. Meyer neulich gesagt hat,**) dass sie allein ausreichend sei, um die slavodeutsche Einheit zu erweisen, endlich die Uebereinstimmungen in den Auslautgesetzen der drei nordischen Sprachen, welche Leskien in seinem Vortrag darüber in der germanistischen Section der Leipziger Philologenversammlung ausführlich dargelegt hat, so wird man Schmidt nur beistimmen können, wenn er es als ein zweifelloses Resultat der Forschung bezeichnet, dass das Slavolettische keiner der europäischen Sprachen so nahe verwandt ist wie dem Deutschen. Aber

---

*) Abgesehen von der übereinstimmenden Wandlung des *bh* der Casussuffixe *-bhi*, *-bhis*, *-bhya(m)s* in *m* z. B. got. *vulfa-m*, altbulg. *vlŭko-mŭ*, lit. *vilká-mus*, *vilká-ms*, die Schmidt mit Recht als ein sehr schwer in die Wagschale fallendes grammatisches Argument bezeichnet.

**) In einer Besprechung der Schmidt'schen Schrift Gött. Gel. Anz. vom 29. Jan. 1873. Während Schmidt jene Uebereinstimmung auf die innere Sprachform einschränken will, führt dort selbst L. Meyer aus, dass sie sich ebensogut auf die äussere erstrecke, doch ist damit in dieser schon viel hin und her gewendeten Frage (vgl. auch Steinthal, Charakteristik S. 303—11, der im Gegentheil die Verschiedenheit der deutschen und slavischen Adjectivdeclination betont) bas letzte Wort nicht gesprochen.

kaum weniger oder ganz so enge Beziehungen sind es, Schmidt zufolge die sie dem Arischen verbinden. Freilich sind es Argumente von sehr verschiedener Art und von sehr verschiedenem Werthe, durch die nun diese Behauptung, der Angelpunkt der Schmidt'schen Untersuchungen, zu stützen gesucht wird. Neben dem Loc. plur. auf ursprünglich *sva*, dem partcp. perf. act. auf ursprünglich *vans*, die das Slavolett. nur mit dem Arischen, nicht auch mit seinem östlichen Nachbarn, dem Deutschen gemein hat, werden die Duale von Dvandva-Composita aufgeführt z. B. altbulg. *bratŭ-sestra ἀδελφὸς καὶ ἀδελφή*, dat. *bratŭsestroma*, welche das Slavolettische sogar mit keiner anderen europäischen Sprache, sondern nur mit dem Arischen gemein hat. Aber doch wohl nicht mit dem ältesten Arisch; denn dürfen wir auf die Uebereinstimmung zwischen Zend und Vedisch in diesem Punkte bauen, so möchte die älteste Flexionsweise dieser Duale die Flexion beider Substant. im Dual gewesen sein. Nicht nur das allein dem Altpers. und Altbulg. gemeinsame *radiy* resp. *radi* wegen, die doch nur auf die drei Zahlen fünf, neun und zehn beschränkte Gleichheit im Ausdruck der Zahlcollectiva im Arischen und Slavolettischen wird ferner hervorgehoben, es wird auch das alte Hieb- und Stichwort, das Compositum lit. *vėsz-patis, Z. viç-paiti* wieder aufgeführt, das sich doch als ein Ueberrest aus der alten Stammverfassung der Indogermanen gerade bei einem so zäh conservativen Volke wie die Litauer begreiflicher Weise auch am längsten erhalten konnte, also nicht das Geringste für intimere Beziehungen des Slavolett. zum Arischen beweist. Und wie man überhaupt aus dem bisher Mitgetheilten schon sieht, es sind die von Schmidt hervorgehobenen Berührungspunkte zwischen Slavolett. und Arisch theils, wo sie sich auf die Grammatik beziehen, meist von der Art, dass sie sich, wenn nicht im Deutschen, doch in anderen verwandten Sprachen wiederfinden, also der Ursprache angehört haben müssen und ebenso in der slavodeutschen Periode noch vorhanden, erst nach der Trennung des Slavolett. vom Deutschen aufgegeben worden sind; wo sie sich auf den Wortschatz beziehen, sind sie viel zu vereinzelt, um irgend eine Beweiskraft

zu haben, und widerspricht es denn nicht überhaupt dem was schon die Begründer der vergleich. Grammatik, was selbst der gern der Oberflächlichkeit geziehene Friedrich Schlegel über die Kriterien der Sprachverwandtschaft, ich denke für alle Zeiten, festgestellt haben, wenn hier mit einigen kahlen Verzeichnissen von gleichen und ungleichen Wörtern in einigen indogerm. Sprachen die grosse Frage nach den Verwandschaftsgraden derselben in ein neues Stadium gerückt werden soll.

Ein einziger Grund in der Schmidt'schen Beweisführung scheint durchschlagend zu sein.*) Die Spaltung des ursprünglichen A-Lautes in den sechs europäischen Sprachen beweist, dass wir eine europäische Periode der indogermanischen gegenüberzustellen haben, in der das *a* gerade wie wir es im Arischen finden, noch ungetheilt bestand. Die Spaltung des ursprünglichen *k* im Slavolettischen und Arischen nöthigt uns nach Joh. Schmidt diese beiden Gruppen in eine specielle Beziehung zu einander zu setzen, weil sie das in den anderen verwandten Sprachen intact gebliebene *k* in denselben Worten beibehalten, in denselben in einen palatalen Zischlaut verwandeln. Also das Lettoslavische kann wegen seines Vocalismus nicht von den europäischen, wegen seines Consonantismus nicht von den asiatischen Sprachen getrennt werden, und es ist somit unmöglich, die Gesammtheit der idg. Sprachen in zwei Theile auseinanderzureissen, denn wie man sich auch dazu anstelle, das Slavische wird stets an beiden Theilen zugleich participiren.

So lautet, so präcis als möglich dargestellt, das Hauptargument J. Schmidt's und man wird ihm darin beistimmen dürfen, dass ihm ein grosser Werth (ein sehr viel grösserer gewiss als seinen übrigen) beizulegen wäre, wenn es richtig wäre. Nun ist allerdings die längst beobachtete Uebereinstimmung zwischen Arisch und Slavolettisch in der Assibilirung der gutturalen Tenuis, eine zu weit gehende, um mit Schleicher als ein zufälliges Zusammentreffen angesehen werden zu können. Wenn blos in dem Numerale für 100, lat. centum, gr. *ἑκατόν* Sanskrit und Slavolettisch statt des *k* der übrigen europ.

*) Vgl. Havet in der Revue critique vom 23. November 1872.

Sprachen einen Sibilanten hätten eintreten lassen: S. *çatam*, lit. *szimtas*, altbulg. *sŭto*, so könnte diese Lautveränderung wie so viele andere auf beiden Sprachgebieten spontan eingetreten sein; wenn aber, wie Ascoli erwiesen hat, in sechszehn Fällen dem palatalen Spiranten der Arier slavolettische Spiranten gegenüberstehen, so verliert die Schleicher'sche Erklärung ganz den Charakter der Einfachheit. Eine neue Erklärung wird um so weniger abzuweisen sein, wenn wir (und auch hierin folgt Joh. Schmidt den scharfsinnigen Untersuchungen Ascoli's) genau dieselbe Erscheinung auch bei den entsprechenden Mediae und Aspiratae wahrnehmen. Aber Ascoli hat auch, wie er zuerst die bez. Thatsachen in ihrem Zusamenhang erkannt hat, die ratio derselben durch seine völlig befriedigende Annahme aufgedeckt, der in der Darstellung Schmidt's arges Unrecht widerfährt, wenn er die Beweise übergeht, welche Ascoli zu Gunsten der Existenz einer zweifachen Art von *k* in der Ursprache beigebracht hat. Man mag seine Symbole für dieses doppelte *k* der indog. Ursprache: *kc* und *ky*, man mag auch das unpassend finden, dass bei dem aus letzterem im Latein, Griech. etc. wieder hervorgegangenen reinen *k* Ascoli dies mit einem ungeschickten Ausdruck als eine Heilung des alten Lauts („quasi il tipo risanato") auffasst; aber Ascoli's Annahme eines doppelten *k* für die Ursprache ähnlich wie wir kaf und kof im Semitischen finden, wird dadurch um nichts unwahrscheinlicher. Ja sie scheint mir vollkommen erwiesen, denn 1) tritt dem *k*', welches im Skr. und Slavolett. durch einfaches *k* repräsentirt wird, in den übrigen europ. Sprachen in der Regel ein *ko* gegenüber z. B. Skr. und Lit. *ka-s*, aber *πότερος* quod, irisch *cia*, got. *hvas*; 2) bieten umgekehrt die übrigen europ. Sprachen da ein einfaches *k*, wo Arisch und Slavolettisch einen Sibilanten eintreten lassen, der übrigens, wie man weiss, keineswegs derselbe in beiden Sprachgruppen ist: Skr. *çatam*, altbulg. *sŭto*, lit. *szimta*, dagegen *ἑκατὸν*, *centum*, bretonisch *kant*, got. *hund*. Kurz, die Doppelheit des *k* reicht schon in die Ursprache hinauf und ist, wenn auch ihr ursprüngliches Verhältniss zu einander verwischt ist, doch in allen indog. Sprachen bewahrt; wenn aber in Folge dieser Modification

Gleichheiten zwischen dieser und jener Sprache hervortreten, so hat nun hier der Schleicher'sche Satz volle Geltung, dass „in den verschiedenen Sprachen unabhängig von einander dieselben Lautveränderungen mit der Zeit eintreten."

Also die übereinstimmende Behandlung der alten Gutturale im Slavolettischen und Arischen hindert uns nicht, diese beiden Sprachgruppen von einander zu trennen, noch viel weniger stehen dem die oben erwähnten Uebereinstimmungen im Wortschatz oder die angeblichen mythologischen Berührungspunkte entgegen, auf die J. Schmidt so grosses Gewicht legt. Es ist eine alte, und historisch wenig bedeutsame Thatsache, dass ein Ausdruck für Gott und einer für heilig nur den Slavoletten und Ariern gemeinsam ist (altpers. *baga*, Z. *bagha*, phryg. *Βαγαῖος*, ved. *Bhaga* — slav. *bogŭ*; Z. *çpenta*, altbulg. *svętu* lit. *szvèntas*), ihr stellt Schmidt den Umstand an die Seite, dass gerade die Iranier und Slavoletten es sind, welche den urindogermanischen Himmelsgott Djaus nicht mehr kennen. Aber die slavische Mythologie ist überhaupt eine terra incognita, und man könnte z. B. ebensogut aus dem Fehlen des Saramejas-Hermes in der slavischen wie in der latein. Mythologie eine besonders enge Uebereinstimmung zwischen Latein und Slavisch deduciren; andrerseits können wir, da derselbe in die geschichtliche Zeit fällt, ganz genau den Vorgang erklären, der bei den Iraniern dazu hinführte, den gewiss auch ihnen ursprünglich nicht fremden Naturgott Djaus aufzugeben: auf der Stufe des religiösen Bewusstseins, der das Zendavesta angehört, sind die personificirten Naturmächte der indogermanischen Urreligion völlig zurückgetreten, und der Himmel Ahuramazda's ist ganz mit allegorischen Figuren bevölkert. Da diese Entwicklung aber unstreitig eine Folge der Religionsstiftung Zarathustra's war, so müssten die Slaven gleichfalls den Einfluss derselben verspürt haben und diese ganze Annahme fällt somit in den Ideenkreis des Polen Pietraszewski hinein, der den „Zendavesta oder Zendaschta" aus dem Slavischen erklären wollte.

Von Nordeuropa wendet sich Schmidt zu dem Griechischen, um auch hier zu zeigen, dass zwar ein enger Zusammenhang

mit dem westlichen Nachbar bestehe, aber ebensowenig die Grenze gegenüber dem Arischen feststehe. Aber während wir über die nordeurop. Sprachen, das specielle Forschungsgebiet des Verf.'s, manche neue Belehrung von ihm erhalten, theilt er uns über die besonderen Uebereinstimmungen zwischen Griech. und Latein und zwischen Griech. und Arisch fast nur oft Gehörtes mit, und ich darf diesen Theil seiner Argumente ebenso wie das, was er über das Keltische bemerkt, als bekannt übergehen. Denn in Betreff des letzteren stützt er sich ganz auf die oben angeführte Untersuchung Ebel's (Beitr. II, 137—194). Wenn aber Ebel dort selbst dem Keltischen eine Art Mittelstellung zwischen dem Deutschen und Italischen anweist, so ist dies doch noch lange nicht dasselbe, wie die „organische Vermittlung,“ welche nach Schmidt's neuer Theorie eine jede indog. Sprache zwischen ihren Nachbarn auf beiden Seiten herstellt.

Denn es ist eine ganz und gar veränderte Anschauung von der Verbreitung und Verzweigung der indogerm. Sprachen, die Joh. Schmidt an die Stelle der von ihm, wie er meint, definitiv beseitigten Grundsprachen und successiven Spaltungen zu setzten denkt. Nicht nur den Dogmatismus will Sch. bekämpfen, mit welchem sein Lehrer Schleicher den Stammbaum unserer Sprachfamilie bis ins Einzelne hinein festgestellt hatte, nicht blos der das Ziel anticipirenden Bestimmtheit, mit der Mommsen in seiner römischen Geschichte das Bild der gräcoitalischen Periode gezeichnet hatte, die Bedächtigkeit der prüfenden Kritik entgegenstellen, sondern das Bild, welches diese nnd mit ihnen wohl alle andern Forscher sich bisher von der Entstehung der Einzelsprachen aus der idog. Ursprache gemacht hatten, die ganze Idee des Stammbaumes soll völlig aufgegeben werden. Wenn wir uns die Ausbildung der indog. Sprachen unter einem Bilde vorstellen sollen, so müssten wir an eine Welle denken, welche sich in concentrischen mit der Entfernung vom Mittelpunkte immer schwächer werdenden Ringen ausbreitet; ein Vergleich, anstatt dessen uns gleich nachher die Wahl eines anderen Bildes freigegeben wird, nemlich einer schiefen vom Sanskrit zum Keltischen in ununter-

brochener Linie geneigten Ebene; indem sich sodann im Laufe der Jahrhunderte eine Sprache durch äussere oder innere Gründe das Uebergewicht über die östlichen und westlichen Nachbarn verschafft und dieselben in Folge hievon absorbirt, verwandelt sich auch dieses zweite Bild wieder, es entstehen Stufen und aus der schiefen Ebene wird eine Treppe. Freilich sucht der Verfasser diese Vergleichungen der Kritik zu entziehen durch die Bemerkung, dass Bilder in der Wissenschaft sehr wenig Werth haben; es könnte sonst auf die bedenkliche Aehnlichkeit hingewiesen werden, welche die von ihm gewählten Bilder mit der Verfahrungsweise einer nun glücklich überwundenen Periode der Sprachwissenschaft haben, in der man gern das Leben der Sprache mit den Naturorganismen verglich, von dem Wachsen und Knospen der Wörter sprach und es für tiefe Weisheit hielt, die Sprachen in krystall-, pflanzen- und thierartige, oder weibliche und männliche einzutheilen.*) Aber was ist denn nun die Sch.'sche Theorie ohne Bild? Es gab ursprünglich ein grosses vom Sanskrit bis zum Keltischen reichendes indogermanisches Sprachgebiet (wie diese Sprachen z. B. das Keltische zu dieser Verbreitung gelangten, erfahren wir nicht), Sprachgrenzen innerhalb dieses Gebiets gab es ursprünglich nicht, zwei von einander beliebig weit entfernte Dialekte desselben *A* und *X* waren durch continuirliche Varietäten *B*, *C*, *D* u. s. w. mit einander vermittelt (aber in historischer Zeit finden wir überall die Sprachen scharf gegen einander abgegrenzt). Die Entstehung der Sprachgrenzen stellt sich Sch. so vor, dass ein Geschlecht oder ein Stamm, welcher z. B. die Varietät *F* sprach, durch politische, sociale, religiöse oder sonstige Verhältnisse ein Uebergewicht über seine nächste Umgebung gewann. Dadurch wurden die zunächst liegenden Sprachvarietäten *G*, *H*, *J*, *K* nach der einen, *E*, *D*, *C* nach der andern Seite hin von *F* unterdrückt und durch *F* ersetzt; so entstand zwischen *F* und *B* einerseits, *F* und *L* andrerseits eine scharfe Sprachgrenze, eine Stufe war an die Stelle der schiefen Ebene getreten.

*) Steinthal, Charakteristik S. 7.

So weit Schmidt. Ich will nicht den naheliegenden Einwand wiederholen, der hiegegen schon in den Verhandlungen der sprachwiss. Section der Leipziger Philologenversammlung gemacht worden ist, den neuerdings wieder L. Meyer a. a. O. unabhängig davon gemacht hat: wo denn alle diese Sprachvarietäten herkommen sollen. Wenn sie nicht vom Himmel gefallen sind, so müssen sie ihr Dasein irgend einer älteren Sprache verdanken, als die man natürlich nicht das Sanskrit, den obersten Punkt in Schmidt's schiefer Ebene, betrachten kann. Kurz die Annahme einer Ursprache bleibt bei dieser neuen Theorie so wenig entbehrlich als bei der älteren Annahme, und nur über die Art ihrer Verbreitung lernen wir etwas Neues durch dieselbe. Wir würden sie uns demnach (und da Schmidt die Wahl des Bildes freigiebt, wird dies so gut sein als ein anderes) der Verbreitung einer telegraphischen Nachricht analog zu denken haben; wie man in der Geschichtswissenschaft von einer Telegraphie durch die Zeiten gesprochen hat, so läge hier ein ähnlicher Vorgang vor, durch den die jüngsten Sprachen, die keltischen, in Rapport selbst mit dem uralten Sanskrit treten. Aber es sind doch Völker, welche diese Sprachen sprechen, Völker, die sich nicht wie eine elektrische Batterie fremder Einwirkung willig hingeben. Nicht von selbst hat sich das Englische über die halbe Welt verbreitet, sondern die unternehmende, seefahrende Nation der Britten hat es in alle Erdtheile bis in das ferne Australien und Hinterindien getragen. Nicht auf dem Weg eines Naturgesetzes, wie die Welle oder der elektrische Funke hat das Latein von der kleinen Landschaft Latium aus in den meisten Ländern Südeuropa's die Herrschaft gewonnen, sondern durch das Vordringen der erobernden, colonisirenden und civilisirenden Römer, deren Sprache dann freilich in jenen Ländern den umgestaltenden Einflüssen der einheimischen Idiome erlegen ist, die es allmählich in die romanischen Sprachen umgewandelt haben. Nun ist ja längst von Steinthal u. A. auf die vollkommene Analogie hingewiesen worden, welche zwischen der Spaltung der romanischen und der indogermanischen Sprachen besteht; Erscheinungen auf diesem weiteren Sprachgebiet sind

durch vergleichbare Thatsachen auf jenem engeren, aber besser zugänglichen mehrfach mit vielem Erfolg aufgehellt worden; wollen wir uns also eine bestimmtere, wenn auch der Natur der Sache nach immer noch hypothetische Vorstellung von dem geschichtlichen Vorgang machen, der die Trennung der indog. Sprachen und Völker herbeigeführt hat, so wird immer die Analogie der romanischen Sprachen auch hiefür massgebend bleiben*), die Annahme einer Wanderung nicht zu entbehren sein. Wie vielfach sich aber demnach die relative geographische Lage der indog. Stämme verändern konnte und musste, wie sie sich ja z. B. bei den Kelten, den Germanen, den Römern in historischer Zeit völlig verschoben hat, wie unzuverlässig demnach das heute bestehende Verhältniss der geographischen Verbreitung der verwandten Sprachen als Grundlage für die Bestimmung ihrer Verwandschaftsverhältnisse ist, das bedarf keiner genaueren Ausführung.

An die Analogie der romanischen Sprachen und ihres Verhältnisses zum Latein, zu denken, wäre freilich dann verboten, wenn sich die Sprachen in vorgeschichtlicher Zeit nach ganz anderen Gesetzen entwickelt hätten als in historischer. Dies ist bekanntlich die Ansicht Schleicher's und so sehen wir auch Joh. Schmidt, indem er dessen Aufassungsweise in einem Punkte bekämpft, in einer anderen Hinsicht von den Schleicher'schen Anschauungen, von Schleicher's naturwissenschaftlichen Tendenzen selbst in der Wahl seiner Bilder unwillkürlich beeinflusst.**)

Nur über den ersten kleineren Theil der Sch.'schen Schrift habe ich bisher gesprochen; auf das allgemeine Räsonnement folgt schon S. 32 bis zum Schluss auf S. 68 eine Serie von 9 Wörterverzeichnissen, von denen I—IV das Verhältniss des slavolettischen Sprachschatzes einerseits zum deutschen, andrerseits zum arischen veranschaulichen, V—VIII das des griech. Sprachschatzes zum lateinischen, einer-, zum arischen andrer-

*) In diesem Sinne spricht sich u. A. Benfey aus: Geschichte der Sprachwissenschaft Seite 599.

**) Aus einem ähnlichen Zuge erklärt sich wohl anch Max Mülller's Einspruch gegen die Stammbaumtheorie.

seits darstellen sollen, während die IX. nur zehn Nummern umfassende (!) Liste, welche Wörter und Wurzeln verzeichnet, welche bisher nur im Arischen, Griechischen und Slavolettischen nachgewiesen, nach Schmidt's Hypothese: welche nach Westen nicht über das Slavolettische und das Griechische hinausgekommen sind. Ein recht ansehnliches Material sprachlicher Thatsachen ist hier zusammengebracht; aber für die Bestimmung der Verwandtschaftsgrade der Sprachen, denen sie entnommen sind, sind dieselben von höchst zweifelhaftem oder gar keinem Werthe. Was soll z. B. aus den 99 Wörtern, die nach Liste VI nur dem Griech. und Arischen gemeinsam sind, gefolgert werden können, wenn Miklosich in seiner Schrift über die slavischen Elemente im Neugriech. (Wien 1870) das Vorhandensein von 120 slavischen Lehnwörtern in dieser Sprache (mit Recht) nicht für ausreichend erklärt hat, um dem Slavischen einen irgend erheblichen Einfluss auf das Neugriech. zuzugestehen? Nur wo sie ganz massenhaft auftreten, fallen lexicalische Uebereinstimmungen für verwandschaftliche Bestimmungen ins Gewicht; aber selbst in solchen seltenen Fällen bleiben dieselben immer noch einseitig genug. Wort-, Laut-, Form- und syntaktische Untersuchungen müssen zusammengefasst werden, will man Wesen und Charakter einer Sprache ganz und richtig herausstellen. Und so vermisse ich in Schmidt's Schrift namentlich auch jede Berücksichtigung der Syntax, die doch, da die meisten syntaktischen Eigenthümlichkeiten in der Zeit kurz nach der Trennung der Sprachen ausgebildet sein müssen, gerade für diese Untersuchungen von grösstem Belang sind. Wie völlig sich aber, von der syntaktischen Seite angesehen, das Bild der Verwandschaft verändert, das soll hier noch nur an einem Beispiele ausgeführt werden.

Bekanntlich ist der Infinitiv der indog. Sprachen von Haus nichts anderes als der erstarrte Casus eines Verbalsubstantivs, welcher aber in Folge dieser Erstarrung, indem seine etymologische Grundbedeutung früh in Vergessenheit gerieth, verschiedene ihm ursprünglich nicht zukommende Eigenschaften angenommen hat. Sollten nun in der Wahl der Suffixe, mit welchen diese zu Adverbia erstarrten Casus gebildet werden,

zwei oder mehrere indog. Sprachen übereinstimmen, so würde diese Uebereinstimmung schon als ein nicht unwichtiges grammatisches Kriterium für eine speciellere Verwandtschaft dieser Sprachen anzusehen sein, da ja im Allgemeinen die indog. Sprachen in der Bildung des Infinitivs völlig auseinandergehen; von noch viel grösserer genealogischer Tragweite würde es freilich sein, wenn auch in dem Gebrauch der betreffenden Formationen sich eine Uebereinstimmung ergäbe. Nun macht man bei einer Vergleichung der Infinitive in den indog. Sprachen (vom Keltischen abgesehen welches keine eigentlichen Infinitive kennt) eine überraschende Wahrnehmung, nämlich die, dass gerade die benachbarten Sprachen in der Wahl der Suffixe fast durchaus differiren, dagegen zwischen den räumlich von einander entlegensten Sprachen schlagende Uebereinstimmungen stattfinden. So springt, um nur Einiges dieser Art zu erwähnen,*) das Suffix *tum*, mit dem die sog. Infinitive des klassischen Sanskrit gebildet werden (im Veda ist es freilich noch selten) über die nächsten westlichen Nachbarn, Zend und Altpersisch, die nicht einmal eine Spur davon besitzen, hinüber zum Slavolettischen, um dann erst im Süden von Europa im lateinischen Supinum wieder aufzutauchen. Aehnlich wie mit dem Supinum verhält es sich mit allen übrigen infinitivartigen Formationen des Latein: nicht in dem benachbarten Griechisch, sondern in dem entlegenen Arisch finden sie Entsprechendes, während ebenso wenig sich an die griechischen Infinitivbildungen irgend welche Anklänge im Latein entdecken lassen. Schon diese Thatsachen aus der Lehre vom Infinitiv reichen hin zu dem Beweise, dass dieselbe die geographische Theorie Schmidt's in keiner Weise bestätigt. Unbegreiflicher Weise hat Schmidt die Uebereinstimmung zwischen Sanskrit und Slavolettisch in Betreff der Supina zu Gunsten derselben angeführt; denn wie begreift es sich unter der von ihm gemachten Voraussetzung, die geographisch sich am nächsten

*) Einlässlich habe ich diese und andere hieher gehörige Punkte behandelt in meiner unter der Presse befindlichen Schrift Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen.

berührenden Sprachen seien sich am ähnlichsten, dass wir das Suffix *tum* auch im Lateinischen, dass wir es also sprungweise in drei heutzutage durch gewaltige Zwischenräume getrennten Sprachen auftreten sehen?

Hier habe ich den Einwand zu gewärtigen, dass dieselben von mir angeführten Thatsachen wie gegen die geographische, so auch gegen die herrschenden genealogischen Annahmen sprechen, also zu viel beweisen. Wenn fast alle einzelnen europäischen, wenn speciell Latein und Griechisch, sowie Deutsch und Slavolettisch in der Bildung des Infinitivs unter sich differiren, dagegen in der Regel mit dem vedischen Sanskrit und dem Zend übereinstimmen, so liegt hierin, soweit überhaupt vereinzelte Thatsachen in diesen grossen Fragen in Betracht kommen können, ein Argument gegen die europäische sowohl, als gegen die gräcoitalische und slavodeutsche Grundsprache. Ja, da beim Vergleich des griechischen Suffixes der medialen Infinitive *-σθαι*, mit dem arischen Infinitivsuffix sich sogar eine weitgehende Uebereinstimmung auch in Hinsicht auf den Gebrauch herausstellt, deren Wichtigkeit für die Bestimmung der Verwandtschaft zweier Sprachen vorhin im Allgemeinen hervorgehoben wurde, so scheint, wenn man die geographische Erklärung nicht zulassen will, die Annahme einer gräcoarischen statt einer gräcoitalischen Periode gradezu gefordert zu sein. Allein bei all diesen engeren und weiteren Uebereinstimmungen steht noch ein ganz anderer Weg der Erklärung offen, auf welchen es überhaupt, da er gewiss mit Unrecht wenig beliebt und wenig betreten ist, angemessen sein wird, an dieser Stelle so nachdrücklich als möglich hinzuweisen. Die indogermanischen Sprachen sind uns, wenn man auf die hier allein in Betracht kommenden Denkmäler blickt, die in jeder Sprachfamilie die ältesten sind, aus ungemein verschiedener Zeit überliefert. Von den Vedas die man gewöhnlich um das Jahr 1500 v. Chr. bis c. 1200 entstanden sein lässt bis zu den litauischen Gedichten des Donalitius, also einem Dichter des vorigen Jahrhunderts, ist ein Zeitraum von wenigstens 3000 Jahren, und in Abstufungen von zufällig meist 500 zu 500 Jahren vertheilen sich über denselben hin die ältesten

Sprachstufen des Griech., Latein, Germanischen u. s. w. Wie viele lautliche und begriffliche Entwicklungen mögen sich in den jüngeren unter denselben in dieser langen Zeit verwischt und verloren haben! Welche chronologischen Schnitzer begehen wir unaufhörlich, wenn wir z. B. das Litauische oder selbst das Gotische unmittelbar mit dem vedischen Sanskrit oder dem homerischen Griechisch vergleichen! Ein Verstoss gegen die Chronologie ist es demnach, wenn wir die Infinitive der verwandten Sprachen direkt vergleichen, um daraus Folgerungen für das frühere oder spätere Auseinandergehen derselben zu ziehen; man braucht aber nur diesen Rechnungsfehler in Abzug zu bringen, um ein Ergebniss zu erhalten, welches ganz den herrschenden, durch eine Reihe gründlicher Forschungen gewonnenen und erhärteten Ansichten über den Stammbaum der indogerm. Sprachen entspricht. Offenbar besass die indogerm. Grundsprache eine Menge von Ansätzen zur Infinitivkategorie; denn je älter eine der verwandten Sprachen ist, desto reicher ist sie an solchen erstarrten Casus. Aber nur die beiden ältesten Familienglieder unseres Sprachstammes haben wesentlich gleiches Sprachgut aus dieser frühesten Entwicklungsstufe des Infinitivs sich bewahrt, die europäischen Sprachen differiren in Bezug auf den Infinitiv sowohl unter sich, als von den asiatischen Verwandten, doch so dass diesen die aus ältester Zeit überlieferte Sprache, das Griechisch, am nächsten kommt, das Latein, als die zweitälteste Sprache, auch die zweitgrösste Zahl von Uebereinstimmungen zeigt, die Reihenfolge der übrigen Sprachen sich weniger nach der Chronologie, als nach dem Grade ihres allgemeinen Conservatismus richtet.

So werden die von der Vergleichung der Infinitive her entnommenen Einwendungen gegen die europäische Grundsprache entkräftet durch die Erwägung der chronologischen Verhältnisse der indog. Sprachen. Ohne Zweifel werden auf der anderen Seite manche Argumente, die man zu Gunsten des jetzt in der Wissenschaft geltenden Stammbaumes der indog. Sprachen beibringen zu sollen geglaubt hat, durch sorgfältigere Rücksichtnahme auf das relative Alter der verglichenen Sprachen hinfällig werden. Darum darf aber dieses Correctiv aller

Forschungen über die Verwandtschaftsgrade der indog. Sprachen ebenso wenig ausser Acht gelassen worden, als die Bestimmung des Alters der vorhandenen Handschriften bei der Reconstruction eines verlorenen Urcodex, mit der doch, so viele andere Parallelen man auch vor und nach diesem Curtius'schen Vergleiche gezogen hat, das Verfahren der vergleichenden Sprachforschung am meisten Aehnlichkeit besitzt. In dem Bestreben einen nach Familien geordneten Stammbaum der Manuscripte herzustellen sieht sich der Textkritiker ungemein gefördert, wenn es ihm gelingt, ein Manuscript oder mehrere zu datiren; ihm gegenüber ist der Sprachforscher, der einen Stammbaum der verwandten Sprachen entwirft behufs Ermittlung der verlorenen Ursprache, dadurch im Vortheil, dass er das Alter der meisten verglichenen Sprachen genau kennt. Freilich ist es in der Sprachforschung neben dem Alter auch die Alterthümlichkeit, sind es noch manche andere Momente, wie das oben hervorgehobene der syntaktischen Entwicklungen, welche eine noch lange nicht genug gewürdigte Bedeutung für die fraglichen Forschungen haben. Aber nur mit Berücksichtigung aller nothwendig unterlaufenden Fehlerquellen wird es möglich sein, die Frage nach dem Stammbaum der indog. Sprachen, welche längst aus dem dogmatischen in ein skeptisches Stadium getreten ist, aus diesem in die Bahnen eines gesunden Kriticismus hinüberzuleiten. Dann wird auch der Gewinn aus diesen Untersuchungen, in deren energischer und gelehrter Wiederanregung wohl das Hauptverdienst der Schmidt'schen Schrift besteht, die spärlichen Resultate weit übertreffen, mit welchen sich oft aller aufgewendete Fleiss und Scharfsinn der Textkritiker begnügen muss. Mit jeder Vergleichung, die man zwischen zwei verwandten Sprachen anstellt, wird etwas über die Vorgeschichte dieser Sprachen und der sie sprechenden Völker ausgesagt, und es erhält so, nach Abzug der Fehlerquellen, auch das kleinste Detail der vergleichenden Grammatik eine weittragende historische Bedeutung.

Beurtheilung.

Syntaktische Forschungen von B. Delbrück und E. Windisch. I. Der Gebrauch des Conjunctivs und Optativs im Sanskrit und Griechischen von B. Delbrück. Halle 1871, S. VI. u. 267.

Dieses Buch bricht auf dem Gebiete der sprachvergleichenden Wissenschaft eine neue Bahn. Haben alle über das Gebiet der Laut- und Formenlehre hinausgehenden sprachvergleichenden Arbeiten, die bisher erschienen sind, sich auf die Syntax einzelner Satzglieder beschränkt, so geht dieses Buch auf das ganze Satzgefüge ein. Denn es bietet mehr als sein Titel erwarten lässt. Nicht bloss der Gebrauch des Conjunctivs und des Optativs im Sanskrit (und zwar wie die Berücksichtigung des Conjunctivs andeutet im Veda-Sanskrit) und im homerischen Griechisch wird in demselben dargestellt, sondern es wird auch eine Darlegung der Entstehung der Nebensätze versucht. Für die eine wie für die andere Leistung ist der Linguist nicht minder als der Philologe dem Verfasser zu tiefem Danke verpflichtet.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, eine Einleitung (S. 3—104) und eine Beispielsammlung (S. 107—256). Diese Bezeichnungen zog der Verf. andern wie „allgemeiner und besonderer Theil“ vor, weil er „schon durch die möglichste Bescheidenheit der Ueberschriften der Gefahr entgehen wollte, dass mehr von ihm gefordert würde, als er zu geben die Absicht und Fähigkeit hatte.“ Jetzt freilich giebt er mehr als nach den Ueberschriften gefordert werden kann.

Die reiche Beispielsammlung ist nach bestimmten Gesichtspunkten, die zum Theil in der Einleitung aufgestellt werden, übersichtlich geordnet. Mehrere Male erfordern es Nebenzwecke der Untersuchung, dass der Verfasser bei der

Gruppirung der Beispiele von den Gesichtspunkten, von denen aus er den ihnen entsprechenden allgemeinen Theil in der Einleitung behandelt, abweicht.

Diese „die Einleitung sucht die Grundbegriffe der Untersuchung festzustellen, soweit dies ohne Eingehen in psychologische Details möglich schien, aber hoffentlich derartig, dass man die Anlehnung an die hauptsächlich durch Lazarus und Steinthal vertretene Richtung überall gewahr wird, und sucht von dieser Grundlage aus die Entwickelung der Modi und die Genesis des Satzgefüges zu begreifen“ (Vorrede S. VI.)

Der Verf. scheidet die Grundbegriffe des Conjunctivs und Optativs in absolute und relative, von denen jene durch die Etymologie ermittelt, diese aus der Litteratur erschlossen werden. In der Bestimmung der absoluten Grundbegriffe schliesst er sich an Curtius' Auffassung des *a* des Conjunctivs und *i* des Optativs (Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung S. 230 und 240) an. Als die relativen Grundbegriffe nimmt er für den Conjunctiv den Willen, für den Optativ den Wunsch an. Diese werden in bestimmten Verbindungen, einerseits zur direkten und indirekten Aufforderung, andrerseits zur Bitte. Wille und Wunsch sind ihm Begehrungen, die jedoch darin sich unterscheiden, dass jener „eine Begehrung ist mit der Voraussicht des Erreichens,“ der Wunsch dagegen eine Begehrung, mit welcher nicht die Voraussicht verknüpft zu sein braucht, dass der Begehrende den Gegenstand seiner Begehrung erreichen werde“ (S. 16). Genügt dies? Muss nicht hervorgehoben werden, dass der Wille eine Begehrung ist, die durch den Wollenden selbst, der Wunsch eine Begehrung, die durch einen andern, als den Wünschenden, entweder ganz und gar oder doch zunächst zur Ausführung kommt? Denn auch die Ausführung der Aufforderung, des an eine zweite oder dritte Person adressirten Willens, kann man insofern als zunächst wenigstens vom Wollenden abhängig bezeichnen, als nach seiner Meinung die aufgeforderte Person durch die Rücksicht auf ihn zur Ausführung entweder bestimmt oder gezwungen wird. Der Wünschende dagegen gesteht der Person, an die er seine Bitte richtet, die völlige Freiheit der Entschliessung zu.

Wenn der Verf. a. a. O. ferner sagt: „Man darf an einer Begehrung zweierlei unterscheiden, nämlich erstens die Vorstellung des Zukünftigen, das man begehrt, und zweitens die Gemüthsbewegung des Begehrens. In diesen allgemeinen Eigenschaften gleichen sich Wille und Wunsch, da sie eben Arten der Begehrung sind,“ so scheint uns auch hier die Grenze nicht scharf genug gezogen zu sein. Denn die Gemüthsbewegung, aus der heraus Jemand einen wirklichen Wunsch äussert, ist von der des Wollenden verschieden. Die Vorstellung des wahrhaft Wünschenden als solchen ist von einem erregteren Gefühle begleitet, als die des Wollenden. Dem Wollen mag öfters in Folge anderer Vorstellungen ein erregtes Gefühl beigemischt sein, das Wollen aber als solches, die auf die Ausführung einer Handlung gerichtete Vorstellung ruft kein erregtes Gefühl hervor.

Darin, dass ursprünglich der Wille durch den Conjunctiv, der Wunsch durch den Optativ ausgedrückt wurde, stimmen wir dem Verf. vollkommen bei, wie er denn die Richtigkeit der ersteren Annahme auch für das Griechische, aus dem allein sie nicht erwiesen werden konnte, mit Hilfe des Sanskrit überzeugend nachweist. Nicht beipflichten können wir dem Verf. darin, dass jenes auch in den uns vorliegenden Denkmälern der vedischen Sprache durchgängig der Fall sei. Wir können uns vielmehr von dem Gedanken nicht los machen, dem Kuhn und Weber in ihren Uebersetzungen vedischer Stellen Ausdruck geben, dass in den Veden der Conjunctiv auch die Wunschbedeutung hat. Hören wir zunächst die Ansicht des Verf.'s hierüber ausführlich: „Kuhn in seiner Zeitschrift 15, 413 schreibt dem sanskritschen Conjunctiv freilich auch die Fähigkeit zu, den Wunsch zu bezeichnen, was nach meinen Aufstellungen dem Optativ zukommt. Er führt zum Belege eine Stelle aus *Vâj. Sanh.* 19, 37 an: *pavitreṇa çatâyushâ viçvam âyur vyaçnavâi*, die er übersetzt: „Durch hundert Jahre verleihende Reinigung möge ich das volle Leben erreichen.“ Man muss aber doch wohl seine Auffassung etwas modificiren. Gewiss ist, dass wir in einem solchen Satze, wenn wir ihn griechisch ausdrücken sollten, den Optativ gebrauchen würden,

aber es liegt oft in der Natur des Gedankens, dass er sowohl in der Form einer Willensäusserung als in der eines Wunsches ausgedrückt werden kann, so dass es nicht verwunderlich ist, wenn das eine Volk ihn so, das andere so bezeichnet. Wer sicher auf die Wirkung der eigenen Frömmigkeit vertraut, kann auch wohl sagen: „ich will das volle Leben erreichen.“ Auch bei zweiten und dritten Personen, die hier, um die Frage an einer Stelle zu absolviren, mit angeführt werden mögen, kommt Aehnliches vor. So heisst es in einem Hochzeitsliede:

enā́ pátyâ tanvàm̧ sam̧ sr̥ijasvā́ dhâ jivrî vidátham ā́ vadâthaḥ

R. V. 10, 85, 27, was Weber Ind. Stud. 5, 187 so übersetzt: Dem Manne hier misch dich mit deinem Leibe. Als Greise noch mögt ihr vorstehen dem Hausstand. Der Conjunctiv ist unserer Anschauung nicht eben geläufig, aber im Sanskrit in diesen Verbindungen gar nicht selten. Der Wunsch dessen Eintreffen man zuversichtlich erhofft, wird als etwas sicher zu Erwartendes ausgesprochen. Eine dritte Person gewährt Vers 39 desselben Liedes:

dîrghā́yur asyâ yáḥ pátir̥ jī́vâti çarádaḥ çatám

„lange lebend (sei), wer ihr Gemahl ist, er soll leben hundert Herbste lang. (Weber ebend. 191.) (S. 18).“ Uebrigens meint der Verf. nicht, dass in der Auffassung jener Gedanken nur das eine Volk von dem andern sich unterscheide, sondern innerhalb des einen indischen Volkes trete die Verschiedenheit der Auffassung zu Tage. „Es giebt ein Mittelgebiet von Gedanken, auf dem die Entscheidung für den einen oder den andern Modus nicht immer gegeben ist. Dieses Mittelgebiet nun ist bei den Indern grösser als bei den Griechen.“ „Soweit jedoch des Verf. Kenntniss reicht, wird fast durchweg ein Grund für die Wahl des Modus sich ermitteln lassen“ (S. 19). Nun ist richtig, dass es oft in der Natur des Gedankens liegt, dass er sowohl in der Form einer Willensäusserung als in der eines Wunsches ausgedrückt werden kann“ und die Stelle aus *Vâj. Sanh.* kann zum Beleg hiefür dienen. Daraus aber sollte der Verfasser schliessen, dass Gedanken in deren Natur dies nicht

liegt, die vielmehr nur auf die eine oder die andere Weise aufgefasst werden können, von dem andern Volke und innerhalb desselben Volkes auf dieselbe Weise ausgedrückt werden mussten. Solche Gedanken scheinen uns nun die von dem Verfasser (S. 18.) erwähnten Hochzeitssprüche R. V. 10, 85, 27 und 39. Diese können nicht anders denn als ein Wunsch und keineswegs „als etwas sicher zu Erwartendes“ aufgefasst werden. Die sichere Erwartung die zuversichtliche Hoffnung muss doch auf etwas gestützt sein, wie eben in der oben aus *Vâj. Sanh.* angeführten Stelle der Betende sich auf seine Frömmigkeit stützt. Worauf nun sollte in jenen Hochzeitssprüchen die zuversichtliche Hoffnung sich gründen? Auf irgend ein Thun des Beglückwünschten? Welchen Wunsch kann dieser weniger erfüllen als den des langen Lebens? Wenigstens mussten noch andere Beweise als eine strittige sprachliche Form dafür vorgebracht werden, dass bei den Indern die Erfüllung eines solchen Wunsches als vom Beglückwünschten abhängig und deshalb als etwas sicher zu Erwartendes angesehen wurde. Ebensowenig lässt sich annehmen dass die Hoffnung des Wünschenden auf etwas von ihm selbst Ausgehendes sich gründete. Und (von jenem Grunde abgesehen) auch bei andern Wünschen wäre dies, die Hoffnung auf etwas von dem Wünschenden selbst Ausgehendes nur dann möglich, wenn die Wünsche sich auf ihn bezögen. Delbrück that eben nicht Recht daran, unmittelbar nachdem er für eine in der ersten Person des Conjunctivs ausgedrückte Vorstellung die uns als Wunsch erscheint, die Berechtigung jenes Modus nachgewiesen, fortzufahren: „Auch bei zweiten und dritten Personen, die hier, um die Frage an einer Stelle zu absolviren, mit angeführt werden mögen“ u. s. w. (s. oben S. 43). Denn Wunsch-Vorstellungen, die durch die erste Person ausgedrückt werden, können, während sie dem einen als Wunsch erscheinen, von dem andern leicht als Wille aufgefasst werden, insofern er das ihm Vorschwebende durch eigene Kraft zu erreichen hofft. Gilt aber der Wunsch einer zweiten oder dritten Person, dann ist dem Wünschenden, die Kraft den Wunsch auszuführen benommen. Sollte nun etwa in den oben erwähnten Hochzeits-

sprüchen die Hoffnung der Wünschenden sich auf die Gnade der Götter oder auf die Kraft des Gebets gründen? Wie erklärt dann der Verf. die ähnlichen Wünsche, die durch den Optativ ausgedrückt werden z. B. *ástam ivéj jarimấṇam jagamyâm* „wie in eine Heimat möchte ich in das Alter eingehen" R. V. 1, 116, 25; *viçvâbhir gîrbhir abhi pûrtim açyâm, mádema çatáhimâḥ suvî́râh* „möchte ich durch alle Gebete Erfüllung erlangen, möchten wir froh leben hundertjährig heldenreich" R. V. 6, 13, 6; *idám sú me maruto haryatâ váco yásya tárema tarasấ çatam himâh* nehmet freundlich an, ihr Maruts, dieses mein Wort, durch dessen Kraft wir erreichen möchten hundert Jahre" R. V. 5, 54, 15. Haben die Sänger dieser Verse auf die Gnade der Götter und die Kraft des Gebets nicht vertraut? Ja erfordert nicht die Erklärung des Verf. in den letzten Sätzen den Conjunctiv statt des Optativs? Deshalb glauben wir, dass in diesen auf die lange Lebensdauer sich beziehenden Wunschsätzen auch der Conjunctiv den Wunsch bezeichnet. Ebensowenig können wir einen Unterschied zwischen den beiden Modi in Wunschsätzen erkennen, wie *bhakshîyá vó 'vaso daivyasya* „möchte ich geniessen eurer göttlichen Hülfe" R. V. 5, 57, 7; *ayấ dhiyấ syâma devágopâ, ayấ dhiyấ tuturyâmấ 'ty aṅhaḥ* kraft dieses Gebetes seien wir götterbeschützt, kraft dieses Gebetes möchten wir die Noth überwinden" R. V. 5, 45, 11 *smát sûribhis táva çármant syâma* „möchten wir sammt den Sängern in deinem Schutze sein" R. V. 1, 51, 15 einerseits und *té asmábhyaṃ çárma yaṅsan* „die sollen uns Schutz verleihen" R. V. 1, 90, 3; *sá naḥ páprih pârayâti svasti* „er, der Retter, soll uns herüberführen zum Heile" R. V. 8, 16, 11; *vindásva trám putráṃ nâri, yas túbhyam çam asat* „erlange, o Weib, Dir einen Sohn, der soll Dir zum Heile gereichen" A. V. 3, 23, 5 anderseits. Wenn der Verf. S. 19 die Verschiedenheit der Modi in den Versen: *iti vấ iti me máno gấm áçvam sanuyâm iti*; „so, ja so ist mein Sinn, eine Kuh, ein Ross möcht ich erbeuten;" *hántâ 'ham pṛithivî́m imấm ni dadhâni 'há ve 'há vâ* „wohlan ich will diese Erde hierhin oder dorthin setzen" R. V. 10, 119, 1 und 9, so erklärt, „dass das erste Mal die Form des Wun-

sches gewählt ist, weil der Gegenstand der Begehrung nicht vorhanden ist, und das zweite Mal aus dem umgekehrten Grunde die Form des Willens," so verwechselt er den Gegenstand, an dem ein Begehrtes zur Erscheinung kommt mit dem Ziel der Begehrung. Ziel der Begehrung ist wie im ersten Verse Kuh und Ross, so im zweiten das Setzen. Dies aber ist ebensowenig vorhanden wie jene. So sehen wir auch hier für die Verschiedenheit der Modi keinen Grund. Vielmehr glauben wir, dass in den uns vorliegenden vedischen Sprachdenkmälern die Grenzscheide zwischen Conjunctiv und Optativ bereits verrückt ist, und dass der Conjunctiv auch in optativischer Bedeutung gebraucht wird. — Bei den bisher erwähnten Bestimmungen geht der Verf. mit vollem Rechte von den unabhängigen Sätzen aus. Die Masse der Conjunctive und Optative dieser Sätze theilt er „nach dem Intensitätsgrade der subjectiven Erregung" in je zwei grosse Gruppen und nennt die ersten, die stärkere Erregung umfassenden, Conjunctive des Wollens und Optative des Wunsches. Die zweiten, die schwächere Erregung umfassenden, Conjunctive der Erwartung und abgeschwächte Optative (S. 17 und 25). Die letzteren scheidet er in drei Kategorieen, je nachdem die durch sie bezeichneten Vorstellungen auf etwas nicht bald, sondern in ferner Zukunft auszuführendes gerichtet sind; oder nicht der eigenen Initiative, sondern einem fremden Antrieb oder Zwang entspringen; oder endlich auf etwas gerichtet sind das als etwas natürlich zu Erwartendes erscheint (S. 24 und 27). Damit giebt der Verf. keine Bedeutungsentwicklung, sondern sagt nur in welchen Verbindungen die ursprüngliche Bedeutung nicht in ihrer vollen Kraft vorhanden ist.

Die dritte Kategorie der Conjunctive und Optative grenzt sehr nahe an das Futurum und so spricht der Verf. von futurischen Conjunctiven (S. 25) und Optativen (S. 28). Die Scheidung jedoch, die er zwischen Conjunctiven dieser Art und dem Futurum andeutet scheint uns nicht richtig zu sein. Er sagt nämlich S. 24: „Je mehr in solchen Conjunctiven die subjective Erregung gegenüber dem Gedanken des naturgemäss zu Erwartenden schwindet, um so mehr nähert sich der Con-

junctiv dem Futurum." Wie kommt es dann, dass in dem von ihm unmittelbar vorher angeführten Verse:

εἰ δέ μοι οὐ τίσουσι βοῶν ἐπιεικέ' ἀμοιβήν,
δύσομαι εἰς 'Αίδαο καὶ ἐν νεκύεσσι φαείνω

μ 383 auf das Futurum der Conjunctiv folgt? Nach des Verf. Bemerkung ist durch den Conjunctiv *φαείνω* das natürliche Ergebniss der durch *δύσομαι* ausgedrückten Drohung bezeichnet. Weshalb wird nun dieses Ergebniss einer durch ein Futurum geäusserten Drohung nicht durch ein Futurum ausgedrückt? Wenn der Verf. an einer anderen Stelle (S. 125) mit Bezug auf die Formel *καί ποτέ τις εἴπῃσι* (*Z* 459 *H* 87) und die sie aufnehmenden Worte *ὥς ποτέ τις ἐρέει* (*Z* 462 *H* 91) bemerkt, dass durch das Futurum der Gedanke „wegen seiner Wichtigkeit als selbständiger ausgedrückt" wird, während er durch den Conjunctiv an andere Vorstellungen derart angeschlossen wird, dass er „als etwas Natürliches und zu Erwartendes erscheint," so ist einerseits die Frage, warum er denn bei der Wiederholung wichtiger erscheint, denn bei der ersten Erwähnung und anderseits, warum denn *Δ* 176 in *καί κε τις ὧς ἐρέει* der in gleicher Weise an andere Vorstellungen angeschlossene Gedanke durch das Futurum ausgedrückt wird?

An die einfachen Sätze schliesst der Verf. die Behandlung der Modi in zusammengesetzten Sätzen, die er in relativische Nebensätze und in Nebensätze mit Conjunctionen theilt (S. 15). Beide Arten von Nebensätzen werden wieder in posteriorische und priorische geschieden, je nachdem die durch sie bezeichnete Handlung der des Hauptsatzes folgt oder vorangeht (S. 35). Wenn in den letzteren Sätzen der Conjunctiv eine Voraussetzung bezeichnet, so meint der Verf., dass auch diese Conjunctive ursprünglich der Ausdruck einer Forderung sind. Die Annahme, die durch den Optativ bezeichnet wird, fasst der Verf. als das Vorstellen eines Gedankens abgesehen von der Wirklichkeit, „und zwar um ihn als Grundlage weiterer Gedanken zu betrachten" (S. 222). — An Windischs Untersuchungen über das Relativpronomen anknüpfend behandelt der Verfasser, da er die ursprüngliche Bedeutung der Modi ergründen will,

die relativischen wie die durch Conjunctionen eingeleiteten Nebensätze mit Recht als das, was sie ursprünglich waren, nämlich als selbständige Sätze. Dadurch werden sie manches Scheines entkleidet, den sie der hergebrachten Auffassung boten und was lange Zeit Function einer Conjunction schien, erweist sich als die Folge der Verbindung von Sätzen. Freilich lässt sich nicht von allen homerischen Relativ- und Conjunctionssätzen sagen, dass sie ursprünglich selbständige Sätze waren und der Verf. selbst bemerkt von einer Abtheilung priorischer Sätze, dass sie erst entstanden sein können, als das Relativpronomen als solches völlig ausgebildet war (S. 48). Wir möchten jedoch einen Schritt weiter als er gehen.

Nicht blos diejenigen Relativsätze, auf die im Hauptsatze durch ein Demonstrativpronomen hingewiesen ist, sind von vornherein ächte Relativsätze gewesen, sondern auch eine Reihe anderer Sätze, die der Verf. soweit seine Uebersetzung es ersehen lässt, als ursprünglich anaphorische auffasst. Denn wenn er auch (S. 103) bemerkt: „Der Stamm *ja* ist bei Homer noch hin und wider rein anaphorisch,“ die mannigfachen Sätze also, deren Pronomina er als anaphorische übersetzt, von Homer schon als ächte Relativsätze aufgefasst sein lässt, so will er doch wohl durch seine Uebersetzung andeuten, dass solche Sätze noch anaphorisch sein konnten und (wenigstens) vor Homer es waren. Das beweist auch eine Bemerkung wie die S. 46 mit Bezug auf Sätze wie:

οὐ δηναιός, ὃς ἀθανάτοισι μάχηται *E* 406

ausgesprochen: „ursprünglich war es auch in solchen Verbindungen nur ein anaphorisches Pronomen, welches seinen zu ergänzenden Vorgänger, das indefinite Pronomen wider aufnahm.“ Wir dagegen können gerade Sätze wie den erwähnten, wie:

ἔνθα κεν οὐκέτι ἔργον ἀνὴρ ὀνόσαιτο μετελθών
ὅς τις ἔτ' ἄβλητος καὶ ἀνούτατος ὀξέι χαλκῷ
δινεύοι κατὰ μέσσον *Δ* 539 einerseits und

ἦ πολὺ λῴιόν ἐστι κατὰ στρατὸν εὐρὺν Ἀχαιῶν
δῶρ' ἀποαιρεῖσθαι ὅς τις σέθεν ἀντίον ἔλθῃ *Α* 230

anderseits nicht für ächte anaphorische Sätze halten. Unserer Ansicht nach müssen wir bei der Aufstellung anaphorischer Sätze, die zu Relativsätzen geworden sein sollen, von dem Gedanken ausgehen, dass der anaphorische und der sogenannte Hauptsatz in einer gewissen Beziehung zu einander stehen, anderseits aber (abgesehen von der Vertretung des Nomens durch das Pronomen im anaphorischen Satze) nicht völlig unselbstständig sind, so dass der eine ohne den andern gar nicht bestehen könnte. Denn diese Sätze gehören ja dem parataktischen Zeitalter an, in dem ein Satz neben dem andern stand, und wenn auch nicht jeder einen völlig abgeschlossenen Gedanken auszudrücken brauchte, so mussten doch die einzelnen Vorstellungen in den Grenzen eines Satzes bestimmt bezeichnet sein und nicht aus dem einen in den andern hinüberschwanken. Dies aber geschieht, wenn A 230 und E 406 das Nomen des sogenannten Hauptsatzes in dem anaphorischen Satze entweder ganz enthalten ist oder (wenn man *τις* ergänzen will) seine bedeutsamste Ergänzung, seine Ergänzung zu einem bestimmten Begriffe durch denselben enthält, was auch *Δ* 539 der Fall ist. Deshalb glaube ich, dass Sätze dieser Art erst nach der Ausbildung des anaphorischen Pronomens zum Relativpronomen entstanden sind.

Aus der Natur der Parataxis nicht minder als der des anaphorischen Pronomens folgt ferner, dass dieses wie auch der Verf. (S. 33) andeutet, dem Bezugsworte oder dem Satze, der dasselbe enthält, nicht vorangehen kann. Denn einerseits setzt das Vorangehen des Pronominalsatzes eine so enge Verbindung zwischen beiden Sätzen voraus, wie sie der Parataxis widerspricht, anderseits weist das echte anaphorische Pronomen nur auf Erwähntes hin, es sei denn in Fällen, wie die von Windisch „Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens“ (S. 259) berührten sind, in denen „das allgemeine Bekanntsein einer ausdrücklichen Erwähnung gleich kommt.“ Demnach kann es, so lange es nicht Relativum ist, dem

Bezugssatze nur folgen, wie umgekehrt das Pronomen interrogativum, so lange es nicht Relativum ist*) dem Bezugssatze nur vorangehen kann.

Der Verf. aber geht in der Annahme des Vorangehens der anaphorischen Sätze vor dem Bezugssatze soweit, dass er das Voranstehen des priorischen Conjunctionssatzes „als das Natürliche“ ansieht und an dieser Satzconstellation die Bedeutung der Conjunctionen deutlich zu machen (S. 64) sucht. Denn es wäre „unnatürlich, den Satz nachfolgen zu lassen, der die Grundlage zu dem gesammten Gedanken des Hauptsatzes enthält, wie das bei den priorischen Conjunctionssätzen der Fall ist.“ „Die Fähigkeit auch priorische Conjunctionssätze nachzustellen, kann sich erst eingestellt haben, als die Satzverbindung schon hoch entwickelt und der Sinn der Conjunctionen in hohem Grade befestigt war.“ (Ebend.) Da sie nun „im voranstehenden priorischen Satz ihren eigenthümlichen Sinn erworben haben,“ so haben sie „die Bestimmung auszusagen, dass der Conjunctionssatz mit einem noch unbekannten Hauptsatze in der Richtung zu verbinden sei, welche die Conjunction angiebt. Der Gedankeninhalt ist also ein indefiniter (S. 65). Demgemäss wird dann a. a. O. ὡς in den Vergleichssätzen, die der Verfasser als priorische Sätze ansieht, durch „irgendwie“ und εἰ, in dessen Erklärung er Windisch beistimmt, in priorischen Sätzen (S. 73) durch „irgendwann“, „irgendwie“ übersetzt. Wie aber können Conjunctionen, die einem anaphorischen Pronomen angehören, ohne Weiteres auf etwas Nachfolgendes hinweisen und eine indefinite Bedeutung haben? Ist nicht auch dies beides „unnatürlich?“ Deshalb

*) Beiläufig sei bemerkt, dass der Uebergang des Interrogativum zum Relativum, unserer Ansicht nach, nicht in der von Aufrecht (Kuhn's Zeitschrift 1, 284) angegebenen und von Tobler (ebend. 7, 377 und diese Zeitschrift 7, 342) gebilligten, wenn auch an letzterer Stelle als „freilich etwas complicirt“ bezeichneten Weise sich vollzog, sondern innerhalb zweier Sätze, deren erster nach einer Person oder Sache, in Betreff welcher eine Handlung oder ein Zustand ausgesagt wurde, fragte, und deren zweiter über diese Person oder Sache etwas anderes aussagte, also etwa in Sätzen wie diese: Exsequias ire cui commodum est? (Is) ito. „Wer kann mir den Becher wieder zeigen? Er mag ihn behalten.“

glaube ich (um von ὡς, über das im Zusammenhang mit den Vergleichssätzen weiter unten gehandelt werden soll, zunächst abzusehen), dass auch die Bedeutungsentwickelung von εἰ sich in Sätzen vollzog, die sich an einen vorhergehenden Satz, auf den εἰ hinwies, anschlossen, denen aber noch ein in nicht immer ausgedrückter Beziehung zu ihnen stehender Satz folgte. Diese drei Sätze waren nun in dem parataktischen Zeitalter im Bewusstsein des Griechen gleich gewichtig. Später als Vorstellungen, die logisch bedeutsamer waren, das Uebergewicht über minder bedeutsame erhielten, überwog auch in der von uns angenommenen Dreiheit von Sätzen der dritte den zweiten mit εἰ beginnenden und dieses Uebergewicht wurde zunächst vielleicht durch ein Hinwegeilen über den zweiten zu dem dritten Satze und dann durch die dadurch hervorgerufene engere Verbindung ausgedrückt. Je enger nun diese wurde, desto mehr wich die anaphorische Bedeutung des εἰ gegenüber dem vorhergehenden Satze vor dem Ausdruck der Beziehung zu dem folgenden Satze zurück, bis dieser jene völlig verdrängte.

Vielleicht hat sich die Umwandlung des anaphorischen ὧς in das relativische satzverbindende (nicht das Vergleichssätze einleitende) ὡς in ähnlicher Weise vollzogen. Auch dies mag auf Vorhergehendes hingewiesen haben, während die Handlung des dadurch eingeleiteten Satzes zu der des folgenden in Beziehung stand. Anschauliche Beispiele hiefür bieten die vielen mit ὥς ἔφατ' beginnenden Sätze bei Homer, in denen ὧς noch anaphorisch ist. Denken wir uns nun die auf ὥς ἔφατ' folgende Vorstellung wie sie bedeutsameres als ἔφατ' vorstellt, auch im Bewusstsein des Sprechenden gewichtiger, so wird die Verknüpfung zwischen ὥς ἔφατ' und dem folgenden Satze eine engere und ὧς verliert allmählich seine anaphorische Kraft und wird satzverbindend relativ.

Wir haben oben angedeutet, dass uns des Verf. Erklärung der Conjunctive in den Vergleichssätzen nicht richtig erscheint. Wir können ihm ebensowenig in der Auffassung des Modus wie überhaupt des Wesens dieser Sätze beistimmen. „Dass diese Sätze zu den priorischen gehören, kann nicht zweifelhaft

sein, da ja das Bild die Grundlage für das Verständniss des durch ein Bild Verdeutlichten sein soll" (S. 65) d. h. nicht etwa wir, die mit vollem Bewusstsein lesenden Exegeten des Homer sehen, dass jenes Bild die „Grundlage für das Verständniss" u. s. w. ist, sondern die homerischen Sänger selbst haben dies gesehen. Denn in allen priorischen Sätzen ist das Prius als solches dem Redenden im Bewusstsein. Können wir nun in der That den homerischen Sängern ein solches Bewusstsein ihres künstlerischen Schaffens, ein solches Berechnen des Verständnisses ihrer Hörer zumuthen, wie die Annahme des Verf. es erfordert?

Er geht aber noch weiter. Er fasst nämlich den Conjunctiv in den Vergleichssätzen als den Ausdruck einer an die „Phantasie des Hörers" gerichteten „Forderung" auf. Nun findet sich aber in den homerischen Gedichten keine Spur der Anschauung, die die Voraussetzung einer solchen Forderung sein müsste. Zuvörderst sehen wir den homerischen Sänger nirgends mit einer Anrede, einer Aufforderung sich an den Hörer wenden. Seinem Stoffe ganz und gar hingegeben redet er nur die Muse an, die ihm den Stoff giebt oder den Helden, dessen Handeln und Leiden ihn bewegt. Und wenn gar der Sänger während des Singens irgend ein Wort unmittelbar an den Hörer richtete, so würde daraus sich noch nicht schliessen lassen, dass auch an die Phantasie des Hörers eine Aufforderung gerichtet wurde. Denn das Bewusstsein einer schaffenden Phantasie ist dem homerischen Zeitalter ganz und gar fremd. Wäre es ihm aber eigen, dann würde nach der Ansicht des Verf. der Sänger während des Dichtens mit vollem Bewusstsein seine Hörer zum Mitdichten auffordern; das aber wäre das Ende der dichterischen Begeisterung.

Dem Einwande, dass jede Handlung des Gleichnisses durch den Conjunctiv ausgedrückt sein müsste, da eben jede von der Phantasie gemalt wird, sucht der Verf. mit der Bemerkung zu begegnen, dass in dem Conjunctivsatz der Zug, „der das Bild anschaulich," „öfter nur das," „was das Bild besonders plastisch und lebendig macht" (S. 44) und nicht grade das Tertium comparationis ausgedrückt wird. Nun giebt es aber zuvörderst

Gleichnisse, in denen nicht blos der durch den Conjunctiv, sondern auch andere durch den Indicativ ausgedrückte Züge das Bild anschaulich machen wie *P* 725 f.:

ἴθυσαν δὲ κύνεσσιν ἐοικότες οἵτ' ἐπὶ κάπρῳ
βλημένῳ ἀΐξωσι πρὸ κούρων θηρητήρων.
ἕως μὲν γάρ τε θέουσι διαρραῖσαι μεμαῶτες,
ἀλλ' ὅτε δή ῥ' ἐν τοῖσιν ἑλίξεται ἀλκὶ πεποιθώς,
ἄψ τ' ἀνεχώρησαν διά τ' ἔτρεσαν ἄλλυδις ἄλλος.

ferner Gleichnisse, in denen nicht so der durch den Conjunctiv wie der durch den Indicativ bezeichnete Zug das Bild plastisch macht wie *O* 410:

ἀλλ' ὥς τε στάθμη δόρυ νήιον ἐξιθύνει
τέκτονος ἐν παλάμῃσι δαήμονος, ὅς ῥά τε πάσης
εὖ εἰδῇ σοφίης ὑποθημοσύνῃσιν Ἀθήνης:

Wir vermissen ferner jede Erklärung des Ueberganges vom Conjunctiv zum Indicativ und umgekehrt. Dieser scheint einer Erklärung, um so eher bedürftig zu sein, als in gar manchem Gleichniss sogar der Indicativ eines Präteritum erscheint wie in dem oben erwähnten *P* 725 ff., *P* 110 f.:

αὐτὰρ ὅ γ' ἐξοπίσω ἀνεχάζετο, λεῖπε δὲ νεκρόν
ἐντροπαλιζόμενος ὥς τε λὶς ἠυγένειος
ὅν ῥα κύνες τε καὶ ἄνδρες ἀπὸ σταθμοῖο δίωνται
ἔγχεσι καὶ φωνῇ. τοῦ δ' ἐν φρεσὶν ἄλκιμον ἦτορ
παχνοῦται, ἀέκων δέ τ' ἔβη ἀπὸ μεσσαύλοιο,

wo der Aoristsatz einen anschaulichen Zug und das Tertium comparationis enthält, und andere. Endlich hätte der Verf. die Gleichnisse berücksichtigen sollen, in denen durchgängig der Indicativ steht. Warum findet die Regel vom Gebrauch des Conjunctivs nicht auf alle Vergleichssätze Anwendung, wie sie doch von allen Sätzen der anderen priorischen Satz-Kategorien gilt? Was für ein Unterschied besteht zwischen Sätzen wie:

οἱ δ' ἔτι κὰμ μέσσον πεδίον φοβέοντο βόες ὥς
ἅς τε λέων ἐφόβησε μολὼν ἐν νυκτὸς ἀμολγῷ
πάσας Λ 172 und

δὴ τότε μιν τρὶς τόσσον ἕλεν μένος ὥς τε λέοντα
ὅν ῥά τε ποιμὴν ἀγρῷ ἐπ' εἰροπόκοις ὀίεσσιν
χραύσῃ μέν τ' αὐλῆς ὑπεράλμενον, οὐδὲ δαμάσσῃ
E 136, zwischen

ὥς τε ψαρῶν νέφος ἔρχεται ἠὲ κολοιῶν,
οὖλον κεκληγῶτες, ὅτε προΐδωσιν ἰόντα
κίρκον, ὅ τε σμικρῇσι φόνον φέρει ὀρνίθεσσιν
P 755 und

ὥς τ' αἰγυπιοὶ γαμψώνυχες ἀγκυλοχεῖλαι
ἐξ ὀρέων ἐλθόντες ἐπ' ὀρνίθεσσι θόρωσιν
χ 302?

Nach unserer Ansicht sind die Gleichnisse Vorstellungen oder Vorstellungsreihen, die ohne Willen des Sängers durch eine Handlung oder einen Zustand, den er dargestellt, ihm ins Bewusstsein gerufen werden. Diese reproducirten Vorstellungen stellen sich ihm bald von vornherein als wirklich bald als möglich dar, in dem letzteren Falle zumeist so, dass was zunächst als möglich erscheint, gar bald die Form der Wirklichkeit annimmt. Deshalb beginnen die Gleichnisse bald mit dem Indicativ, bald mit dem Conjunctiv, dem jedoch zumeist lauter Indicative folgen. Wir nehmen nämlich an, dass mit dem Conjunctiv als dem Ausdruck des Wollens auch etwas Nichtwirkliches appercipirt wurde. Mit ὡς aber wies der Sänger ursprünglich auf die reproducirende Vorstellung hin und ὡς war in dieser Anwendung nicht minder anaphorisch als ὅς; solange es dies ganz war, ging es der reproducirenden Vorstellung oder besser dem sogen. Hauptsatze nie voran, dies geschah erst, nachdem es relativsatzverbindend geworden war. Freilich sind wir bei diesem gleichnisseinleitenden ὡς nicht, wie bei dem adjectivischen ὅς, und anderen Conjunctionen gegen-

über ihren Hauptsätzen, durchaus zu dieser Annahme gezwungen. Denn wenn auch der Vergleichssatz dem Hauptsatze vorangeht, so ist die reproducirende Vorstellung doch bald deutlicher — wie *K* 483:

> *κτεῖνε δ' ἐπιστροφάδην· τῶν δὲ στόνος ὤρνυτ' ἀεικής*
> *ἄορι θεινομένων, ἐρυθαίνετο δ' αἵματι γαῖα.*
> *ὡς δὲ λέων μήλοισιν ἀσημάντοισιν ἐπελθών*
> *αἴγεσιν ἢ ὀΐεσσι, κακὰ φρονέων ἐνορούσῃ,*
> *ὣς μὲν Θρήικας ἄνδρας ἐπῴχετο Τυδέος υἱός,*

wo der dem Gleichnisse folgende Hauptgedanke auch vor demselben durch *κτεῖνε δ' ἐπιστροφάδην* völlig ausgedrückt ist — bald weniger deutlich vor dem Vergleichssatze erwähnt. So konnte denn *ὥς* auch während es noch ächt anaphorisch war dem Hauptsatze vorangehen.

Von anderm Neuen, das der Verf. bietet, erwähnen wir noch seine Bemerkungen über *τε*. Er geht (S. 51) davon aus, dass *τε* „augenscheinlich die Aufgabe hat, eine Verbindung auszudrücken wie das mit *τε* identische sanskritische *ca*.“ Diese „copulative Kraft des *τε* ist aber nach unserer Empfindung nicht vorhanden, wenn *τε* in einem Relativsatz steht, der sich unmittelbar an einen Hauptsatz anschliesst z. B.:

> *ἀντί νυ πολλῶν*
> *λαῶν ἐστὶν ἀνήρ, ὅν τε Ζεὺς κῆρι φιλήσῃ* *I* 117.

Wenn man diesen Gebrauch des *τε* in den conjunctivischen und optativischen Relativsätzen überschaut, so fällt sofort ein augenscheinlich nicht gleichgültiger Umstand in die Augen: *τε* in dieser Verbindung mit dem Relativum steht nur in priorischen Sätzen. Die posteriorischen Sätze nun sind den Hauptsätzen noch am ähnlichsten, *τε* steht also offenbar mit der Degradirung der Hauptsätze zu Nebensätzen im Zusammenhang“ (S. 52). Sind denn aber die posteriorischen Sätze, die wir bei Homer finden, da sie nun einmal Relativsätze sind, nicht auch zu Nebensätzen degradirte Hauptsätze? Muss daher nach des Verf. Annahme nicht auch in posterio-

rischen Sätzen τε stehen? Und wie verträgt sich mit dieser Annahme ferner die spätere Bemerkung des Verfassers: „Eine Copulativpartikel in Relativsätzen hat nun nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, dass ja die Relativsätze auch Hauptsätze waren. Zur Verbindung zweier Hauptsätze schlug die Sprache mehrere Wege ein, sie verband den zweiten Satz mit einem Worte des ersten durch das anaphorische Pronomen und verwies die ganzen Sätze an einander durch das copulative τε" (S. 52). In welcher Weise denkt sich nun der Verf. den Zusammenhang von τε mit der Degradirung der Hauptsätze zu Nebensätzen? Etwa so, dass τε, welches ursprünglich nur Hauptsätze verband, gerade in solchen Sätzen blieb, die ihre ursprüngliche Hauptsatzform ganz und gar abstreiften? Weshalb aber sollte dies geschehen sein? Und weshalb sollten andere Sätze dies τε eingebüsst haben? Wir glauben, dass τε in den priorischen Sätzen und vor allem in den Gleichnisssätzen, die ja, wie der Verf. bemerkt, „das eigentliche Feld" dieser Partikel bilden, indefinite Bedeutung hat.

Um über das besondere Verhältniss des Sanskrit zum Griechischen, soweit es sich aus den vom Verf. behandelten Punkten erschliessen lässt, ins Klare zu kommen, stellt derselbe in dem letzten „Gräcarisch" überschriebenen Abschnitte der Einleitung die vier wesentlichsten Uebereinstimmungen zwischen beiden Sprachen, die im Verlaufe seiner Abhandlung begegnet sind, zusammen, nämlich: Bewahrung der Geschiedenheit der beiden Modi, Verwendung des Stammes *ja* als Relativpronomen, Anwendung der Prohibitivpartikel *mâ* und einer vom indefiniten Pronominalstamm gebildeten Conjunction skr. *kam* gr. *κέν*. Keiner dieser Punkte aber, von denen die drei ersten dem Sanskrit und Griechischen mit dem Zend gemein sind, zwinge zu der Annahme einer engeren Zusammengehörigkeit dieser Sprachen; sie beweisen vielmehr nur, „dass sowohl die asiatische Gruppe, wie das Griechische in der Bewahrung des indogermanischen Sprachgutes sehr zähe sind." (S. 104). Deshalb glaubt der Verf. mit Recht, „dass die entscheidenden Gründe für die Beurtheilung der Stellung des Griechischen anderswo als in der Syntax zu suchen sind. (Ebend.)

Wir haben aus der zu Erörterungen mannigfacher Art Anlass bietenden Arbeit des Verf. nur einzelne Punkte herausgehoben, in denen wir ihm nicht beizustimmen vermochten. Auf diese Weise glaubten wir dem Verf. unseren Dank für seine tüchtige Leistung am besten abzustatten, die jede Behandlung der Lehre von den Modi und dem Satzgefüge der hier betrachteten wie der verwandten Sprachen wird zu Rathe ziehen müssen.

Julius Jolly. Ein Kapitel vergleichender Syntax. Der Conjunctiv und Optativ und die Nebensätze im Zend und Altpersischen im Vergleich mit dem Sanskrit und Griechischen. München 1872. 127 Seiten.

Herr Jolly bietet in seiner Abhandlung, deren „allgemeine Ausführungen," die Einleitung (S. 2—18) und der letzte fünfte Abschnitt (S. 117—127), unter dem Titel „die Moduslehre in den altiranischen Dialekten in ihrer Bedeutung für die Classification des arischen Sprachzweigs" bereits 1871 als Promotionsschrift veröffentlicht wurden, eine sehr erwünschte Ergänzung zu Delbrücks Buche über den Conjunctiv und Optativ im Sanskrit und Griechischen. Was in diesem wegen der zu geringen Vertrautheit des Verfassers „mit den eigenthümlichen philologischen Schwierigkeiten, welche die Zendtexte bieten," unterlassen werden musste, leistet Jolly auf Grund eingehender Zend- und allgemeiner Sprachstudien in erfreulicher Weise. Freilich war ihm durch Delbrück in vielen Richtungen die Bahn geebnet, die er denn, ohne jedoch seine Selbständigkeit einzubüssen, verfolgt. So kommt er mit Delbrück in der Grundbestimmung der Modi, in der Eintheilung der Conjunctive in Conjunctive des Wollens und der Aufforderung einer- und abgeschwächte Conjunctive anderseits, in der Zurückführung der Nebensätze auf selbstständige Sätze u. a. m. überein.

Hiemit ist schon angedeutet, dass das Zend und das Altpersische in dem Gebrauche der Modi mit dem Sanskrit und dem Griechischen im Wesentlichen übereinstimmen. Auch das Zend, das allein wir hier berücksichtigen wollen, bedient sich zur Bezeichnung des Wollens, der Aufforderung und des Befehles des Conjunctivs, zur Bezeichnung des Wunsches des Optativs. Auch in ihm erfährt der Conjunctiv Bedeutungsveränderungen, die denen des Griechischen und mehr noch denen des Sanskrit entsprechen, so dass nach Jolly „aus den hieher gehörigen Thatsachen gefolgert werden kann, dass nach einer doppelten Richtung hin der Conjunctiv mindestens schon in der arischen Grundsprache von seiner ursprünglichen Bedeutung abgewichen war einmal, indem ihm dieselbe eine Beziehung auf die Zukunft gab, wodurch es ihm in den iranischen Sprachen allmählich gelungen ist, das Futurum ganz zu verdrängen, sodann indem er zum Ausdrucke der Verallgemeinerung, des nach allgemeiner Ansicht unter allen Umständen zu Erwartenden verwendet wurde.“ (S. 37). Anderseits begegnet der Optativ in der im Zend häufigsten Gebrauchsweise als — Ausdruck des allgemeinen Ge- und Verbots — auch im Sanskrit nicht selten.

Das Zend stimmt ferner mit dem Sanskrit gegenüber dem Griechischen — um zunächst nur einfache Sätze in Betracht zu ziehen — überein in dem häufigen Gebrauch der zweiten und dritten Person des Conjunctivs als Ausdrucks der Aufforderung, in der Anwendung der ersten Person Pluralis zur Bezeichnung des Willensactes mehrerer Personen, sowie in dem Gebrauch des „unechten Conjunctivs,“ wie Delbrück den augmentlosen Indicativ Imperf. und Aorist. in conjunctivischer Bedeutung nennt.

Jolly nimmt an, dass diese Bedeutung des augmentlosen Imperfecti, nachdem das Augment zu einem blos facultativen Element herabgesunken war, in Folge eines „Triebes nach Differenzirung“ des augementbehafteten und augumentlosen Imperf. in der arischen Grundsprache entstanden sei (S. 22). Gegen diese vom Verf. selbst als „blosse Muthmassung“ (S. 23) bezeichnete Annahme lässt sich zunächst einwenden, dass im Sans-

krit, in der Sprache der Veden und des Epos, auch das augmentbehaftete Imperfectum mitunter — wie das augmentlose Imperfectum — Conjunctiv-Bedeutung hat (Benfey Vollständige Grammtik § 808. Bemerkung 4, Anmerkung 2 a und b). Ferner verwendet eine Sprache die eine von zwei ursprünglich gleichen und erst im Verlaufe der Sprachgeschichte verschieden gewordenen Formen, wenn sie diese beiden auch der Bedeutung nach von einander trennt, zur Bezeichnung eines dem ursprünglichen verwandten Bedeutungsinhalts — mag derselbe neu oder schon früher eben durch jene Formen unterschiedslos ausgedrückt worden sein; — sie verwendet sie aber nicht zur Bezeichnung eines vom ursprünglichen völlig verschiedenen und durch eine völlig verschiedene Form bereits ausgedrückten Inhalts. Sonst würde „der Trieb nach Differenzirung" in demselben Augenblick in dem er lautlich verschieden gewordenes auch inhalthaltlich unterscheiden will, wiederum lautlich ungleiches oder zufällig gleiches inhaltlich vermischen.

Gehen wir zu den Nebensätzen über, die Jolly im Allgemeinen wie im Einzelnen (und hier mit Berücksichtigung der verschiedenen satzeinleitenden Conjunctionen) eingehend (S. 60-108) behandelt, so sehen wir das gemeinschaftliche Verharren des Zend und des Sanskrit auf einer sprachlichen Stufe darin, dass sie einerseits von dem Conjunctiv in hypothetischen Sätzen einen viel ausgedehnteren Gebrauch als das Griechische machen, anderseits den Indicativ auf die Bezeichnung des rein Thatsächlichen beschränken, dass ihnen ferner die oratio obliqua und die indirecten Fragesätze völlig oder doch fast völlig (Delbrück und Jolly führen nur je ein Beispiel der Personenverschiebung aus dem Sanskrit und dem Zend an) abgeht, endlich darin, dass in beiden Sprachen das prohibitive *mâ*, das sie allein bekanntlich mit dem Griechischen gemein haben, fast niemals in abhängigen Sätzen gebraucht wird.

Von bedeutsamen Unterschieden zwischen dem Sanskrit und dem Zend ist vor allen hervorzuheben, dass im Zend in conjunctivischen und optativischen Nebensätzen — die indicativischen Sätze, in denen dies der Fall ist, werden von Jolly (S. 112) mit Recht nicht als Nebensätze angesehen — das

Relativum mitunter ausgelassen wird, eine Spur also der uralten Verbindungsweise, wie sie — auch dies wird von Jolly (S. 115) erwähnt — noch im Lateinischen und Ahd. vorhanden ist. Ursprünglicheres hat das Zend ferner in dem anaphorischen Gebrauch des Pronominalstammes *ja* bewahrt, der im Sanskrit nur in relativer Bedeutung vorkommt. Dass das gleichzeitige Vorkommen der anaphorischen und relativen Bedeutung des Stammes *ja* im Zend und im homerischen Griechisch gegen die Entstehung der relativen Bedeutung in einer gräcoarischen Zeit spreche, wie Delbrück — allerdings nur im Hinblick auf die homerische Sprache — (der Conjunct. u. Optat. S. 100) annimmt, wird von Jolly, der die Relativbedeutung des Stammes *ja* für gräcoarisch hält, (S. 120 f.) in nicht genügender Weise bestritten. Daraus, dass die beiden Bedeutungen des Stammes *ka*, die interrogative und die indefinite, nach der indogermanischen Periode noch in den Einzelsprachen fortbestanden, lässt sich noch kein Schluss auf Bedeutungsveränderungen ziehen, die in das ganze Satzgefüge so tief eingreifen, wie die den Stamm *ja* betreffenden. Delbrück kann Jolly immer noch einwenden, dass ein anderes sei das Bestehen zweier Bedeutungen neben einander, deren jede etwas Stoffliches bezeichnet, ein anderes das zweier Bedeutungen, deren eine, die neuere, jedes Inhalts baar, rein formal ist. Mit dieser Zurückweisung des Jolly'schen Einwands geben wir jedoch die Richtigkeit des Delbrück'schen Arguments noch nicht zu. Vielmehr ergiebt sich uns aus der Weise, in der die relative Bedeutung des Stammes *ja* im Zend und im homerischen Griechisch erscheint, dass in diesen Sprachperioden die Relativbedeutung, wenn auch nicht — um nur von der homerischen zu reden — bis zu der in der späteren Sprache vorhandenen Stufe gelangt, so doch hinlänglich ausgebildet, und keineswegs erst in den ersten Stadien der Entwickelung begriffen war. Wenn nun neben dieser relativen Bedeutung die anaphorische Bedeutung fortbesteht, so sehen wir nicht ein, weshalb neben dem etwa aus der gräcoarischen Zeit datirenden Beginn der relativen Bedeutung die anaphorische nicht sollte weiter bestanden haben. Auch das, was Jolly gegen Windisch in Betreff der relativen

Verwendung des Stammes *ta* im homerischen und herodoteischen Griechisch bemerkt, scheint uns nicht zu genügen. Dagegen weist er den auf die Verschiedenheit des altpersischen und des Zend-Relativum sich stützenden Einwand Delbrücks (S. 120) treffend zurück.

Was die übrigen Meinungsverschiedenheiten zwischen Jolly und Delbrück betrifft, so weicht jener bei der Behandlung der einfachen Sätze nur in einzelnen untergeordneten Punkten (wie z. B. S. 52 in der Bezeichnung und Anordnung der Gruppe der von diesem „futurische Optative," vom Verf. „Potentialis" genannten Optative) von Delbrück ab.

Wichtiger ist der Widerspruch gegen die von demselben getroffene Eintheilung der Nebensätze in priorische und posteriorische, gegen die Jolly (S. 66) dreierlei einwendet. Zuvörderst gehe Delbrück von der unberechtigten Annahme des Prius und Posterius aus, die gewissermassen dem Bewusstsein des Sprechenden vorgeschwebt haben, sodann schliesse seine Eintheilung die indicativischen Nebensätze aus, und endlich sei das Neue der Benennung anstössig. Deshalb zieht der Verf. (S. 67) die Eintheilung der Nebensätze in correlative und hypotaktische oder, „wie man noch bezeichnender sagen dürfte, attributive" (S. 69) vor, bei deren Erörterung er sich an Curtius (Erläuterungen S. 190 ff.) anschliesst.

Von jenen drei Einwänden ist der erste der gewichtigste und er allein würde genügen, um uns von der Unhaltbarkeit der Delbrück'schen Eintheilung zu überzeugen. Uns schien jedoch, dass Delbrück zunächst nicht von den Kategorieen des Prius und Posterius als solchen, sondern nur von dem Verhältniss der einen zur andern Handlung ausgehe. „Entweder setzt die Handlung des Nebensatzes die des Hauptsatzes voraus oder umgekehrt die Handlung des Hauptsatzes setzt die des Nebensatzes voraus." Dieser Satz in Delbrück's Buch (S. 35), der allen allgemeinen Erörterungen der priorischen und posteriorischen Sätze vorausgeht und auf den allein jene sich beziehen, drückte uns das Eintheilungsprincip aus und liess uns dasselbe als passend erscheinen. Erst in dem „Rückblick auf die Satzeintheilung" (S. 90 ff.), wo er auf die Theilung der

Sätze in priorische und posteriorische „ihrer Wichtigkeit wegen noch einmal zurückkommen (S. 100), sie „noch einmal begründen" will, gilt es ihm „zu ermitteln, was von den Kategorieen, die wir in dgl. Sätzen finden, wohl schon den Indern und Griechen der ältesten Zeit vorgeschwebt haben mag" (S. 101). So glauben wir denn in seiner diese Eintheilung behandelnden Auseinandersetzung einen doppelten Gesichtspunkt annehmen zu müssen, einen richtigen von der Beziehung jener Sätze zu einander ausgehenden (S. 35), und einen falschen in der Weise der früheren Grammatiker an die Sätze hinangebrachten (S. 101). Gegen den letzteren wendet sich nun Jolly mit vollem Rechte. Die Abweisung dieses einen Gesichtspunktes jedoch erweist die Eintheilung noch nicht als eine falsche, da diese durch den andern Gesichtspunkt sich völlig rechtfertigen lässt.

Der zweite Einwand Jollys trifft allerdings einen Mangel der Delbrückschen Eintheilung insofern ein Theil der indicativischen Nebensätze sich in keine jener beiden Klassen einreihen lässt. Dieser Einwand allein — denn das Neue der Terminologie stört uns nicht — könnte uns bestimmen, Jollys Eintheilung, zumal sie, wie er selbst (S. 69) sagt, „mit Delbrücks priorischen und posteriorischen Sätzen im Wesentlichen" zusammentrifft, vor der Delbrück'schen den Vorzug zu geben. Soviel von dem Inhalt der verdienstvollen Abhandlung. Wir können jedoch nicht schliessen ohne das Frische und Anregende der Darstellung hervorgehoben zu haben.

Dr. M. Holzman.

Alfred Ludwig, ord. Professor der Sprachvergleichung an der Prager Universität, Agglutination oder Adaptation? Eine sprachwissenschaftliche Streitfrage mit Nachträgen zu des Verfassers „Infinitiv im Veda." Prag 1873.

Dass die Sprachwissenschaft noch eine sehr jugendliche Disciplin ist, das beweisen namentlich auch die vielen schwebenden Controversen über Principienfragen und die unaufhörlich

emportauchenden nagelneuen Theorien und Systeme. Man hat in diesem Kampf der modernen Sprachforschung ums Dasein einen Vorzug derselben vor anderen, älteren Wissenskreisen gefunden, in denen leicht eine dogmatische Sicherheit und träge Selbstzufriedenheit einreisse. Und in der That kann nur dieser Gesichtspunkt die Kritik bestimmen, ihre Aufgabe auch gegenüber solchen Leistungen wahrzunehmen, in denen schon die Fragestellung völlig verfehlt und wie in dem vorliegenden Buche der Versuch gemacht ist, fundamentale und in der Meinung aller Fachgenossen längst über alle Anfechtung erhobene Wahrheiten aufs Neue in das Gebiet der Streitfrage zu ziehen.

Nicht zum ersten Male tritt Ludwig in dieser Schrift vor das Publikum mit seinen, wir wollen sagen eigenthümlichen Ansichten über die Entstehung und das Wesen des indogermanischen Formenbaus, welche zu Allem was von Bopp an hierüber aufgestellt worden ist, in ausgesprochenem und beabsichtigtem Gegensatze stehen. Schon in seiner Abhandlung: „Die Entstehung der A-declination (in den Sitzungsber. der Wiener Ak. d. Wiss. phil.-hist. A. 1867) hatte er seine neue Theorie entwickelt, deren Kern dann in seiner grösseren Arbeit „Ueber den Infinitiv im Veda“ Prag 1871 in folgenden Sätzen ausgedrückt ist: „Die Stämme, die den späteren grammatischen Formen zu Grunde liegen, sind keine Abstractionen, sie kamen im syntaktischen Gebrauche vor... Das Suffix hat unmittelbar bei seinem Entstehen (das immer am Worte geschehen ist) die Bedeutung des Stammes nie modificirt, sondern die Bedeutung dem Stamme entlehnt, nachdem es die ihm eigene (demonstrative) eingebüsst hatte.“ Soweit könnte man, von dem eingeklammerten Zusatze abgesehen, mit dem übrigen insoweit einverstanden sein, als man nur die Definition der Suffixe klarer ausgedrückt sehen möchte. Aber hinter dieser Unklarheit birgt sich, wie wir sogleich einschalten müssen, eine dem Verf. völlig eigenthümliche Anschauung, hinter die man erst durch Vergleichung einer Reihe anderer Stellen gelangt, aus denen hervorgeht, dass er zu seinen Suffixen in ganz anderer Weise gelangt als die übrigen Forscher, nemlich nicht durch Trennung des Nominalstamms und der Casusendungen bei den Subtsan-

tiven, des Verbalstammes und der Personalendungen bei den Verba, sondern als Stamm gilt ihm z. B. *dêvân*, nicht *dêva*, und wenn es sonst allgemein als einer der wichtigsten Fortschritte der neueren Sprachwissenschaft angesehen wird, dass wir in der Declination das Wandelbare, nämlich die Endung, von dem Unwandelbaren, nemlich dem Stamm, richtig unterscheiden gelernt haben, lässt Ludwig die Casus durch Verstümmelungen und Vertauschungen der wunderbarsten Art aus Nominalstämmen, und aus denselben Stämmen durch denselben Vorgang, nur durch die Zwischenstufe der sogenannten „Infinitive" des Veda die Verbalformen hervorgehen. Denn im Veda glaubt L. noch die Ueberreste der Stammperiode in zahlreichen Vertauschungen der Casus unter einander, sowie der Infinitive, die doch in Wahrheit auch nur Casus, aber solche von Verbalsubstantiven sind, mit dem verbum finitum und der drei Personen des Verbum unter einander zu erkennen. Im Veda findet er noch die Nachwirkungen „einer gewissen Gleichgewichtsbewegung, indem man naturgemäss das Wort mit dem Suffix nicht als ein Untheilbares auffassen, die Bedeutung nicht als ununterschieden auf der ganzen Lautmasse ruhend, auch aber das, was sich dem Gefühl als der untergeordnete Bestandtheil zeigen musste, als der Bedeutung nicht ganz baar denken konnte. So vollzog sich in spontaner Weise... eine neue Vertheilung der Bedeutung, bei der die Wurzel einer Art Abstractionsprocess unterzogen wurde, der für die Sprachbildung von ungeheurem Einfluss ward."

Es wird die Leser viel weniger befremden zu erfahren, dass diese seltsame Theorie bei allen Kritikern des „Infinitiv im Veda" einer in der Form mehr oder weniger herben, in der Sache einmüthig missbilligenden Aufnahme begegnet ist, als die Versicherung zu vernehmen, die Herr Professor Ludwig a. a. O. gibt: „so einfach (?) diese Sätze auch scheinen mögen, so sind sie doch, wir leugnen es nicht, das Resultat von etwa neunjährigem Forschen, Denken und Vergleichen." Theils jene Angriffe zu widerlegen, theils eine ausführlichere Darlegung seiner Ansichten zu geben, ist der Zweck, den sich Ludwig in der gegenwärtigen Schrift gesetzt hat; denn obwohl auch das frühere

Werk einen ziemlich umfangreichen allgemeinen Theil hatte, so haben doch, worüber sich Ludwig beschwert, die Recensenten desselben davon wenig Notiz genommen und sich hauptsächlich an den rein philologischen Theil gehalten. Dies ist die Antwort darauf, dass die exegetischen Partien des „Infinitiv im Veda" in der sehr ausführlichen Anzeige Delbrück's K. Z. XX, S. 212—240 eingehende und nach unserer Ansicht, die sich auf eigene bei einer Untersuchung auf demselben Gebiete gemachte Erfahrung stützt, immer noch über Verdienst gehende Würdigung erfahren haben. Allerdings enthält S. 51—65 eine sehr reichhaltige Sammlung von Infinitiven aus dem Veda und Avesta, aber sie ist keineswegs die erste in ihrer Art, da schon 1869 E. Wilhelm*) in einem Programm des Eisenacher Gymnasiums eine ähnliche, in Bezug auf den Vedadialekt zwar viel weniger umfassende, aber in Bezug auf die Sprache des Avesta weit vollständigere Sammlung veröffentlicht hatte. Allerdings verdient wol fleissige Sammlung des Materials, wo sie auch auftritt, Anerkennung; nur muss sie wenigstens mit einem bescheidenen Mass von Kritik unternommen werden. Freilich hat sich Ludwig der Controle seiner Anhäufungen von Vedacitaten dadurch zu entziehen gesucht, dass er fast überall unterlässt, den bezügl., oft sehr schwierigen und controversen Stellen eine Uebersetzung beizugeben; aber gerade dadurch, dass er sich die Nöthigung einer deutschen Version auferlegt hätte, würde er zu einer richtigeren Interpretation gelangt und vielleicht von manchen seiner verkehrten Theorien über die Sprache des Veda zurückgehalten worden sein. Und selbst da, wo Ludwig Richtiges gefunden hat, macht er damit wegen des Fehlens der Belege keinen Eindruck. So wird z. B. das häufige vedische Wort *aram***) von ihm, soviel wir wissen, zum ersten Mal als Infinitiv, doch wohl von Wurzel *ar* erreichen, classificirt; aber nimmt denn nicht, wer eine ganz neue, vom Petersburger

*) Vgl. dessen Praefatio zu seiner Schrift De infinitivi forma et usu. Isenaci 1873.

**) Vgl. J. Jolly „Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen" (München 1873) S. 124 f.

Wörterbuche völlig abweichende Erklärung aufstellt, damit ipso facto die Pflicht auf sich, sie auch ausführlich zu beweisen? Aber statt einer Beweisführung, die namentlich auch das Verhältniss von *aram* zu dem späteren Adverb *alam* hätte erörtern müssen, bietet uns Ludwig eine ungeordnete Sammlung unübersetzter Vedastellen, in denen *aram* vorkommt. Und um noch einen ebenfalls von Delbrück a. a. O. nicht berührten Punkt zu erwähnen, so ist nicht nur der Tadel, den Ludwig gegen „die beiden Hauptauctoritäten für Altbaktrisch" wegen ihrer Auffassung der Infinitive auf-*djai* im Zendavesta erhebt, gar nicht zu verstehen, sondern offenbar hat L., der so bereit ist Spiegel und Justi zu kritisiren, sich mit diesen Formationen selbst nicht näher beschäftigt; denn würde er sonst unterlassen haben, auf ihren vornehmlich im Gatha-Dialekt, aber auch Vend. II., 58 hervortretenden Gebrauch im Sinne des Futurums hinzuweisen?

Das ist ja wirklich ein Uebergang vom Infinitiv ins verbum finitum, also nach der L.'schen Theorie ein Ueberrest aus der Stammperiode, während wir Andere freilich uns bescheiden werden, diesen Gebrauch wie den imperativischen einfach aus der Casusnatur der Infinitive des Veda und Avesta abzuleiten. Wenn wir also als Ergebniss dieser Digression auf Ludwig's Veda- und Avestaexegese, als die Grundlage seiner neuen Theorie, festhalten, dass diese Basis eine sehr bröcklige ist, so werden vielleicht Manche, die diesen Studien ferner stehen, dieses Urtheil herb finden, aber augenscheinlich wird Herr Prof. Ludwig selbst auf jeden Ausspruch der Kritik wenig Gewicht legen, der sich auf diesen Theil seiner Leistungen bezieht. Denn ihm kommt es ja, wie wir gesehen haben, hauptsächlich auf seine allgemeinen Resultate an. Mit einer völlig neuen Physiognomie tritt er uns daher in dem Werke entgegen, welches den Gegenstand dieser Besprechung bildet; während es ihm früher darauf ankam und, wie Niemand bestreiten wird, auch wohl gelungen ist, sich als gelehrten Sanskritkenner zu zeigen, nimmt jetzt die Adaptations- oder Stammtheorie den Vordergrund in einer ebenso langen als ermüdenden und ungeordneten Reihe von Betrachtungen ein. Freilich gegen den Ausdruck „Stammtheorie"

verwahrt sich der Verf. und wirft überhaupt seinen Beurtheilern Entstellung und Verdrehung seiner Ansichten vor; wir werden daher, dem Vorgang Benfey's in seiner Kritik des „Infinitiv" in der „North British Review" folgend, die Ansichten L.'s so viel als möglich in seinen eigenen Worten wiedergeben: „Entweder die indoeuropäischen Sprachen sind agglutinirende; dann ist die behauptete Verschiedenheit derselben von den agglutinirenden falsch: oder sie sind nicht agglutinirend; dann können die Wortbildungs- und Flexionssuffixe nicht agglutinirt sein." (S. 24.) Dass der Verf. auf diese Behauptung grosses Gewicht legt, ergibt sich daraus, dass er sich an mehreren Stellen das Verdienst beimisst, das Wesen der Flexion im Unterschiede von der Agglutination zum ersten Male richtig bestimmt zu haben; man darf aber den Stachel, welchen diese Alternative der herrschenden Auffassung scheinbar so drohend entgegenstreckt, nur beherzt befühlen, um sich sofort zu überzeugen, dass er eine stumpfe Spitze hat. Denn offenbar wird die übliche Unterscheidung zwischen agglutinirendem und flectirendem Sprachbau, über deren Werth gegenüber anderen Eintheilungen wir nicht streiten, nicht widerlegt durch einen Begriff, in dem das Wesen dieser Unterscheidung völlig verkannt und eine so fundamentale Verschiedenheit zwischen Agglutination und Flexion behauptet wird, wie in keiner der sonst so weit auseinandergehenden Definitionen dieser beiden Begriffe. Niemand hat behauptet, dass die Flexion d. h. vollkommene Anfügung oder Anbildung nicht eine frühere Stufe der blos äusserlichen Anfügung der formativen Elemente, also der Agglutination zur Voraussetzung habe, die sich ihrerseits nach der allgemeinen Annahme von dem isolirenden oder vereinzelnden Prinzipe des Sprachbaus nur darin unterscheidet, dass es die beiden zu einem Begriffe verbundenen Wurzeln völlig unverändert lässt, während durch die Agglutination der eine, durch die Flexion beide Bestandtheile des Compositums ihre ursprüngliche Selbständigkeit verlieren. Wie alle Eintheilungen ist also auch diese nur eine relative und der allgemeine Charakter einer Sprache wird nach demjenigen Prinzip des Sprachbaus bestimmbar, welches vorherrschend darin zur Anwendung gelangt. Bei der wissenschaft-

lichen Untersuchung der finnischen Sprache haben Forscher, die in der strengen Schule Bopp's gebildet waren, gezweifelt, ob sie dieselben den agglutinirenden, oder nicht am Ende doch den flectirenden beizählen sollten, umgekehrt geht die von Ludwig eifrig citirte Abhandlung von Curtius „zur Chronologie der idg. Sprachforschung“ überall von der Voraussetzung aus, dass der Bau des im eminenten Sinne flectirenden Sprachstammes auf ursprünglicher Agglutination, in letzter Linie auf Wurzeln, also auf dem Prinzip der Isolation beruhe. Wir haben also gar nichts gegen die Folgerung einzuwenden, die aus obigem Satze abgeleitet wird, dass die Suffixe „an die Wurzel, den Stamm in der Bedeutung, in welcher wir sie fungiren sehen, nicht angefügt worden.“ Ludwig aber glaubt hiermit einen grossen Trumpf gegen Curtius auszuspielen, er erklärt es für die nächste Aufgabe der Sprachwissenschaft „die Methode darnach zu conformiren“, was ihr bisher darum nicht gelungen sei, „weil die Erklärung mit einer Hast betrieben wurde, die zu ähnlichen Reflexionen keine Zeit übrig liess“, er sucht endlich seine Entdeckung folgendermassen auf die präciseste Form zu bringen (S. 27): ...„Meine beiden Sätze also sind:

1. Die Suffixe modificiren ursprünglich die Bedeutung von Wurzel oder Stamm gar nicht. Sie gaben Beziehungen nach aussen.
2. Die Wandlungen des Suffixes gingen nicht vor in einer Periode der Selbstständigkeit, sondern vollzogen sich im Wort.“

Wir müssen uns hier, um diese beiden Fundamentalsätze des Verf.'s verstehen zu können, erinnern, dass er die Suffixe d. h. bei ihm alle formativen Elemente, Casus und Personalendungen einbegriffen, wie er sie als blosse bedeutungslose Anhängsel der Nominalstämme betrachtet, so auch auf ganz anderem Wege ermittelt als die übrigen Fachmänner. Obwohl er darin der gewöhnlichen Anschauung beipflichtet, dass er die Suffixe als ursprüngliche Demonstrativa ansieht (vgl. z. B. S. 25), so erklärt er sich doch gegen alle, auch die evidentesten Identificirungen derselben mit den vorhandenen Pronominalwurzeln, ohne jedoch, soviel ich sehe, irgendwo anzugeben, wie er sich

denn den Zustand der Sprache in seiner Stammperiode denkt. So ist es freilich, nachdem L. den einzigen offenstehenden Weg zur Erklärung der Suffixe sich selbst versperrt hat, gar nicht anders möglich, als dass er auf die abenteuerlichsten Einfälle geräth, in denen wir vergeblich nach einem rothen Faden suchen würden, wenn sich nicht das eine Bestreben überall unverkennbar hindurchzöge, eine möglichst grosse Anzahl von Wortbildungssuffixen, Casus- und Personalendungen als ursprünglich identisch zu erweisen. So wird auf S. 7 behauptet, dass die Stämme auf *u* z. B. griech. *δόρυ*, got. *hardus*, die auf *vi* z. B. lat. *levis*, Sanskr. *ravis* und die deutschen und litauischen Adjectivstämme ursprünglich denselben Auslaut, wenn wir recht verstehen: *ui* gehabt hätten, der aber auch seinerseits nicht primitiv sei.

Dass der Verf. gegen die herrschende Annahme von der ursprünglichen Getrenntheit dieser Suffixe streitet, finden wir hienach begreiflich, aber völlig unverständlich ist uns geblieben, was in dem bezüglichen §. 5 die Polemik gegen die consonantisch auslautenden Stämme und gegen die angeblichen Versündigungen der Sprachwissenschaft wider das auslautende *i* in Wortbildungselementen soll, dessen Behandlung „in Bezug auf Willkür, Frivolität und Anmassung auf dem Gebiete der modernen Wissenschaft ohne Beispiel“ sei. Aber nicht blos die ähnlich lautenden, sondern alle Suffixe überhaupt scheint L. als ursprünglich ansetzen zu wollen, wenn er es S. 26 für eine erstaunliche Naivetät erklärt, dass Curtius in der „Chronologie“ „in einer ewig denkwürdigen Stelle auseinandersetze, warum er das Suffix *a*, das er früher für n i c h t s gehalten, schliesslich doch für e t w a s zu erklären sich gedrungen fühle.“ Nach Ludwig nemlich ist es „keine Rarität, dass ein Suffix nichts bedeutet.“ Als Beweis werden einige Wurzelnomina mit gleichbedeutenden Derivaten angeführt, und triumphirend bemerkt L : „Oder sollte etwa ein *râṭ râǵan* genannt worden sein nach längerer Herrschaft? Oder die „Erde“ *bhûmi* (für *bhûs*) nach grösserer Ausdehnung der geographischen Kenntniss?“ Gestehen wir es also ein, die Sprachwissenschaft hat sich hier, aber freilich „auch da wo dergleichen in das früheste, dunkelste Alter-

thum unseres Sprachstammes zurückreichende Erscheinungen nicht in Frage kommen", völlig incompetent bewiesen. Hat sie doch noch nicht einmal erkannt, dass im Veda die Casus gar keine bestimmte Bedeutung haben, sondern ganz promiscue gebraucht werden, und noch in einer dem Veda unmittelbar vorausliegenden Periode z. B. *pitari*, das wir Uneingeweihte für den Loc. Sing. von *pitar* halten, Nom., Voc., Loc., Dat. und Instr. zu gleicher Zeit war (S. 110). Wie der Leser bemerkt, wir gerathen hier ganz wieder in den Ideenkreis des „Infinitiv im Veda", und wie an den Wortbildungssuffixen und den Casusendungen, so wird uns nun auch hier wieder an den Personalendungen zu zeigen versucht, dass sie ursprünglich und theilweise selbst noch im Veda nicht das sind, was ihr Name besagt, sondern sie sind verstümmelte Infinitivendungen. „Die Unterschiede von Person und Numerus haben sich an die einzelnen Infinitivformen angeknüpft, und es ist der Schein der Personalsuffixe entstanden." (S. 113). Die sogenannte *a*-conjugation z. B., d. h. wohl die Conjugation mit thematischem Vocal, wurde an eine offenbar sehr häufig angewandte (?) Infinitivform *âni* angeschlossen, nachdem dieselbe zu *âi*, *â*, *a*, *e* verstümmelt worden war... „auch das lateinische Suffix *sti* führen wir geradezu auf griech. *σθαι* zurück . . . *mini* entspricht einem anderen griechischen Infinitivsuffix, dem homerischen *μεναι*, und ist zum Plural erst nachträglich geworden."

Und mit solchen Ansichten glaubt der Verf. den von Curtius (Grundz. [3] S. 75) ihm gemachten Vorwurf, dass er zu denjenigen gehöre, welche verschiedene Suffixe vorschnell identificiren als eine grobe Entstellung und Verdrehung zurückweisen zu dürfen. (S. 25.) Doch wir dürfen diesen Ansichten nicht weiter nachgehen, wollen wir den Leser nicht noch einmal wie oben in das Labyrinth der vedischen Infinitive stürzen, deren verkehrte Auffassung wohl den ersten Anlass zu einer so trostlosen Reihe von Hirngespinnsten gegeben hat. Gehen wir der Sache noch tiefer auf den Grund, so wird es die Ueberschätzung der Sprache des Veda in ihrem Verhältniss zu den verwandten Sprachen sein, welche den Missgriff herbeigeführt, die unbewusste Abhängigkeit des Verf.'s von dem traditionellen

Begriff des Infinitivs, welche ihn befestigt hat; wie auch der Kritiker der „Agglutin. od. Adapt.“ im Lit. Centrbl. vom 2. Januar 1873 auf die Verkennung der Casusnatur der alten Infinitive als auf die Hauptquelle der übrigen Irrthümer hingewiesen hat. So in die Anschauungen der älteren Grammatik festgebannt will Ludwig der modernen Sprachwissenschaft eine neue Bahn eröffnet haben. Denn er fühlt es wohl und spricht es mit einer gewissen Genugthuung aus, dass er „mit der bisherigen Wissenschaft in einen unauflöslichen Widerstreit gerathen ist, der sich auf alle Theile der Sprachwissenschaft ausdehnt.“ Wir würden eine unrichtige Vorstellung von dem Buche erwecken, würden wir den streitfertigen Verf. nicht auch durch den polemischen Theil seiner Ausführungen begleiten, welcher mehr als drei Viertel des Ganzen ausmacht. Zunächst also wenden wir uns zu seiner sachlichen Polemik.

„In dem unüberlegten Jagen die Bedeutung herauszufinden, bei der Rohheit der Methode, die das was sie suchte immer unmittelbar packen zu können glaubte“ hat sich die von Bopp begründete Sprachwissenschaft von Anfang an niemals (d. h. bis auf Ludwig) zu einer richtigen Auffassung der Grammatik der indogermanischen Sprachen, ja des Sprachlebens überhaupt zu erheben vermocht: von diesem Gesammturtheil ausgehend unterwirft unser Verf. die verschiedenen Theile dieser Wissenschaft einer Musterung, in der zunächst die Lautlehre (S. 3—17) noch am Besten wegkommt, wenn schon es „auch hier an Verirrung nicht fehlt.“ Von der phonologischen Methode des Verfassers sind die Proben schon gegeben; ebenso wenig wird, wer diesen Abschnitt liest, zweifelhaft sein, auf wen er das soeben angeführte Urtheil eher anwenden soll, auf die sorgfältig erwogenen Ausführungen von Curtius über die griechischen Aspiraten, die sich hier namentlich bekämpft finden, oder auf die eigenen Behauptungen seines Gegners über diese und vielerlei andere Fragen der Lautlehre. Wir wenden uns daher direkt zu dem Abschnitt über den modernen Betrieb der Wortbildungslehre (S. 17—29) über den das Urtheil schon viel schlimmer fällt. Ein einziges von den Argumenten, mit denen dasselbe begründet wird, scheint ein gewisses Gewicht zu haben. Wenn

in den deutschen Abstracten auf -heit, -schaft und ähnl., den Adjectiven auf -sam u. s. w. diese Ableitungsendungen zn ihrer jetzigen Geltung nur durch Herabsinken aus einer früheren Periode der Selbständigkeit gelangt sind, so folgt daraus noch nicht, dass in einer viel früheren Zeit z. B. Suffix *a* auf demselben Wege zu dem geworden sei, was es ist, got. *daub-itha* ebenso gebildet sei wie das deutsche Taub-heit; aus den Eigenthümlichkeiten einer späten die Vorgänge der frühesten Sprachperiode zu erklären sei offenbar ein unhistorisches Verfahren. Wir sehen hier von den weiteren Ausführungen Ludwig's ab: wie das Sprüchwort nur halb wahr sei, welches sagt, dass es nichts Neues unter der Sonne gebe u. dgl. und räumen ein, dass dieses Argument an sich eine richtige Wahrnehmung in sich schliesst. Nur trifft es nicht die die es treffen sollte, sondern es trifft, wenn damit im Allgemeinen behauptet werden soll, dass wir den Prozess der Zusammensetzung nicht aus neueren in ältere Sprachepochen hineintragen sollen, alle die, welche überhaupt die Endungen für ursprünglich selbständige Wörter halten, somit auch Ludwig selbst; soll dagegen nur soviel damit gesagt sein, dass die Zusammensetzungen der früheren Zeit mit den neueren nicht auf derselben Stufe stehen, so ist diese Restriction eines an sich berechtigten Analogieschlusses ebenso begründet als sie ein Gemeinplatz ist: denn es ist allgemein anerkannt, dass die späteren Compositionen ebenso durchgängig mit Verbal-, als die früheren mit Pronominalwurzeln erfolgt sind. — Dass in der Lehre von der Flexion und von der Syntax die moderne Sprachwissenschaft, wenn wir auf L. hören, den Gipfel der Verkehrtheit erstiegen hat, begreift sich von selbst. Kommt doch hier namentlich seine Theorie in Collision mit den herrschenden Ansichten. Immerhin ist, auch wenn wir nicht mit dem Verf. der Ansicht sind, dass „die Syntax der jeweilige Barometer gewissermassen für den Stand der Flexion“ sei (S. 29), seinen Klagen über die Losreissung der Flexionslehre von der Syntax eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen.

Und nun haben wir den Verf. durch manche seiner Irrgänge begleitet und doch noch nichts über das quantitativ be-

deutendste Ingrediens seines Buches gesagt, über seine persönliche Polemik. Es ist nicht die Sache der Kritik, wie sehr sie dazu provocirt sei, auf Persönlichkeiten zu verweilen, und so bieten wir von den Invectiven Ludwig's, in denen die einzige, aber vollkommen ausreichende Legitimation für den im Obigen angeschlagenen Ton liegt, anstatt eines Blüthenstrausses, den wir pflücken könnten, nur zwei Beispiele dar. Schleicher, dessen übrige Leistungen mit Ausnahme seiner Entdeckung des Litauischen alle den „Stempel der Mittelmässigkeit tragen, hat die Wissenschaft angefüllt mit irrthümlichen, höchst voreilig aufgestellten Sätzen..." dagegen ist „mein (Ludwig's) Verdienst, wissenschaftliche Fragen von massgebender Bedeutung gestellt und gelöst zu haben." Diese Aeusserung (S. 80 f.) hat schon der nebst Curtius hier vornemlich angegriffene Delbrück in seiner kurzen Abfertigung L.'s im neuesten Hefte von Kuhn's Ztschr. herausgegriffen und nach Gebühr behandelt und ebenda die von ihm an verschiedenen Stellen des L.'schen Buches entworfene Charakterschilderung reproducirt. Wir führen noch folgenden Satz an (S. 20): „Dass wir eine Frage in objectiver Weise erörtert... dass wir dadurch ungeahnte Aufschlüsse erzielt haben, hat uns der Cynismus unserer Gegner nicht vergeben, sondern hat sich an uns gerächt durch einiges Zusammenhalten, kräftiges Ignoriren, rücksichtslose Entstellung, und man muss sagen, mit grossem Erfolge." Einem solchen Auftreten gegenüber würde selbst ein schärferes Urtheil als das vorstehende keiner Rechtfertigung bedürfen, und wir schliessen unsere Anzeige, nicht ohne die Kriegserklärung, in der dieser Angriff auf die Vertreter der neueren Sprachwissenschaft gipfelt, (S. 32) gegen ihren Urheber zu wenden: „Nicht als ob er sich nicht den Kopf zerbrochen hätte über dieses und jenes, aber Kopfzerbrechen und methodisches Forschen sind sehr verschiedene Dinge."

Dr. Hermann Cohen, Kants Theorie der Erfahrung. Berlin 1871. VIII und 270 S.

Das Urtheil Kants von der Metaphysik, dass sie einen Kampfplatz endloser Streitigkeiten darstelle, in welchem noch niemals irgend ein Fechter auch den kleinsten Platz habe erkämpfen können, behauptet sehr wider die Absicht des berühmten Philosophen noch heute seine Gültigkeit. Wollte man nach dem Erfolge allein urtheilen, so könnte leicht das geringe Einverständniss, welches unter den nachkantischen Philosophen bis heute über die wichtigsten metaphysischen Fragen herrscht, zu der Meinung hinleiten, dass Kant der Versuch nicht gelungen sei, die Metaphysik in den sichern Gang einer Wissenschaft zu bringen. In der That aber ist die Geschichte der nachkantischen Philosophie vielmehr dadurch charakterisirt, dass die Nachfolger von der durch Kant in klaren Zügen vorgezeichneten Bahn abgewichen und in den Dogmatismus zurückgefallen sind. Aus den reichen Ergebnissen der Kantischen Untersuchungen fassten sie vornehmlich diejenigen ins Auge, welche ihnen Stoff zu neuen dogmatischen Behauptungen gaben. Denn der veränderte Standpunkt, aus welchem Kant an die metaphysischen Probleme herantrat, erzeugte natürlich auch ganz neue Anschauungen, welche aber bei jedem Versuch, ihnen eine feste Gestalt zu geben, zu dogmatischen Behauptungen und Gegenbehauptungen führen mussten.

Ein hingeworfener Ausspruch Kants,*) dass möglicher Weise dasjenige, was den äusseren Erscheinungen zu Grunde liegt, von den Gegenständen der inneren Sinne nicht so sehr verschieden sein dürfte, ein Satz, welchen Kant, um es mit seinen Worten zu bezeichnen, nur als „Hypothese im polemischen Gebrauch" hinstellte, um gewissen dogmatischen Einwürfen zu begegnen, bildete den Ausgangspunkt der Reihe von neuen Systemen, welche in so reicher Folge auf dem Gebiete der Philosophie auftraten. So trat eine wesentliche Verkennung dessen ein, was Kant die veränderte Methode der Denkungsart nennt, vermöge deren er jede das Gebiet der wirklichen oder möglichen Erfahrung übersteigende Speculation in das Reich der Erdichtung verwies, und alle dogmatischen Behauptungen betreffs ihrer sammt und sonders dem Principe nach für ungegründete Anmaassungen einer undisciplinirten Vernunft erklärte, während er es als die wahre Aufgabe einer gründlichen Metaphysik hinstellte, die der Erfahrung zu Grunde liegenden und sie in ihrer Möglichkeit a priori constituirenden Bedingungen zu untersuchen, zu deren Feststellung die „Kritik der reinen Vernunft" den Plan verzeichnete.

Wie weit allmählich Kant dem Verständniss der Philosophen entfremdet war, ist in diesen Tagen in auffälliger Weise durch den Streit hervorgetreten, welcher unter den namhaftesten Vertretern des philosophischen Fachs über die blosse Auslegung nicht etwa unwesentlicher Sätze, sondern zugestandener Maassen der wichtigsten Aussprüche der Kantischen Lehre entbrannt ist. Es sollte sich hier aber wiederum bewähren, dass nichts so geeignet ist, den Fortschritt der Wissenschaft zu befördern, als ein wissenschaftlich geführter Kampf, in welchen nicht äussere Machtgebote hindernd eingreifen. Dieser Streit konnte nicht verfehlen die Aufmerksamkeit von Neuem auf den an-

*) Kants Kritik der reinen Vernunft; Separat-Ausgabe von Hartenstein 1868 pag. 289. Die folgenden Citate aus der Kritik beziehen sich auf dieselbe Ausgabe.

geblich längst überwundenen Kant zu lenken, und namentlich jüngere Kräfte zu veranlassen, sich mit unbefangenem Sinne wieder in die Quelle aller neueren Philosophie zu versenken. Die Frucht eines solchen eingehenden Studiums Kants ist das vorliegende Werk, in welchem der Verfasser es unternimmt den unverfälschten Kant herzustellen.

Der Titel des Buches: Kants Theorie der Erfahrung, kündigt von vorn herein den allein richtigen Standpunkt an, von dem aus die Leistungen Kants auf dem Gebiete der spekulativen Philosophie zu erfassen sind. Kant hat nicht die zahlreichen Systeme, die über Gott, Freiheit, Unsterblichkeit und welche Namen die transscendenten Ideen sonst noch haben mögen, aufgeführt sind, um ein neues vermehrt, ihm war es lediglich um die Erklärung der Erfahrung ihrer Möglichkeit nach und die Ermittelung ihrer Bedingungen zu thun und schon die Hinstellung dieses Problems als des allein der Nachforschung würdigen und zugleich erreichbaren Gegenstandes der Metaphysik macht ihn zum Schöpfer einer neuen Philosophie.

Der Verf. bemerkt in der Vorrede, dass ihm nicht unvermittelt die Ueberzeugung von der Wahrheit der Kantischen Lehre aufgegangen sei, dass sie sich erst im Kampfe gegen die untriftigen Angriffe, die sie erfahren, gebildet und befestigt habe. Die Wahrnehmung, die sich ihm hierbei aufdrang, dass die Widerleger Kants, dessen Lehre sich nicht zu eigen gemacht hätten, machte es ihm zu seinem nächsten Anliegen, den historischen Kant wieder herzustellen und ihn seinen Widersachern gegenüber zu behaupten.

Da nun der neue Gehalt des Aprioritätsbegriffs als der Kernpunkt der neuen Lehre und gleichzeitig als die ergiebige Quelle der mannichfachen und weitgreifenden Missverständnisse, die sie erfahren hatte, erkannt war, so bestimmte sich für den Verf. die Aufgabe näher dahin, die Kantische Aprioritätslehre von Neuem zu begründen.

Die historisch-systematische Darlegung der Kantischen Lehre, die das Buch enthält, beschränkt sich daher im Wesentlichen auf die transscendentale Aesthetik und die transscendentale Analytik, welche letztere die erste Abtheilung der transscen-

dentalen Logik bildet, als diejenigen Abschnitte in der Kritik der reinen Vernunft, in welchen die Prinzipien aller Erkenntnisse a priori nach ihren sinnlichen und begrifflichen Elementen bestimmt werden.

Von der zweiten Abtheilung der letzteren, der transscendentalen Dialektik, welche die Folgerungen aus den vorangegangenen Entwickelungen für die Berechtigung weitergehender Spekulationen zieht, werden nur die Paralogismen und Antinomien beleuchtet, weil diese einen neuen, und zwar indirekten Beweis der in der ersten Abtheilung vorgetragenen Lehre enthalten und in sofern als ein zur Vollständigkeit der Deduktion gehöriges Moment in Betracht zu ziehen sind.

Was die Art der Darlegung betrifft, so wird jeder zu erörternde Begriff in scharfsinniger und tief eindringender Weise in seine elementaren Theilbegriffe zerlegt, jedes dieser Gedankenelemente nach allen seinen Wendungen hin betrachtet und der Antheil bezeichnet, welcher ihm für die Constituirung des Begriffs zukommt. Nachdem so der Begriff vor den Augen des Lesers allmählich mit schlagender Sicherheit reconstruirt ist, wird er geprüft und bewährt an der Widerlegung der Gegenansichten der namhaftesten Philosophen, unter welchen wir Herbart, Schopenhauer, Trendelenburg, Ueberweg, Jürgen Bona Meyer nennen, denen, abgesehen von ihrer beiläufigen Berücksichtigung im Zusammenhange der Entwickelung, zum Theil besondere Abschnitte des Buches gewidmet sind.

Von besonderem Interesse ist die durchgehends mit glücklichem Erfolge gekrönte Bemühung, in den Abweichungen, welche die zweite Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft gegen die erste aufweist, und welche wider die ausdrückliche Erklärung Kants vielfach für Verunstaltungen seiner ursprünglichen Lehre ausgegeben worden sind, wirkliche Verbesserungen nachzuweisen, sei es rücksichlich der sichereren Begründung, oder in der Auffindung des bezeichnenderen Ausdrucks. Fügen wir noch hinzu, dass durch historische Nachweise überall in der vorkantischen Philosophie mit glücklichem Griffe die Punkte herausgehoben werden, an welche Kant seine Kritik anknüpft, dass ferner zur Aufhellung dunkler Stellen in dem Hauptwerke,

der Kritik der r. V., die verborgensten Stellen aus den übrigen Schriften Kant's herbeigezogen werden, so dürfen wir sagen, dass Jeder, welcher von den überlieferten Irrthümern, die über den Sinn der Kantischen Lehre im Umlauf sind und die unbefangene Auffassung derselben so sehr erschweren, sich befreien und über diese Frucht tiefster Spekulation sich gründlich orientiren will, in dem vorliegenden Werke den bisher entbehrten zuverlässigen Wegweiser finden wird, der ihn über die schwierigsten Stellen der Kantischen Untersuchungen mit Sicherheit hinüberleitet, und ihn zugleich überall die gefährlichen Abwege vermeiden lehrt, auf welche unbehutsame Folgerungen allzuleicht führen.

Wir wollen nun im Folgenden versuchen, die Hauptergebnisse der neuen Analyse des Kantischen Werkes zusammenzustellen.

Den Ausgangspunkt und die Grundlage aller Erörterungen bildet die berichtigende Feststellung des Kantischen Begriffes „a priori". Dieser Begriff wurde von Leibniz dahin bestimmt, dass connaître a priori heisse connaître par les causes (unter causes hier Realgrund verstanden) im Gegensatze zu connaître par les raisons, entsprechend dem von Aristoteles aufgestellten Unterschiede des *πρότερον τῇ φύσει* vom *πρότερον πρὸς ἡμᾶς*. Aber die Möglichkeit eines solchen a priori wird nicht erklärt. Diese Frage stellt sich Kant. Zunächst giebt er vom a priori eine vorläufige Bestimmung, nach welcher a priori diejenige Erkenntniss heisst, welche allgemein gültig und streng nothwendig ist. Hier macht nun der Verf. die für das Verständniss des Ganzen wichtige Bemerkung, dass durch diese Bestimmung nicht der innere Gehalt des Begriffes a priori, sondern die äusseren Werthzeichen angegeben werden, woran er erkannt wird. In der „metaphysischen Erörterung des Raumes" wird von Kant ein solches a priori in der Raumesvorstellung aufgezeigt, und von dieser zugleich bewiesen, dass sie kein discursiver Begriff, sondern eine Anschauung, und zwar eine allen äusseren Anschauungen zu Grunde liegende r e i n e Anschauung sei. Indem aus dieser ihrer Beschaffenheit gerade die Möglichkeit der Geometrie als einer synthetischen Erkennt-

niss a priori begreiflich gemacht wird, insofern sie gestattet, die mathematischen Begriffe jederzeit in concreto und doch in erforderlicher Allgemeinheit darzustellen, d. h. sie zu construiren, ergiebt sich eine durchaus neue Auffassung des a priori. A priori heisst nicht: der diesem Begriffe oder dieser Anschauung correspondirende Gegenstand sei nothwendig, enthalte etwa den Realgrund der Dinge — von den Dingen wissen wir nur durch Erfahrung, und Erfahrung verstattet nur comparative Allgemeinheit — sondern a priori ist nur das, was wir in der reinen Anschauung construiren; und so resumirt denn auch Kant seine veränderte Auffassung des a priori in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Kritik dahin, dass wir nur das a priori erkennen, was wir selbst in die Dinge legen.

Indem hiermit der Anspruch auf allgemeine Gültigkeit und strenge Nothwendigkeit für etwa vorhandene apriorische Erkenntnisse nicht aus den Dingen geschöpft wird, welche, wie bewiesen, uns dergleichen gar nicht liefern können, vielmehr uns selbst das Richteramt sogar über die Möglichkeit des a priori vindicirt wird, wird das a priori einer ganz besonderen Erkenntnissweise, welche den Namen der transscendentalen erhält, zugewiesen. Die Begriffe a priori und transscendental sind daher „complementäre Begriffe".

Das a priori ist nur in einer transscendentalen Erkenntnissart zu erfassen, d. h. in einer solchen, die nicht fragt: wie sind Gegenstände, sondern wie ist die Erkenntnissart von Gegenständen a priori möglich? Die Antwort auf diese Frage in Bezug auf die apriori'schen Erkenntnisse, welche uns die Raumesanschauung an die Hand giebt, findet sich in dem Abschnitte „Transscendentale Erörterung des Begriffs vom Raume" *) dahin formulirt, dass die Raumesanschauung eine Form des äusseren Sinnes sei. In entsprechender Weise wird die Möglichkeit der synthetischen Erkenntnisse a priori, welche die allgemeine Bewegungslehre enthält, darin begründet, dass die Zeit-

*) Kr. d. r. V. p. 61.

vorstellung eine Anschauung und diese eine Form des inneren Sinnes ist.

Hiermit ist nun zum ersten Male die Sinnlichkeit als eine Erkenntnissquelle gesetzt, und in der Anschauung, die sie liefert, wird sogar das erste a priori aufgewiesen. Der früher angenommene logische Unterschied zwischen der sinnlichen Anschauung und dem Denken, wonach erstere als die vorworrene Vorstufe zu letzterem galt, ist beseitigt, und an ihre Stelle tritt der transscendentale Unterschied zwischen Sinnlichkeit und Verstand als besonderer einander ebenbürtiger Erkenntnissquellen.

Zugleich ist hierdurch der Gegensatz zwischen subjectiv und objectiv im alten Sinne aufgehoben, wonach entweder (beim Realisten) die Objectivität in den Dingen, die Subjectivität in den Geschöpfen der Einbildungskraft lag, oder (beim Idealisten) die innere Gedankenwelt die Objectivität verbürgt, dagegen alle äusseren Vorstellungen nur Schein sind. Vielmehr ist die Sinnlichkeit eine so unentbehrliche Erkenntnissquelle, dass mit ihrer Verstopfung die Möglichkeit apriorischer Erkenntniss überhaupt abgeschnitten wird. Nimmt man dagegen subjectiv im transscendentalen Sinne, so dass alle Erkenntniss, welche die Sinnlichkeit zur Quelle hat, subjectiv genannt wird, dann kommt der formalen Beschaffenheit der Sinnlichkeit die a u s s c h l i e s s e n d e Subjectivität zu.

Mit der letzteren Bemerkung tritt der Verfasser der Ansicht Trendelenburgs von einer angeblichen Lücke im transscendentalen Beweise entgegen, deren Abwehr ein besonderes Kapitel gewidmet wird. Trendelenburg führt in seinen „logischen Untersuchungen“ aus, dass der Kantische Beweis zwar die Subjectivität von Raum und Zeit, aber keineswegs die a u s s c h l i e s s e n d e Subjectivität begründe. Es könnte Raum und Zeit zugleich etwas Objectives ausser der menschlichen Anschauung bedeuten. Sehen wir von den einzelnen Unrichtigkeiten ab, die Trendelenburg darin nachgewiesen werden, dass er den geforderten Beweis in solchen Stellen bereits vermisst, in denen diese Frage noch nicht zum Austrage kommt, so lässt sich das Hauptargument, wodurch Trendelenburg widerlegt wird, dahin bezeichnen, dass es in der Eigenthüm-

lichkeit der transscendentalen Erkenntnissart, in der allein das a priori seiner Möglichkeit nach erkannt wird, liegt, von den Dingen ganz zu abstrahiren; jedes Argument daher, das irgend etwas von den Dingen selbst entlehnte, würde die Dignität des a priori herabsetzen, welches lediglich aus den in uns gegründeten Erkenntnissquellen fliessen muss. Will man aber diese transscendentale Erkenntnissart nicht gelten lassen, so fällt damit auch jede Erklärung der Möglichkeit eines a priori. Die Auffassung Trendelenburgs macht den Versuch, Beides, das a priori und die Dinge, als mitbedingende Factoren für unsere intuitive Erkenntniss zu retten, und verfällt dadurch in Widerspruch. Der Kantische Gedankengang führt nothwendig auf eine ausschliessende Subjectivität.

Der Verf. erörtert ferner den terminus: „Form des äusseren Sinnes". Form bedeutet bei Kant nicht ein Organ, in welches die Empfindungen aufgenommen werden. Von einer solchen missverstehenden Auffassung ausgehend, hat Herbart gegen die Kantische Lehre von Raum und Zeit Einspruch gethan, indem er sagt: „..... ein Paar unendliche leere Gefässe herzustellen, in welche die Sinne ihre Empfindungen hineinschütten sollten.... das war eine völlig gehaltlose, nichtssagende, unpassende Hypothese...." (Herbart: Psychologie I ed. Hartenstein, Bd. V. pag. 507.) Der Fehler der Herbart'schen Argumentation wird wiederum in dem Unvermögen aufgedeckt, von den Dingen zu abstrahiren, wie es die transscendentale Lehre erfordert. Die Form wird als ein den Dingen vorhergehendes und entgegenkommendes Organ angesehen, während nach Kant von den Dingen gar nichts, weder Form noch Materie, erkannt wird, diese Unterscheidung vielmehr nur von der Erscheinung gilt, und zwar mit der Bestimmung, dass „dasjenige, was in der Erscheinung der Empfindung correspondirt, die Materie derselben, dasjenige aber, welches macht, dass das Mannigfaltige der Erscheinung in gewissen Verhältnissen geordnet werden kann",*) die Form derselben heisst. Diese Form ist also eine

*) Kr. d. r. V. p. 56.

Beschaffenheit an einer Erscheinung, und zwar eine solche, welche bleibt, wenn der Inhalt der Empfindung von derselben abgelöst ist.*)

Diese hat aber so wenig mit einem Organ, als einer Kraft im Gemüthe zu thun, dass sie vielmehr „die reinen Vorstellungen" bezeichnet, „welche abgesondert von allen Empfindungen können betrachtet werden". Von einer solchen Form sagt Kant mit Recht, dass sie im Gemüth a priori bereit liege. „Bereit," aber nicht „fertig", mit dieser scharfsinnigen Unterscheidung wird dem Einwurfe Herbart's begegnet, welcher die Kantische Kritik schon darum für verfehlt hält, weil das, was Kant als fertige Formen der Sinnlichkeit hinstelle, sich bei einer wissenschaftlich durchgeführten psychologischen Analyse als Processe des Erkennens darlege. Es ist durchaus mit der Kantischen Lehre verträglich, dass die reinen Vorstellungen, welche die Form der sinnlichen Anschauung ausmachen, in der Zeit entstehen, denn nicht ihr psychologischer Ursprung steht hier in Frage, sondern ihre transscendentale Bedeutung für die Erkenntniss.

Bei dem Uebergang zur transscendentalen Logik macht es sich der Verf. zur Aufgabe, im Gegensatz zu der von Schopenhauer geäusserten Annahme, dass Kant in seiner Neigung zur systematischen Künstelei die transscendentale Logik als ein „Pendant" der transscendentalen Aesthetik hinzugefügt habe, den innigen Zusammenhang zwischen diesen beiden Lehren darzulegen und nachzuweisen, wie das Verständniss der Ergebnisse der transscendentalen Aesthetik nach Inhalt und Begrenzung von dem der transscendentalen Logik bedingt ist. Schon dass die Lehre vom inneren Sinne erst in der transscendentalen Logik zur vollen Entwickelung gelangt, ist ein äusserlicher Beleg dafür. Aber was das Wichtigste ist, der Begriff transscendental erhält daselbst erst seinen vollen Gehalt. War näm-

*) Hier wendet der Verf. die Grundsätze an, welche Kant in dem Abschnitte „über die Amphibolie der Reflexionsbegriffe" unter Anderem für die Bestimmung der Termini: Form und Materie als leitende Richtschnur aufgestellt hat.

lich bis dahin die transscendentale Erkenntnissart dadurch definirt, dass sie die Möglichkeit des a priori darthue, so lernen wir erst aus der transscendentalen Logik, welchen besonderen Begriff Kant mit dem Worte Möglichkeit hier verbindet. Jene Möglichkeit ist nicht in dem unbeschränkten analytischen Sinne genommen, wo sie das ohne Widerspruch Denkbare bedeutet, sie setzt vielmehr eine gewisse Bedingung voraus, auf welche ihr Begriff seinem Gehalte nach bezogen ist, und diese ist keine andere als Erfahrung in ihrer allgemeinsten Bedeutung. Im transscendentalen Sinne möglich ist das, was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt.

Diesen Sinn des Möglichen, der von der logischen Bedeutung, in welcher dasselbe bisher ausschliesslich bei den Philosophen gegolten, so gänzlich unterschieden ist, entfaltet die transscendentale Aesthetik noch nicht und kann ihn noch nicht entfalten; denn „Erfahrung ist das Produkt des Verstandes aus den Materialien der Sinnlichkeit.“ Was Möglichkeit in Beziehung auf Erfahrung bedeutet, kann demnach erst aus dem Ganzen der Kritik erkannt werden, wenn beide Lehren: die von der Sinnlichkeit und die vom Verstande, ausgeführt und ihre ineinander eingreifenden Beziehungen für die Constituirung der Erfahrung klar gelegt sind.

Mit der vollendeten Definition des Begriffs transscendental erhält naturgemäss auch das a priori, zu welchem der erstere Begriff, wie schon erwähnt, das Complement bildet, eine nähere und abschliessende Bedeutung. War vorher a priori als das erkannt, was wir, den formalen Bedingungen der sinnlichen Anschauung gemäss, in die Dinge legen, so wird die apriorische Construction jetzt näher bestimmt als eine solche, wie sie zur Herstellung einer Erfahrung nothwendig ist. Indem nun hierzu Kategorien und Anschauungsformen mit gleichen Ansprüchen concurriren, umfasst die nunmehrige Definition des a priori als „der nothwendigen Constructionsstücke einer möglichen Erfahrung“ den ganzen Umfang dieses Begriffes, andererseits ist damit auf das Glücklichste der innige Zusammenhang dargestellt, in welchem die beiden Hauptstücke der Transscendental-Philosophie mit einander verkettet sind.

Diese Fassung des a priori findet sich als das Schlussergebniss eines besondern Kapitels, das von den formalen Bedingungen der Erfahrung handelt, und welches durch die Frage eingeleitet wird, ob die Begriffe a priori und angeboren einander decken. Wiewohl der Verf. dieser Frage eine so grosse Wichtigkeit beilegt, dass er behauptet: „ohne die bestimmteste Angabe des erkenntnisstheoretischen Charakters beider Begriffe und ihres Verhältnisses zu einander lasse sich die Bedeutung des a priori nicht feststellen", so findet sich doch, merkwürdig genug, in dem ganzen Kapitel weder eine Definition des Begriffes angeboren, noch überhaupt eine Antwort auf die gestellte Frage, da schliesslich nur gesagt wird, es sei für das a priori gleichgültig, ob es angeboren sei oder nicht, wenn es nur die obenerwähnte Forderung erfülle, den Begriff der Erfahrung zu construiren, womit denn das fragliche Verhältniss zwischen den beiden Termini in suspenso gelassen wird. Wir gehen jedoch über diesen Mangel um so leichter hinweg, als wir mit dem schliesslichen Resultate des Verf. vollkommen einverstanden sind. Weit wichtiger erscheint uns die in ebendemselben Kapitel angeregte und erörterte Frage, wie die von Kant aus der Apriorität des Raumes gefolgerte Apodicticität der Geometrie*) mit den neuesten Untersuchungen berühmter Mathematiker, nach welchen die Axiome der Geometrie erst mit Hülfe anderer Hypothesen abgeleitet werden, zu vereinen sei. Ehe wir die vom Verf. versuchte Lösung angeben, wollen wir zunächst bemerken, dass über die Natur dieser „anderen Hypothesen" Nichts angedeutet wird, ferner dass das Ergebniss der genannten Untersuchungen mit der Bemerkung erläutert wird, dass die Apodicticität der Geometrie demnach „nicht in der reinen Anschauung

*) Wir berichtigen durch die Bezeichnung Geometrie eine ungenaue Ausdrucksweise des Verf., der hier und an anderen hierauf bezüglichen Stellen sich des allgemeinen Ausdruckes Mathematik bedient. Die Unterscheidung aber zwischen der allgemeinen Mathematik und der Geometrie fällt hier um so mehr ins Gewicht, als es sich bei der berührten Frage eben um die Grenzen der Gültigkeit der Geometrie, als einer besonderen Art der Anwendung der allgemeinen Mathematik, handelt.

an sich schlechtweg enthalten ist.“ (S. 91.) Was für eine reine Anschauung hat denn der Verf. im Auge? Nach Kant wenigstens haben wir abgesehen von der Zeit keine andere Anschauung als die räumliche mit den bekannten Axiomen. Der Verf. fährt fort: „Wir werden weiterhin den treffenden Ausdruck Kants für diese blosse Vorstellungsweise des Mannigfaltigen kennen lernen: „„Der Raum ist die blosse Möglichkeit des Beisammenseins.““ Die drei Dimensionen selbst sind in dieser reinen Anschauung noch nicht schlechtweg gegeben. Der Satz: der Raum hat nur drei Abmessungen wird vielmehr in der „transscendentalen Erörterung“ (S. 61) als ein geometrischer Satz bezeichnet, der allerdings aus der reinen Anschauung erst erklärt werde, aber nicht eo ipso in derselben enthalten sei.“ Wir finden jedoch in dem Satze „der Raum ist die blosse Möglichkeit des Beisammenseins“ nichts weiter, als dass die blosse Raumesanschauung ohne die hinzukommende Synthesis des Mannigfaltigen zu einer Einheit vermöge der Kategorien noch keine synthetischen Sätze, also auch keine Axiome liefert, gemäss der Grundlehre Kants, dass wie Begriffe ohne correspondirende Anschauung, so Anschauung ohne Begriffe keine Erkenntniss abgeben können. Aber keineswegs will Kant mit jenem Satze andeuten, dass empirische Data zur Feststellung jener Axiome, auf welchen das Gebäude der Geometrie ruht, erforderlich seien. Und darauf kommt es allein an. Denn Hypothesen sind in jeder Wissenschaft Principien, die sie a priori nicht darthun kann, und deren Richtigkeit an der Uebereinstimmung ihrer Folgen mit den a posteriori zu gewinnenden Thatsachen gemessen wird. Daher spricht auch Helmholtz in seinen Untersuchungen über dieses Thema in demselben Sinne von Thatsachen, die der Geometrie zu Grunde liegen, wie Riemann in den seinigen von Hypothesen. Jener deutet mit seiner Bezeichnungsweise nur an, dass er die Thatsachen als genügend — aber wohl verstanden auf inductivem Wege — festgestellt ansieht, welche die gemachten Voraussetzungen rechtfertigen, während der Riemann'sche Ausdruck diese Frage noch offen hält. Kant hingegen hält die apodictische Gewissheit der geometrischen Grundsätze als a priorischer Erkenntnisse für eine

so ausgemachte Sache, dass er es ausdrücklich als einen Vorzug seiner Theorie vom Raume vor allen anderen Erklärungsarten ansieht, dass sie allein die Möglichkeit der Geometrie als einer synthetischen Erkenntniss a priori begreiflich mache.*) Aehnlich heisst es in der ersten Ausgabe in § 2 (S. 59, Anm. d. Hartenstein'schen Ausg.): „Wäre nämlich diese Vorstellung des Raumes ein a posteriori erworbener Begriff, der aus der allgemeinen äusseren Erfahrung geschöpft wäre, so würden..." und gleich darauf: „Was von der Erfahrung entlehnt ist, hat auch nur comparative Allgemeinheit, nämlich durch Induktion..." Nach Kant ist also zu sagen: Weil wir mit dem Raum eine Erfahrung allererst construiren, darum muss jeder Gegenstand, der in der Erfahrung vorkommen mag, den Bedingungen, welche mit dieser Construktion in Form von synthetischen Sätzen a priori gegeben sind, mit apodictischer Gewissheit sich unterordnen, und jede Bewährung der ersten Grundsätze der Geometrie aus der wirklichen Erfahrung durch Induktion, welche denselben nur eine comparative Allgemeinheit verstatten würde, ist zu verwerfen. Weil aber die Raumesconstruktion nur zum Behufe der Erfahrung vollzogen wird, so bleibt ihre Gültigkeit nur innerhalb des Erfahrungsgebiets begrenzt, aber hier, und das ist wichtig für den Kantischen Standpunkt, „in Ansehung alles Dessen, was äusserlich als Gegenstand uns vorkommen kann" (Kr. S. 62). Damit treten jedoch die erwähnten neuesten Untersuchungen betreffs des Raumes in Widerspruch. Denn in diesen werden die ersten Grundsätze unserer Raumesanschauung, wie schon bemerkt, auf Hypothesen zurückgeführt, deren Gültigkeit nur durch wirkliche Erfahrung, mithin auf dem Wege der Induktion erwiesen werden kann. Es wird also für die geometrischen Sätze hinsichtlich ihrer Gültigkeit für die Gegenstände der äusseren Erfahrung in der That nur eine comparative Allgemeinheit behauptet, keineswegs eine solche, die das Erfahrungsgebiet in seiner ganzen Möglichkeit a priori umfasst.

---

*) Kr. d. r. V., S. 61.

Dieser Gegensatz war zu schlichten. Und wie lautet die vom Verf. gegebene Lösung? Nachdem er die Bedeutung des a priori in dem oben angegebenen Sinne erklärt hat, fährt er fort: „In diesem Sinne könnte man Kant sagen lassen: Der Raum ist von der Empirie abgezogen, aus dem Begriffe der Erfahrung abgeleitet; wenn es nicht richtiger und bereits einleuchtend wäre, zu sagen: Der Raum constituirt den Begriff der Erfahrung. Dieser constitutive Charakter ist in dem Terminus Form ausgedrückt. Der Raum wird „„als formale Bedingung der Erfahrung““ bezeichnet“. Man muss den Scharfsinn anerkennen, mit welchem der Kantischen Auffassung vom Raum die denkbar günstigste Seite für die Annäherung an die entgegenstehende Ansicht abgewonnen wird, ohne bei diesem Bestreben dem Kantischen Grundgedanken untreu zu werden. Denn der Verf. bleibt allerdings auf dem Kantischen Standpunkt, wenn er behauptet, der Raum sei aus dem Begriff der Erfahrung abgeleitet, d. h. aus der Möglichkeit der Erfahrung, aus welcher nach Kant die objective Realität aller unserer Erkenntnisse a priori (Vgl. Kr. d. r. V., S. 251) mithin auch des Raumes deducirt wird. Ein Mehreres aber konnte und durfte der Verf. nicht zugestehen, wenn er den Lehrbegriff Kants nicht aufgeben wollte. Nun sind aber Riemann und Helmholtz weit entfernt, die Hypothesen, die sie der Geometrie zu Grunde legen, aus der Möglichkeit der Erfahrung zu entlehnen, wodurch sie eben aufhören würden, Hypothesen zu sein, sondern lassen, wie schon erwähnt, als einzigen Prüfstein für ihre Richtigkeit die wirkliche Erfahrung gelten. Wenn Kant die Annahme, dass die Vorstellung des Raumes a posteriori erworben wäre, aus dem Grunde verwirft, weil dieselbe zu der seiner Meinung nach absurden Folgerung führt, dass die ersten Grundsätze der Geometrie alle Zufälligkeit der Wahrnehmung hätten, und es eben nicht nothwendig wäre, dass zwischen zwei Punkten nur eine kürzeste Linie sei, sondern, dass nur die Erfahrung es so jederzeit lehren würde*) — so nehmen die genannten Mathematiker diese Folgerung in ihrer ganzen Trag-

*) Vgl. Kr. d. r. V., 1. Ausg., §. 2, 3).

weite an und halten alles Ernstes dafür, dass z. B. der Satz, zwischen zwei Punkten existire nur eine kürzeste Linie, nur soweit gültig sei, als die demselben zu Grunde liegenden Voraussetzungen durch die Erfahrung verbürgt werden.

Indem wir hiermit den Versuch des Verf. zur Vereinigung der widerstreitenden Auffassungen für misslungen erklären müssen, ergiebt sich aus der obigen Darlegung zugleich, dass diese Aufgabe der Natur der Sache nach keine Lösung zulässt, und sprechen unsere Meinung dahin aus, dass Kants Princip der Raumesanschauung allerdings einer Berichtigung bedarf. Welcher Art dieselbe sein müsse, und wie weit die anderen Grundlagen der Kantischen Kritik dadurch mitberührt werden, dies zu erörtern, würde uns zu weit führen. Andeutungsweise bemerken wir, dass die Grundlehre Kants, dass der Raum ein Werk unserer Construction sei, bestehen bleibt, dass er jedoch nicht die einzige und nothwendige Form unserer Anschauung ist, sondern eine unter unendlich vielen verschiedenen Formen, zu welchen letzteren erst die höhere Mathematik Anlass und Beispiele giebt.

Der Raum ist diejenige besondere Anschauungsform, deren Princip bei der Anordnung des Mannigfaltigen in der Wahrnehmung sich bisher durch die Erfahrung bewährt hat, welche jedoch gemäss den allgemeinen Principien der Anordnung des Mannigfaltigen im Gebiete der blossen Vorstellungen überhaupt, wie sie die höhere Analysis an die Hand giebt, einer Abänderung fähig und, falls eine erweiterte Erfahrung die Unzulänglichkeit des bisher angewandten Princips darthun sollte, auch bedürftig ist.

Das wahre a priori ist daher in der besonderen geometrischen Anschauung nicht zu erfassen, sondern in den Bedingungen zu ermitteln, unter welchen die reine Mathematik als Erkenntniss zu Stande kommt, und welche zugleich die formalen Bedingungen für die Möglichkeit einer Erfahrung mit enthalten. Für diese Erkenntniss bleibt auch die von Kant aufgestellte fundamentale Scheidung von Anschauung und Denken in Gültigkeit, wenn eben Anschauung im besagten allgemeinsten Sinne genommen wird.

Was indess die Zeit betrifft, so behaupten wir, dass sie ebensowenig eine Anschauung als ein Begriff ist, sondern die Form für die Synthesis der Vorstellungen des Mannigfaltigen in jeder Anschauung.

Dass die Vorstellung der Zeit kein Begriff ist, hat Kant hinreichend bewiesen, dass sie aber auch keine Anschauung ist, lässt sich am besten aus demjenigen entnehmen, was Kant in §. 6 (Schlüsse aus diesen Begriffen) im Absatze 6 zum Beweise für die intuitive Beschaffenheit der Zeit beibringt. Nachdem bemerkt worden, dass wir in Ermangelung einer Gestalt für die Anschauung unseres inneren Zustandes die Zeitfolge durch eine ins Unendliche fortgehende Linie vorstellen, schliesst er folgendermassen: „Hieraus erhellet auch, dass die Vorstellung der Zeit selbst Anschauung sei, weil alle ihre Verhältnisse sich in einer äusseren Anschauung ausdrücken lassen."

Wir aber schliessen im Gegentheil aus dem Umstande, dass wir, um der Zeitfolge inne zu werden, einer äusseren Anschauung bedürfen, dass sie selbst keine Anschauung sei. Indem wir die Zeit unter dem Bilde einer Linie vorstellen, giebt uns das Mannigfaltige der äusseren Anschauung Gelegenheit, die Synthesis desselben zu vollziehen, wobei wir der Zeit, als der Form, in der diese Synthesis allein geschieht, unmittelbar gewahr werden. Die Zeit ist daher zwar eine unmittelbare Vorstellung — mithin kein Begriff — aber darum doch keine Anschauung, sondern sie stellt von vorn herein jenes Mittelglied zwischen den beiden Enden: Anschauung und Begriff dar, als welches Kant die Zeit späterhin bei Gelegenheit des Schematismus zu verwenden veranlasst ist.

Die oben S. 83 dargelegte neue Fassung des a priori, welche das wichtigste Ergebniss des so eben besprochenen Kapitels bildet, diente, wie erwähnt, dazu, denen gegenüber, welche in der Abstraction der Kategorieen eine den reinen Formen der Sinnlichkeit nachgebildete Künstelei erblicken, den natürlichen Zusammenhang der transscendentalen Aesthetik und der transscendentalen Logik zu behaupten. Betreffs des Verhältnisses dieser beiden Lehren spricht der Verf. sogar die Vermuthung aus und macht sie durch eine merkwürdige Stelle in der gegen Eberhard

gerichteten Schrift Kants: „Ueber eine Entdeckung etc.“ wahrscheinlich, dass Kant die Kategorieen vor Raum und Zeit als apriorische Elemente erkannt habe, eine Vermuthung, die uns um so annehmbarer erscheint, wenn wir bedenken, dass die Erörterung des Unterschiedes analytischer und synthetischer Urtheile sich an der Spitze der Kritik befindet und den Angelpunkt des ganzen Lehrgebäudes bildet. Hierbei haben wir indess die neue tiefgreifende Bestimmung des Verf. betreffs der Begriffe: analytisch und synthetisch im Auge, welche, wiewohl sie sich in einem späteren, den Schematismus behandelnden Abschnitt entwickelt findet, wir hier vorgreifend erwähnen, weil sie sich in den Zusammenhang der vorstehenden Betrachtungen naturgemäss einreiht.

Man hat sich bisher an die in der Einleitung der Kritik gegebene Definition gehalten, wonach ein Urtheil analytisch oder synthetisch genannt wird, je nachdem in demselben das Prädikat (B) zum Subjekt (A) gehört als etwas, was in dem Begriffe A enthalten ist oder als etwas, was ganz ausser dem Begriffe A liegt. Die ersteren werden Erläuterungs-, die letzteren Erweiterungsurtheile genannt. Durch diese Definition ist die Grenze nicht scharf bestimmt, ja der ganze Unterschied scheint sich in einen bloss subjectiven zu verflüchtigen. Dieser Einwand ist denn auch schon früh von den Kantianern selbst namentlich im Hinblick auf die von Kant herbeigezogenen Beispiele erhoben und später oftmals wiederholt worden: „denn der Eine denkt schon ein Merkmal in einem Begriffe, das dem Anderen als ein neues hinzutritt.“ (Trendelenburg, Logische Untersuchungen II S. 240.) Allein der Unterschied ist in der That ein objectiver, nur kann er ohne den Gedanken der synthetischen Einheit nicht verstanden werden, welcher erst in der transscendentalen Logik zum Vorschein kommt. Der besondere Charakter der Synthesis, welche die synthetischen Urtheile von den analytischen scheidet, ist die Verknüpfung zweier Begriffe in einem dritten Medium. Dieses Medium aber heisst wirkliche oder mögliche Erfahrung. Beruht die Gültigkeit eines Urtheils auf wirklicher Erfahrung, (Urtheil a posteriori) oder in der Beziehung auf mögliche Erfahrung (Urtheil a priori),

dann ist das Urtheil synthetisch, es mag immerhin für das denkende Subjekt den Schein eines analytischen haben. Es ist bloss darauf zu sehen, ob dies Urtheil seine Gültigkeit verliert, falls von einer bestimmten Erfahrung, auf die sich dasselbe insbesondere bezieht, oder von der Beziehung auf mögliche Erfahrung überhaupt abstrahirt wird. Auf die Frage aber, warum Kant diesen Sinn nicht in die Definition aufgenommen habe, hat der Verfasser die Antwort ausfindig gemacht, welche Kant selbst in der oben angezogenen Schrift gegen Eberhard darauf gegeben hat, dahin lautend, dass die genannte Bestimmung zur Deduction der Möglichkeit der Erkenntniss durch dergleichen Urtheile gehört, welche erst nach der Definition erscheinen darf.

Für die Auffassung der Kategorien als Formen des Denkens werden die metaphysische und transscendentale Deduction derselben streng von einander unterschieden. Die erstere führt auf dem Wege der Analyse zu den Kategorien als den ursprünglichen Formen des Denkens, die letztere geht auf ihren erkenntnisstheoretischen Charakter und erweist dieselben als apriorische Bedingungen für die Möglichkeit der Erfahrung.

Als leitendes Princip für die Entdeckung der Kategorien gilt dem Verf. mit Recht der Gedanke von der synthetischen Einheit in den Urtheilen. Sie ist die Einheit der Handlung, welche der Synthesis in den verschiedenen Urtheilen zu Grunde liegt. Wie in der metaphysischen Deduction von Raum und Zeit der apriorische Charakter derselben daraus erhellte, dass diese Formen nicht in den sinnlichen Empfindungen enthalten sind, sondern von uns in dieselben gelegt werden, so ergiebt die Betrachtung dessen, was die Erfahrungsurtheile, sofern wir ihnen objektive Gültigkeit beilegen, vor den bloss subjectiven Wahrnehmungsurtheilen auszeichnet, dass in den ersteren ausser allem Empirischen, welches sie mit den letzteren gemein hat, noch eine gewisse Einheit der Verknüpfung zu Grunde liegt, die in der blossen Complexion von Wahrnehmungen in einem Wahrnehmungsurtheil nicht enthalten ist. Die Tafel der Kategorien wird hiernach als „der Ertrag der Arbeit“ bezeichnet, „die sämmtlichen Formen der reinen Synthesis, wie sie sich in

den Urtheilen darlegen, auf die ihnen zu Grunde liegenden Einheiten zu bringen."

Dagegen enthält sich der Verfasser der Ableitung der einzelnen Kategorien aus den ihnen zu Grunde liegenden Urtheilen, was wir um so mehr vermissen, als Kant gerade in diesem Punkte dem Verständniss des Lesers wenig entgegengekommen ist. So wären wir z. B. gern darüber belehrt worden, wie die Kategorie der Grösse aus den Quantitätsurtheilen sich ungezwungen ableiten lasse. Denn die letzteren haben es lediglich mit dem Umfange verschiedener Vorstellungen zu thun, welchen ein gewisses Merkmal als Prädikat gemeinschaftlich zukommt, welche also eine jede für sich mit diesem Prädikate zu einer Einheit verbunden gedacht werden, die Vorstellungen selbst aber werden weder als gleichartig, noch als zu einem Ganzen zusammengefasst betrachtet, welche beide Bestimmungen für die Kategorien der Grösse, als der Einheit der Synthesis des gleichartigen gleich wesentlich sind. Der Kategorie der Gemeinschaft nicht zu gedenken, deren Ableitung aus der Form des disjunctiven Urtheils schon Kant selbst schwierig schien und nachmals vielfach angefochten worden ist.

Dieser Verzicht auf das Eingehen in die einzelnen Kategorien erklärt sich übrigens aus der besonderen Ansicht, die sich der Verfasser über den transscendentalen Charakter der Kategorien gebildet hat.

In der transscendentalen Deduction der Kategorien, welche der Verfasser nach den beiden Bearbeitungen in der ersten und zweiten Ausgabe der Kritik darlegt, handelt es sich darum, die Kategorien als formale Bedingungen der Erfahrung, worin, wie wir bereits wissen, der Schwerpunkt des a priori liegt, zu erweisen. Diesen Charakter vindicirt nun der Verfasser allein der in denselben wirksamen synthetischen Einheit in der Verknüpfung des Mannigfaltigen, deren transcendentale Bedeutung darin gefunden wird, dass durch sie allein unseren Vorstellungen eine Beziehung auf einen Gegenstand gegeben wird. Was dagegen die einzelnen Kategorien betrifft, so glaubt der Verfasser zwar nicht dem Buchstaben, doch dem Geiste der Kantischen Kritik gemäss zu verfahren, wenn er denselben die echte Apri-

orität nur in eingeschränkter Weise zuerkennt. „Die einzelnen Kategorien sind uns nur insofern apriorische Formen der Erfahrung, als sie besondere Arten der ihnen allen gemeinsamen synthetischen Einheit sind. Diese ist das echte a priori des dritten Grades. Ueber die einzelnen Kategorien mag Streit sein." (S. 119, vgl. S. 101).

Ueber diese „relative Abweichung" des Verf. von Kant, welcher bekanntlich rücksichtlich der Apriorität der Kategorien keinerlei Einschränkung gemacht hat, sind wir nicht in der Lage uns ein Urtheil zu bilden, da der Verfasser einerseits die Sonderung der einzelnen Kategorien gemäss seiner Auffassung vom a priori nicht vorgenommen, andererseits uns darüber im Unklaren gelassen hat, ob auch die Kategorien, deren Richtigkeit unstreitig ist, des echten a priori entbehren, und inwiefern der apriorische Charakter derselben eingeschränkt ist. Dagegen finden wir, dass der Verfasser in der principiell wichtigen Frage, ob für die Gültigkeit der Kategorien ihre Ableitung aus den logischen Functionen entsprechender Urtheilsformen wesentlich ist, oder nicht, ein bedenkliches Schwanken verrathen hat, wie aus den folgenden Stellen zu sehen ist. S. 100 heisst es: „Denn die einzelnen Kategorien, obschon sie in ihrer logischen Qualität nicht nothwendige Denkformen sein mögen — insofern sie eine synthetische Einheit in der Verknüpfung des Mannigfaltigen enthalten, sind sie sämmtlich a priori." Dagegen wird S. 119 bemerkt: „Wenn dagegen Jürgen Bona Meyer den Zweckbegriff unter den Kategorien vermisst, so hätte er . . . vor Allem die Urtheilsform angeben müssen, welcher der Zweckbegriff als die synthetische Einheit zu Grunde liegt."

So wird hier als erstes Erforderniss für die Kategorie der logische Nachweis hingestellt, der dort als unwesentlich bezeichnet war.

Wir haben oben bei der metaphysischen Deduction bereits auf den Mangel einer Ableitung der einzelnen Kategorien aus den entsprechenden Urtheilsformen hingewiesen. Dieser Mangel ist uns durch die Art, wie die transscendentale Deduction dargelegt ist, erklärlich geworden. Der Verfasser glaubte, ohne

diese Ableitung fertig zu werden, da für ihren transscendentalen Charakter, auf den allein es ihm ankam, nur die in ihnen liegende synthetische Einheit aufzuweisen nöthig war. Allein wie wir eben gesehen, drängte sich doch dem Verfasser die Wichtigkeit des logischen Ursprungs der Kategorie auf, da sonst der willkürlichen Annahme von neuen Kategorien der weiteste Spielraum geöffnet war. Dieser Zweifel nun konnte unseres Erachtens nur durch eine gründliche Untersuchung des Bandes, welches die einzelnen Kategorien mit der Function der Einheit in den entsprechenden Urtheilsformen verknüpft, endgültig gehoben werden. Inzwischen geht der Verf. von dem ursprünglich logischen Charakter der Kategorien soweit ab, dass er z. B. die Kategorie der Causalität nicht für eine reine Denkform ansieht, da sie ohne die Vorstellung der Veränderung nicht denkbar wäre*) (S. 102) und die Kategorie der Grösse in dem Zusammengehen der produktiven Einbildungskraft mit der transscendentalen Apperception entstehen lässt (S. 144), mit andern Worten also schon diejenige Function zur Bildung der Kategorien hinzutreten lässt, welche Kant für die Entwerfung der ihnen correspondirenden Schemata sich vorbehalten hat. Wir werden weiter unten den Einfluss erkennen, den diese Auffassung des Verf. von der Kategorie auf die Ansicht desselben über den Schematismus gehabt hat. Hier wollen wir nur bemerken, dass sich die genannte Auffassung auf Kantische Autorität nicht zu stützen vermag, da in den hierfür vom Verf. citirten Stellen nur vom Gebrauch der Kategorien zum Behufe der Erkenntniss die Rede ist, wofür es allerdings der Vermittelung der Einbildungskraft bedarf.

Die Bearbeitung der transscendentalen Deduction der Kategorien in der zweiten Ausgabe unterscheidet sich nach dem Verf. von der in der ersten dadurch vornehmlich, dass vermöge einer genaueren Definition des Urtheils das Selbstbewusstsein, dessen Wesen in der ersten Bearbeitung nicht zur vollständigen

---

*) S. 102, er bezieht sich dabei auf eine Stelle in der Kritik (S. 34), die aber nicht von der Kategorie der Causalität, sondern vom Grundsatze der zweiten Analogie handelt.

klaren Bestimmung gelangt, in der zweiten als die transscendentale Apperception bezeichnet wird, daher auch in der zweiten Ausgabe die synthetische Einheit vorzugsweise „synthetische Einheit der Apperception" genannt wird; ferner dadurch, dass das Verhältniss der transscendentalen Apperception zum inneren Sinne ausführlich beleuchtet wird. Man hat häufig in dem transscendentalen Ich ein besonderes Vermögen erblickt, aber Kant sagt wiederholt, dass die Einheit des Bewusstseins in der Synthesis entsteht. Das Ich hat demnach so wenig den Charakter eines Vermögens (wiewohl Kant selbst den Ausdruck „Vermögen" nicht vermieden) dass es vielmehr in einen Process aufgelöst wird. Der Verf. findet darin den Keim der späteren namentlich von Herbart neu gegründeten Psychologie und hält die ausdrücklich als „blosse Form des Bewusstseins" bezeichnete transscendentale Apperception mit dem Herbartschen Ich als „der letzten appercipirenden Vorstellung" nahe verwandt.

Wir sind mit dem Verf. der Meinung, dass die Ergebnisse der Kantischen Kritik mit denen der Herbartschen Psychologie sich vereinen lassen, aber nicht, weil sie zum grösseren oder geringeren Theile einander decken, sondern weil sie disparater Natur sind. Dass die letzte appercipirende Vorstellung Herbarts, welche der zeitlichen Veränderung unterliegt, mit der transscendentalen Apperception Kants nicht im entferntesten übereinkommt, ist uns zweifellos. Aber Kant hat auch Nichts weiter als die einfache Handlung des reinen Denkens im Auge, so weit die Einheit des Bewusstseins sich in ihr darstellt, ohne weitere Bestimmung des Mannigfaltigen in ihr, wofür eben wegen der ausdrücklichen Abstraction von Allem, was der innere Sinn bietet, die nöthigen Data fehlen — während Herbart mit der erwähnten Bezeichnung den vollen empirischen Gehalt des Ich mit seinen Vorstellungen, Gefühlen und Strebungen treffen will, also nach Kantischem Ausdruck dasjenige Ich, wie es durch den inneren Sinn vorgestellt wird, und mithin empirisch erkannt werden kann; zu dessen näherer Bestimmung aber hat Kant dem Plane der Kritik gemäss gar keine Veranlassung. Es scheint uns sehr bezeichnend, dass Kant in der zweiten Bearbeitung der transscendentalen Deduction der Kategorien die in der

ersten befindlichen psychologischen Kapitel, als seinem Werke fremd, gänzlich weggelassen hat.

In dem Abschnitt, der die Lehre vom inneren Sinne eingehend behandelt, wird der transscendentale Grund für die Annahme eines inneren Sinnes neben der transscendentalen Apperception mit Recht in dem Umstande gefunden, dass die auf der letzteren beruhenden Kategorien, welche auf Gegenstände überhaupt gehen, um Realität zu erlangen, auf Anschauung bezogen sein müssen. Für die Vorgänge in unserem Gemüthe, zu welchen alle Vorstellungen des Subjects und mit ihnen also auch die Anschauungen des äusseren Sinnes gehören, besteht aber eine apriorische Form ihrer Bestimmbarkeit als die conditio sine qua non für die Zusammenfassung des Mannigfaltigen in ihnen, die dadurch bezeichnet ist, dass diese Zusammenfassung nicht anders als in der Form der Zeit erfolgen kann. Diese vor aller Synthesis gegebene negative Bedingung „muss um dieses Unterschiedes willen Sinnlichkeit heissen.“ — „Legt man die Kategorie schlechtweg in die Sinnlichkeit, so werden damit die Grenzsteine der Kritik eingerissen, der Prüfstein der Erfahrung geht verloren und wir stecken wieder in der Schwärmerei der Ontologie (pag. 153). Vermittelst des inneren Sinnes allein gelingt es, die Behauptungen der rationalen Psychologie über die Natur der Seele als Paralogismen zu entlarven. Ganz besonders beachtenswerth aber erscheint uns der Hinweis des Verf. auf eine „positive“ metaphysische Leistung, zu welcher der innere Sinn noch ausersehen ist, nämlich die Befestigung des transscendentalen oder kritischen Idealismus, wiewohl gerade der innere Sinn, „der von Kant nicht erfunden, sondern zugelassen ist“ bisher als Stütze des materialen Idealismus galt. Der materiale Idealist, vom cogito ergo sum ausgehend, hält die Wirklichkeit der Gedanken für unmittelbar gewiss, dagegen die der äusseren Gegenstände nur für erschlossen, der kritische Idealist hält die Wirklichkeit der letzteren für ebenso wenig erschlossen als die der ersteren, sondern in gleicher Weise auf das unmittelbare Zeugniss des Selbstbewusstseins gegründet, nur mit dem Unterschiede, dass die Vorstellungen meiner selbst als des denkenden Subjectes

bloss auf den inneren, die Vorstellungen aber, welche ausgedehnte Wesen bezeichnen auch auf den äusseren Sinn bezogen werden" (Worte der ersten Ausgabe S. 599). Auf die angeführte Stelle gestützt, behauptet nun der Verf., dass die viel besprochene Einschaltung in der zweiten Ausgabe der Kritik, welche die Ueberschrift trägt: „Widerlegung des Idealismus," und welche man als einen Abfall vom kritischen Grundgedanken bezeichnet hat, genau in demselben Geiste in der ersten Bearbeitung der Paralogismen enthalten ist.

Wir pflichten dieser Auffassung bei. Wenn jedoch zu der oben angeführten Stelle der ersten Ausgabe die Bemerkung hinzugefügt wird, dass der Unterschied zwischen der unmittelbaren Wahrnehmung und dem Schliessen auch das wesentliche Argument in der „Widerlegung des Idealismus" in der zweiten Ausgabe bilde, so müssen wir dies nach einer genaueren Durchsicht des Beweises für unzutreffend erklären.

Es ist wohl zu beachten, dass an der erwähnten Stelle in der zweiten Ausgabe zum Beweise der Existenz äusserer Dinge etwas mehr als das blosse Selbstbewusstsein, von dem in der ersten Ausgabe allein die Rede ist, angenommen wird, nämlich das empirisch bestimmte Bewusstsein meines Daseins in der Zeit. „Alle Zeitbestimmung aber," heisst es weiter, „setzt etwas Beharrliches in der Wahrnehmung voraus und dieses Beharrliche kann keine Anschauung in mir sein, . . . also ist die Wahrnehmung eines Beharrlichen nur durch ein Ding ausser mir und nicht durch die blosse Vorstellung eines Dinges ausser mir möglich." Diese Trennung zwischen Ding ausser mir und Vorstellung eines Dinges, welche in dem erläuternden Zusatze zum Texte des Beweises in der Vorrede zur zweiten Ausgabe (S. 93 Anm.) noch schärfer ausgesprochen wird, ist in der ersten Bearbeitung der Paralogismen nirgends zu finden, wo vielmehr ausdrücklich die Gegenstände des äusseren Sinnes, wie die des inneren Sinnes für nichts als Vorstellungen erklärt werden. Den Sinn dieser Unterscheidung aber, welche vorzüglich den Anlass zu der verbreiteten Meinung von einem vorgeblichen Abfalle Kants von seiner ursprünglichen Lehre geboten hat, zu erklären, lag unseres Erachtens demjenigen ob,

der sich vorsetzte, die zwischen der ersten und zweiten Ausgabe in systematischer Hinsicht bestehende Harmonie nachzuweisen.

Wir glauben nun, dass diese auf den ersten Blick in der That auffallende Stelle allerdings eine Auslegung verstattet, die sie mit dem Ganzen der Kritik in Einklang setzt. Zunächst ist im „Ding ausser mir" keineswegs etwa das „Ding an sich" zu verstehen, was freilich ein gänzliches Abgehen von der Grundlehre der Kritik bedeuten würde, nach welcher kein erdenklicher Faden von den Erscheinungen zu dem transscendentalen Grunde derselben führt. Diese Auslegung verbietet sich schon durch das Prädikat „ausser mir" worin der Begriff des Raumes bereits enthalten ist. Erinnern wir uns ferner daran, dass die Widerlegung des Idealismus eine Einschaltung in dem Abschnitte über die Postulate des empirischen Denkens bildet, in welchem Wahrnehmung als das besondere Kennzeichen der Wirklichkeit bezeichnet ist, unter Wahrnehmung aber die Vorstellung verstanden wird, in welcher Empfindung enthalten ist (wovon Kant schon in der Einleitung (S. 81) die reinen Vorstellungen, denen keine Empfindung beigemischt ist, wohl unterscheidet), so erhellt klar, was Kant unter dem „Ding ausser mir" versteht, das er von der „blossen Vorstellung eines Dinges ausser mir" unterscheidet, nämlich die von Empfindung begleitete Vorstellung desselben Dinges, wodurch sie eben Wahrnehmung wird. Der Sinn der aus der ersten Bearbeitung der Paralogismen angeführten Worte bleibt also in der Einschaltung der zweiten Ausgabe gewahrt, nur wird das, was dort unterschiedslos unter dem einzigen allgemeinen Begriff „Vorstellung" zusammengefasst ist, hier zur grösseren Bestimmtheit in blosse Vorstellung und mit Empfindung versetzte Vorstellung = Wahrnehmung gesondert, welche letztere allein als mit der Existenz äusserer Dinge zusammenfallend sich erweist. Das, worauf der Nachdruck gelegt wird, ist in der ersten Ausgabe ein anderes als in der zweiten. Dort sollte gegenüber dem cartesianischen Standpunkte vor Allem eingeschärft werden, dass wir es überall für die Auffassung der äusseren Dinge, wie für die unseres Selbst, nur mit unseren

Vorstellungen zu thun haben; hier wird dies als selbstverständlich vorausgesetzt, aber darauf Werth gelegt, dass die besondere Art von Vorstellungen, welche uns ein Dasein anzeigen, nämlich die Wahrnehmung nicht nur ebensowohl an äusseren Dingen stattfindet, wie an den Bestimmungen unseres Selbst, sondern dass sogar die Möglichkeit der empirischen Bestimmung meines eigenen Daseins (d. h. der Wahrnehmung des Mannigfaltigen in mir) nur durch die Existenz der äusseren Dinge (d. h. durch die Wahrnehmung des Mannigfaltigen des äusseren Sinnes) möglich ist, wie denn auch das Resultat der Beweisführung in der zweiten Ausgabe (S. 200 Anm. 3) in den Worten zusammengefasst wird, „dass innere Erfahrung überhaupt nur durch äussere Erfahrung überhaupt möglich sei."

Diese neue Bestimmung des Verhältnisses der inneren Erfahrung zur äusseren, dass die letztere der ersteren zur Voraussetzung diene ist als eine Weiterentwicklung des Kantischen Lehrbegriffs zu betrachten, deren Einfluss auf die Bearbeitung der zweiten Ausgabe noch anderwärts zu spüren ist. Wir finden denselben Gedanken an folgenden Stellen wieder:

„Nicht allein, dass darin" (in der inneren Anschauung) „die Vorstellungen äusserer Sinne den eigentlichen Stoff ausmachen, womit wir unser Gemüth besetzen" . . . (S. 77).

„. . . Dass wir die Zeit, die doch gar kein Gegenstand äusserer Anschauung ist, uns nicht anders vorstellig machen können, als unter dem Bilde einer Linie, sofern wir sie ziehen, . . . ingleichen, dass wir die Bestimmung der Zeitlänge oder auch der Zeitstellen für alle inneren Wahrnehmungen immer von dem hernehmen müssen, was uns äussere Dinge Veränderliches darstellen" (S. 129).

„Denn um uns nachher selbst innere Veränderungen denkbar zu machen, müssen wir die Zeit . . . figürlich durch eine Linie und die innere Veränderung durch das Ziehen dieser Linie, mithin die successive Existenz unser Selbst in verschiedenem Zustande durch äussere Anschauung uns fasslich machen" (S. 207).

Alle diese Stellen sind erst in der zweiten Ausgabe hinzugekommen. Indem der Verf. dem Gange des Beweises in

der „Widerlegung des Idealismus“ nicht so eindringend, wie sonst, gefolgt ist, hat er sich einen schönen Beleg für die von ihm zuerst hervorgehobene Consequenz entgehen lassen, mit der Kant bei der Bearbeitung der zweiten Ausgabe der Kritik zu Werke gegangen ist.

Der innere Sinn spielt ferner bekanntlich eine Hauptrolle in demjenigen Verfahren, welches Kant den Schematismus des reinen Verstandes genannt hat.

Bevor der Verf. zur Erörterung desselben übergeht, unternimmt er in einem besonderen Kapitel eine ins Einzelne gehende Kritik der Einwürfe Schopenhauers gegen die transscendentale Deduktion, welche der Verf., wie er am Schlusse derselben erklärt, „bei dem Ansehen, welches Schopenhauer als Kenner und Anhänger der Kantischen Philosophie geniesst“ für geboten erachtet hat, „damit die bestechende Sicherheit, mit der jene ungegründeten Urtheile ausgesprochen werden, zuerst verdächtigt werde, und alsdann bei genauerem Vergleichen jenes herzprüfende Zurechtweisen erkannt werde als das, was es ist: ein hartnäckiges Meistern an Worten, deren Sinn dem Richter nicht aufgegangen war“ (S. 182). Wir müssen es uns versagen, der Widerlegung im Einzelnen zu folgen und bemerken nur im Allgemeinen, dass der Grundgedanke in der Schopenhauerschen Philosophie, in sofern sie darauf ausgeht, das Wesen der Welt im unmittelbaren Bewusstsein zu erfassen, als der des materialen Idealismus bezeichnet wird, welcher Schopenhauer an einer richtigen Würdigung des kritischen Idealismus gehindert hat. So greift Schopenhauer unter Anderem die Kategorienlehre deshalb als für die Erkenntnisstheorie unfruchtbar an, weil sie zur Anschauung nichts beitrage und nur (!) die Vorstellung in Erfahrung umwandle und zeigt damit, dass er das Wesen der transscendentalen Deduktion der Kategorien nicht begriffen hat.

Als gar zu charakteristisch für die Art der Schopenhauerschen Polemik gegen Kant sei noch die vom Verf. nachgewiesene in der That ganz erstaunliche Unbedachtsamkeit erwähnt, mit der Schopenhauer einen sehr schwerwiegenden Vorwurf gegen Kant erhebt, als sei dieser gegen den Leser unredlich

verfahren, indem er bei der Aufstellung der Kategorientafel sage: der Definition der Kategorien überhebe er sich geflissentlich, ob er gleich in deren Besitz sein möchte, an einer späteren Stelle der ersten Ausgabe aber: er habe die einzelnen Kategorien nicht definirt, weil er sie nicht definiren konnte, auch wenn er es gewollt hätte, indem sie keiner Definition fähig seien. Diese letztere Stelle aber habe Kant, als der ersten widersprechend, in der zweiten Ausgabe „weislich" weggelassen. Hiergegen macht nun der Verf. darauf aufmerksam, dass Kant an jener zweiten Stelle in der ersten Ausgabe in einer längeren Anmerkung sich gerade über diesen Punkt ausführlich verbreitet und den anscheinenden Widerspruch dahin auflöst, dass er an dieser Stelle die Realdefinition, an jener ersten aber die Nominaldefinition gemeint habe, dass ferner die zweite Ausgabe an der betreffenden Stelle statt der „weislich weggelassenen" einen Passus enthält, der dasselbe nur in kürzerer Form sagt, nämlich „dass wir sogar keine einzige derselben real definiren können," so dass von einer wissentlichen Verhehlung einer bemerkten Schwäche der Kategorienlehre in der zweiten Ausgabe nicht die Rede sein kann.

Die Erörterung des Schematismus wird vom Verfasser mit der richtigen Bemerkung eingeleitet, dass derselbe zur Aufgabe habe, von den Grundbegriffen, welche in den Kategorien gegeben sind zu den synthetischen Grundsätzen überzuführen. Zur Bildung der letzteren wird nämlich erfordert, dass die Art angegeben wird, wie die Kategorien auf die Erscheinungen angewandt werden. Diese Angabe enthält die Lehre vom Schematismus. Das Verfahren bei der Entwerfung von Schematen besteht nun nach dem Verf. darin, dass die transscendentale Apperception, die selbst, als „blosse Form des Bewusstseins," keinen Inhalt hat (und in gleicher Weise jede Kategorie, als einzelne Art der Apperception), als Gegenstand des inneren Sinnes, in welchem allein ihr Inhalt stecke, entfaltet wird. Wir können nun nicht behaupten, dass durch diese Darlegung des Schematismus es dem Verfasser gelungen ist, das Dunkel, welches denselben bekanntermaassen umhüllt, irgendwie zu erhellen. Denn wir vermögen uns von der Forderung, die Kate-

gorie, die eine blosse Gedankenform ist, durch welche ein Gegenstand erst bestimmt wird, selbst als Gegenstand des inneren Sinnes zu entfalten, keine recht deutliche Vorstellung zu machen. Auch erscheint uns durch die oben besprochene Auffassung des Verfassers vom Wesen der Kategorie das Verständniss für die zu lösende Frage erschwert, welche Kant zu der Doktrin des Schematismus geführt hat. Denn bei Kant gilt es, Kategorie und Erscheinungen als heterogene Begriffe mit einander im Verhältniss der Subsumtion zu verbinden, die Anwendung der ersteren auf die letzteren konnte also ohne irgend eine Vermittelung schlechterdings nicht vor sich gehen. Die vermittelnde Vorstellung nun, für welche bekanntlich die transscendentale Zeitbestimmung wegen ihrer Gleichartigkeit mit der Kategorie einerseits und mit den Erscheinungen andererseits als besonders geeignet befunden wird, heisst das transscendentale Schema (Kr. d. r. V. S. 141). Beim Verfasser hingegen, für welchen, wie in dem Kapitel über den Schematismus nochmals hervorgehoben wird, die Kategorie „kein fertiger Begriff ist, sondern ein an dem Mannigfaltigen, das sie voraussetzt, sich selbst erst fertigender" (185, 186) besteht anscheinend weder eine Schwierigkeit für die Anwendung der Kategorie auf die Erscheinungen noch auch daher das Bedürfniss zu irgend einem vermittelnden Verfahren, wofür der Schematismus ersonnen ist, wie denn auch zur vollkommenen Verschmelzung aller hierher gehörigen von Kant geflissentlich gesonderten Termini der Verfasser die Kategorien schliesslich als „schematisirte Begriffe" bezeichnet (S. 190).

Für nicht minder bedenklich erachten wir es, dass der Verf. bei der Auseinandersetzung des Schematismus der Zeitbestimmung gar nicht erwähnt, der bei der Kantischen Entwerfung der Schemate eine so durchgreifende Rolle zugewiesen ist, dass Kant sie sogar nach der Ordnung der Kategorien in Bestimmungen eintheilt, die auf die Zeitreihe, den Zeitinhalt, die Zeitordnung und den Zeitinbegriff gehen. Man könnte zwar meinen, dass die Zeitbestimmung implicite in dem inneren Sinne enthalten ist, wovon oben die Rede ist. Allein nach dem, was darüber gesagt ist, kann nur der Inhalt des Mannig-

faltigen des inneren Sinnes gemeint sein, in welchem sich die Kategorie zum Behufe des Schemas entfalten soll, wie auch schon früher ankündigend gesagt wird, dass „mit dem Schematismus die Anwendung der gefundenen apriorischen Bedingungen der Erfahrung auf den Inhalt der Erfahrung eingeleitet wird" (S. 165). Nun kann aber die Zeit, als die formale Bedingung des inneren Sinnes offenbar nicht zum Inhalte desselben gerechnet werden. Es ist übrigens die eben angeführte Bemerkung des Verfassers nicht zutreffend. Nicht die Anwendung der apriorischen Bedingungen der Erfahrung auf den Inhalt der Erfahrung, sondern die Anwendung des einen Theils der apriorischen Erfahrungselemente, welcher auf dem Verstande beruht, auf den anderen Theil, der der Sinnlichkeit angehört, wird durch den Schematismus angebahnt. Beide Theile, die übrigens rein logisch genommen, in dem Verhältniss von Form und Inhalt zu einander stehen, bleiben jedoch immerhin auf apriorischem Gebiet und betreffen nur die Form der Erfahrung und dies ist auch der Auseinandersetzung gemäss, welche Kant in der Einleitung zum Schematismus, als dem ersten Hauptstück der Doktrin der transscendentalen Urtheilskraft, über den Gebrauch der Urtheilskraft überhaupt vorangeschickt hat. Denn während die allgemeine Logik nicht im Stande ist, ausser ihren allgemeinen Regeln noch Vorschriften für die Subsumtion unter dieselben a priori zu ertheilen, vermag es die transscendentale Logik für die Anwendung der Kategorien auf den inneren Sinn, aber eben nur deshalb, weil sie hierzu von demselben nichts weiter als seiner Form bedarf, welche a priori angebbar ist. Für den Inhalt desselben könnte das Nämliche nicht gelten.

In dem darauf folgenden Abschnitt, der die synthetischen Grundsätze behandelt, wird über die Stellung, welche dieselben als Grundformen der synthetischen Urtheile a priori, im Systeme der Kritik einnehmen, klares Licht verbreitet. Die Erklärung ihrer Möglichkeit bildet das Ziel der Kritik. Genetisch betrachtet sind die synthetischen Sätze a priori der Ausgangspunkt der Untersuchung und die Kategorien, welche durch die synthetische Einheit den Erklärungsgrund für die ersteren ent-

halten, sind darum allein ebenfalls a priori. Dieser umgekehrte Weg von den Grundsätzen zu den Begriffen ist auch in den Prolegomenen, in welchen im Gegensatze zur synthetischen Methode der Kritik die analytische befolgt wird, eingeschlagen worden. Es bewährt sich hierbei die im Eingange ausgeführte Auffassung des Verfassers von der Bedeutung des a priori, wonach dasselbe lediglich die Bedingungen für die Möglichkeit der Erfahrung ausdrückt, deren Begründung die transscendentale Untersuchung zum Zweck hat. Wir können es indess nicht billigen, dass der Verf. von den synthetischen Sätzen a priori, wie sie in der Mathematik und der reinen Naturwissenschaft gegeben sind, behauptet, sie bilden den echten und ganzen Inhalt der Erfahrung (S. 206). Dieser kann doch erst durch die Empfindung als die Materie der Erfahrung hineinkommen und entzieht sich einer apriorischen Erkenntniss. Der Verfasser hat dies selbst an einer früheren Stelle in einer Entgegnung gegen Herbart (S. 206) geltend gemacht, und wir rügen hier nur die obige Bezeichnungsweise als eine solche, die leicht zu Missverständnissen führen kann.

Es werden bekanntlich von Kant vier Arten von Grundsätzen unterschieden: Axiomen der Anschauung, Anticipationen der Wahrnehmung, Analogien der Erfahrung, Postulate des empirischen Denkens. Der Verf. lässt es sich angelegen sein über die Bedeutung der gewählten Namen befriedigende Auskunft zu geben. Bei dem ersten Grundsatz, dass alle Anschauungen extensive Grössen sind, macht er darauf aufmerksam, dass dieser nicht etwa selbst ein Axiom sei wie man u. A. bei Erdmann und Kuno Fischer angegeben findet, wogegen mit Recht bemerkt wird, dass die Philosophie überhaupt deren nicht habe — sondern dass derselbe nur dazu diene, das Prinzip der Möglichkeit der Axiome in den mathematischen Sätzen anzugeben. Als metaphysischer Ertrag dieses Satzes ergiebt sich die Anwendbarkeit der reinen Mathematik auf die Erscheinungen damit aber zugleich auch die Einschränkung der apodiktischen Gültigkeit auf den Kreis der Erscheinungen.

Bei dem Prinzip der Anticipationen der Wahrnehmung wird bemerkt, dass, indem von den Empfindungen, die ihrem Inhalte

nach als a posteriori gegeben nicht anticipirt werden können, doch eine Eigenschaft derselben, nämlich ihr Grad a priori erkannt wird, hierdurch die Kluft zwischen dem a priori und dem Empirischen erheblich verengt werde. Als wichtigste Folge des Satzes der Anticipationen wird der Gedanke von der Continuität der Grösse hervorgehoben, dessen Fruchtbarkeit vornehmlich in der Anwendung auf die Sinnesphysiologie und Psychologie, in dieser insbesondere in der Lehre von der Abstufung des Bewusstseins hervortritt.

Der Betrachtung der Analogien wird die Bemerkung vorausgeschickt, dass dieselben als der Ausdruck für den gesetzmässigen Zusammenhang der Erscheinungen, dazu dienen, die Einheit der Erfahrung möglich zu machen, und zwar sind es die drei Kategorien der Relation, in welchen allein die Nothwendigkeit der Verknüpfung der Wahrnehmungen zur Einheit der Erfahrung erkannt werden kann. Besondere Sorgfalt widmet der Verf. der Darlegung der zweiten Analogie, welche ja auch Kant selbst am ausführlichsten behandelt hat. Sie lautet: Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung der Ursache und Wirkung. Die wesentlichen Momente des Kantischen Beweises werden in lichtvoller Kürze zusammengestellt und als der nervus probandi in demselben „die Gleichstellung von Objektivität und Nothwendigkeit“ erkannt. In der darauf folgenden Erläuterung dieses Gedankens werden vornehmlich die Einwände abgewehrt, welche Schopenhauer in der Schrift „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ gegen die Kantische Deduktion erhoben hat. Schopenhauer will nicht zugeben, dass zwischen der Auffassung eines gleichzeitigen Ganzen (z. B. eines Hauses) und der einer Folge von Erscheinungen (eines den Strom hinabtreibenden Schiffes) ein Unterschied bestehe, weil beides Begebenheiten wären. Wie indess der Verf. schlagend nachweist, liegt der Grund des Missverständnisses in der Verwechselung der einzelnen Wahrnehmung als einer ebenfalls bedingten Begebenheit, um die es sich jedoch hier nicht handelt, mit dem Verhältniss zweier auf einander folgenden Wahrnehmungen, nach dessen objektiver Realität hier allein gefragt wird, da nämlich

die Succession, die bei allen Wahrnehmungen ohne Unterschied Statt hat, in dem einen Falle als objektiv gültig angesehen wird, in dem andern nicht. Der andere Einwurf jedoch desselben Philosophen „dass Erscheinungen sehr wohl aufeinander folgen können, ohne aus einander zu erfolgen“ scheint uns durch des Verf.s Gegenbemerkung nicht gehoben zu sein. Denn was er in derselben ausführt, betrifft lediglich den Unterschied zwischen subjectiver und objectiver Folge, in dem betreffenden Einwande aber wird die Folge zweier Erscheinungen als objectiv bestehend angenommen, und nur die daher abgeleitete causale Verknüpfung zwischen denselben bestritten. Wir finden den Irrthum Schopenhauers darin, dass er meint, Kant habe zwischen den beiden Erscheinungen, die aufeinander folgen, einen ursächlichen Zusammenhang angenommen. Dies aber hat Kant nirgends ausgesprochen. Er sagt nur: der Grund der Nöthigung, in einer Begebenheit der Wahrnehmung A die Wahrnehmung B folgen zu lassen (und nicht umgekehrt), müsse in demjenigen liegen, was dieser Begebenheit vorhergeht (Kr. S. 177 ff).

Kant ist also weit entfernt, zwischen den beiden Erscheinungen selbst, die in einer Begebenheit aufeinander folgen, ein causales Verhältniss anzunehmen, sondern behauptet nur, dass die bestimmte Ordnung in ihrer Folge durch Etwas in dem vorhergehenden Zustande nach dem Gesetze der Causalität bedingt sei, wogegen denn Nichts einzuwenden ist. Diesen Punkt hätte unseres Erachtens der Verf. ins Licht stellen sollen. Wie die objective Realität der Succession auf die Causalität, als die Einwirkung des Vorhergehenden auf das Folgende, so wird die des Zugleichseins auf die Wechselwirkung als ihren transscendentalen Grund zurückgeführt und so, wie der Verf. hervorhebt, die Einheit der Erfahrung, welche durch die beiden ersten Analogien noch nicht ausreichend begründet war, durch die dritte Analogie erst völlig hergestellt. Bei dieser Gelegenheit kommt der Verf. auf die metaphysische Deduction der Kategorie der Gemeinschaft aus der disjunctiven Urtheilsform zurück. Die Schwierigkeit derselben indess bleibt für uns auch nach den Ausführungen des Verf. hierüber unvermindert bestehen.

Für die Darstellung der Postulate, welche die Erklärung der Begriffe der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit im empirischen Gebrauche enthalten, werden vom Verf. charakteristische Stellen aus der Methodenlehre herbeigezogen, welche die Forderung, im Gebrauch jener Begriffe stets die Beziehung auf mögliche Erfahrung nach ihren formalen und materialen Bedingungen im Auge zu haben, in ihrer ganzen Bedeutung und Tragweite hervortreten lassen. Insbesondere wird mit Recht auf den Einfluss hingewiesen, welchen die neue Definition der genannten Begriffe auf die für die Einsicht in die Methode der Kritik so wichtige Bestimmung des Wesens der Beweise und der Hypothesen gehabt hat.

Zweierlei haben wir noch anzumerken:

1) S. 236 wird die Erkenntniss des Daseins eines nicht unmittelbar wahrgenommenen Dinges vermittelst anderer Wahrnehmungen, die mit demselben in empirischer Verknüpfung stehen, aus dem Princip für die Anticipationen der Wahrnehmung erklärt. Das verstösst gegen die Kantische Terminologie. Vermöge des genannten Princips erkennen wir nach Kant kein Dasein, sondern legen nur jedem Dasein zum Voraus eine intensive Grösse (nämlich einen Grad des Einflusses auf den Sinn) bei. Die Grundsätze, die in dem fraglichen Falle zur Anwendung kommen, sind vielmehr die Analogien der Erfahrung, wie übrigens Kant selbst an der betreffenden Stelle bemerkt.

2) S. 237 wird zur Frage nach dem Unterschiede des Wirklichen vom Nothwendigen bemerkt: „Das Wirkliche ist das Nothwendige, insofern ich die Apprehensionen . . . lediglich im Verhältniss auf diese Bedingungen (sc. die allgemeinen Bedingungen der Erfahrung) zur Apperception verbinde. Daher (!) betrifft das Prädicat der Nothwendigkeit nur die Verhältnisse der Erscheinungen nicht die Gegenstände der Erfahrung direct; nicht das Dasein der Dinge als Substanzen, sondern dasjenige ihrer Zustände, für welche die Substanz nur die transscendentale Bedingung ist.“ Diese Schlussweise ist hinfällig; denn im ersten Satze ist vom Verhältniss der Erscheinungen oder vielmehr ihrer Apprehensionen zu den Bedingungen

„Der Verstand überhebt sich der sinnlichen Schranken, um in einer neuen Sinnlichkeit, mittelst einer intellectualen Anschauung sich anzubauen. So wächst das Noumenon dem Phaenomenon aus dem Kopfe und über den Kopf.“ Das Noumenon ist in Wahrheit nur ein Grenzbegriff.

Wir haben dieser consequenten Darlegung des kritischen Idealismus hinsichtlich der Auffassung des Noumenon nur hinzufügen, dass Kant selbst allerdings ursprünglich in der transscendentalen Analytik das Noumenon in dieser negativen Bedeutung definirt, dass er aber späterhin in der transscendentalen Dialektik daran nicht festhält, sondern dem Noumenon eine positive Bedeutung beilegt, indem er, um die Möglichkeit der Freiheit zu retten, dasselbe als die intelligible Ursache der Erscheinungen einführt.

Den Beschluss des Werkes bildet die Aufrechterhaltung der von Kant in der transscendentalen Dialektik aufgestellten Beweise für die Thesis und Antithesis des ersten Widerstreits der Antinomie und dessen Auflösung mit Hülfe des transscendentalen Idealismus gegen die Einwürfe, welche einerseits von Schopenhauer andererseits von Trendelenburg gegen ihre Richtigkeit erhoben worden sind. Der leitende Gedanke bei der Abwehr derselben Seitens des Verf.s ist in dem Satze ausgesprochen, dass durch die Antinomie nicht etwa die Lehre von Raum und Zeit, wie von den Gegnern angenommen wird, von Neuem bewiesen werden soll, — diese werde vielmehr in den Beweisen für die Thesis und Antithetis als durch die transscendentale Aesthetik festgestellt, vorausgesetzt — sondern dass nur die als aufgehoben gedachte Consequenz derselben, der transscendentale Idealismus, eine indirecte gleichsam experimentelle Bestätigung erhalte, indem es sich zeige, er allein enthalte den Schlüssel zur Auflösung der Antinomie.

So ist denn in dem vorliegenden Werke das grosse Unternehmen der Kritik der reinen Vernunft mit tief durchdringendem Sinn als ein Organismus dargestellt, in welchem jeder Theil aus der Idee des Ganzen seine Stelle erhält, und der Gliederbau im Einzelnen mit einer eingehenden Sorgfalt beleuchtet, wie sie nur von der hingebendsten Liebe zur Sache

momente darzulegen. Der gewöhnliche Idealist sieht in allen unseren Erfahrungserkenntnissen Täuschung, in den Ideen allein die Wahrheit, doch liegt dieser Anschauung insgeheim der Gedanke von einem unabhängig von unserer Sinnlichkeit, welche trügerisch ist, bestehenden absoluten Realen zu Grunde, und so ist ein solcher Idealist im Grunde ein transscendentaler Realist. Anders der transscendentale Idealist, dieser geht nicht von den Dingen aus, um sie hinterher a priori aus den Ideen zu construiren, sondern von der Möglichkeit der Erfahrung. Anfangspunkt seines Denkens ist die Abstraction von der Materie der Erfahrung, um ihre Form zu finden, in dieser entdeckt er das wahre a priori, um sie, welche in unserem Geiste liegt, müssen sich die Gegenstände der Erfahrung drehen — und dies giebt der Kritik den copernikanischen Charakter. Was aber ferner den Unterschied des transscendentalen Idealismus von dem gewöhnlichen noch von einer anderen Seite kennzeichnet ist dies: jene apriorische Form der Erfahrung liegt nicht bloss in unseren Begriffen, sondern ebensosehr in der sinnlichen Anschauung. Beide sind in gleichberechtigter Weise Quellen der Erfahrungserkenntniss, und indem die intellectuale Anschauung, welche sich an die Stelle der angeblich trügerischen Sinnesanschauung setzen will, ausgeschlossen wird, giebt sich der transscendentale Idealismus zugleich als empirischen Realismus zu erkennen. Das Reale hat seinen Boden allein innerhalb der möglichen Erfahrung, und hier ist die Realität der Dinge vor der Möglichkeit eines blossen Scheines, wie in der Darlegung des inneren Sinnes gezeigt worden, ebensosehr wie die des eigenen Selbst gesichert. Denken wir uns aber das Reale in Beziehung auf ein Etwas ausserhalb der Erfahrung, „das Ding an sich“ gesetzt, dem es stricte entsprechen soll, dann löst es sich allerdings in blossen Schein auf und heisst daher Erscheinung. Aber was ist denn dieses Ding an sich, dieses Noumenon? Es ist nichts Anderes als das transscendentale Object, das wir annehmen, „bloss damit wir etwas haben, was der Sinnlichkeit, als einer Receptivität, correspondirt“ (Kr. 349). Wir verkennen aber, dass dieses Noumenon nur ein Geschöpf der synthetischen Einheit des Verstandes ist.

competenten regelrecht angestellten empirischen Forschung durch apriorische Constructionen vorzugreifen, sondern einer Philosophie, die in ihrem speculativen Theile zu ihrem alleinigen Vorwurf hat, die Theorie der Erkenntniss auf kritischem Wege zu begründen und auszuführen, jede Aufstellung von Weltplänen aber in lauter Scheinwissen aufzulösen.

Den Wunsch, dem wir noch Ausdruck geben möchten, knüpfen wir am besten an folgende Worte aus der erwähnten Rede des berühmten Gelehrten an: „Ich hege die Vorstellung dass, wenn es möglich sein sollte, die Mehrzahl der Gebildeten einmal zu einer wirklich objectiven Analyse des menschlichen Geistes zu veranlassen, wenn sich ferner Jedermann daran gewöhnen könnte, keine Probleme zu verfolgen, die überhaupt noch gar nicht der Untersuchung zugänglich sind, sich nicht mit Dingen zu beschäftigen, von denen in der That kein Mensch Etwas wissen kann, wir ohne Weiteres über eine Menge von Schwierigkeiten hinwegkommen würden."

Auf die hier gewünschte objective Analyse brauchen wir zum Glück nicht erst zu warten, sie ist bereits als ein Vermächtniss für alle Zeit in der Kritik der reinen Vernunft niedergelegt worden. Es gilt, die allzulange versäumte Erbschaft derselben anzutreten, sie in den Kreis der exacten Wissenschaften, in denen kein blosses Meinen verstattet ist, aufzunehmen, und sie so zum Gemeingut der Gebildeten zu machen. Wir begrüssen das vorliegende Werk als einen bedeutsamen Schritt zur Erreichung dieses Zieles.

Dr. M. Hamburger.

O. Caspari, Docent zu Heidelberg, die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens. Zwei Bände, XVIII S. und 372 S.; XX S. und 464 S. 8°. Leipzig, Brockhaus 1873.

Aus der durch Darwin neu befruchteten anthropologischen Literatur heben wir hier ein Werk heraus, das innerhalb derselben einen ganz eigenthümlichen Charakter hat. Hören wir hierüber den Verf. selbst. Er habe, sagt er I. S. VII f. einsehen gelernt, „dass die sogenannte anthropologische Alterthumsforschung ebenso wie die heutige Ethnologie so lange als blosse descriptive Sammelwissenschaften erscheinen, solange sie sich nicht mit der Völkerpsychologie, insbesondere aber mit der völkerpsychologischen Urgeschichte in Verbindung zu setzen wissen.“ Es ist ihm also darum zu thun, dass sich „vom psychologisch-historischen Gesichtspunkte ein tieferer Einblick eröffne in den folgerichtig dargelegten Verlauf der ursprünglichsten und frühesten Begriffsbildung unter den Völkern, und sich ferner eine Einsicht biete in den folgerichtigen Verlauf der sich hieran anlehnenden frühesten vorgeschichtlichen Weltanschauungen des Menschengeistes.“ Der Verf. ist sich der Schwierigkeit dieser Aufgabe völlig bewusst. Er weiss, welche Reihe verschiedenartiger weit entwickelter Wissenschaften zusammengefasst werden musste, um die Grundlage zu gewinnen, „auf der sich zusammenhängend und folgerichtig das urzeitliche Geistesleben entwickeln lässt“ (S. XVIII). Die Funde der Urzeit, des Stein- und des Bronze-Zeitalters, die uns jetzt schon so massenhaft vorliegen, sind, so sagt der Verf., „im Grunde nur äusserliche werthvolle Bruchstücke, zu denen wir den geistigen Schlüssel

des Verständnisses zu suchen haben. Denn es genügt dem Geiste nicht, sich an Producten vor Augen zu führen, welche Handlungen der Urmensch in irgend einer Zeit vollzogen hat, sondern er fühlt sich fortgetrieben zu der weiteren Frage, was die Geschöpfe jener Zeit wol für Ideen damit verknüpft haben mögen" (S. XV). „Ueber diesen inneren Ideenzusammenhang" muss die Psychologie Aufschluss geben. Der „Psychologe allein vermag die geistigen Gesetze zu erforschen, die sich im Ideenzusammenhange der Menschen schon vor Jahrtausenden zur Geltung brachten, dem Psychologen allein fällt die Aufgabe zu, in das innere geistige Getriebe einzudringen, das die Menschheit beherrschte zu einer Zeit, an welche uns die heute aus der Erde gehobenen Bruchstücke menschlicher Thätigkeit zurückerinnern."

Es kann wahrlich dem Verf. nicht zum Vorwurf gereichen, dass er für diese Aufgabe die allseitig genügende Lösung nicht gefunden hat. Zur Ehre aber müssen wir es ihm, nach meinem Urtheile, anrechnen, dass er im Ganzen betrachtet den richtigen Ansatz genommen hat. Er besitzt eine ausgedehnte Kenntniss der einschlägigen Gebiete und hat sich, was hier das wichtigste und bis heute verhältnissmässig noch so selten zu finden ist, den psychologischen Sinn geschaffen. Nun dürfte immerhin jede seiner Aufstellungen anfechtbar und widerlegbar sein; jede wird auf den einsichtsvollen Leser anregend und belehrend wirken.

Wenn wir so das angezeigte Werk mit aufrichtiger Freude begrüsst haben, dürfen wir wohl nicht fürchten, diesen Eindruck wieder dadurch zu verwischen, dass wir nun in Einzelheiten unsere Bedenken äussern.

Das Werk ist in fünf Bücher getheilt. Das erste Buch beleuchtet „Die Abstammung des Menschen vom psychologischen Gesichtspunkte." Der Verf. setzt im Allgemeinen die Darwinsche Abstammungs-Theorie der Arten voraus, stellt aber über den besonderen Zusammenhang des Menschen mit den Thieren eine eigene Ansicht auf, abweichend von Darwin, Haeckel und Anderen. Diese nämlich führen den echten (den sprechenden) Menschen durch den Urmenschen oder Affenmenschen (ohne Sprache) zurück auf eine längst untergegangene anthropoide

Affenart, Menschenaffen. Diese werden von den schmalnasigen Schwanzaffen, und diese von den Halbaffen (Hemipitheci oder Prosimien) abgeleitet. Der Verf. dagegen führt den Menschen unmittelbar (d. h. durch unbekannte Mittelglieder) auf die Halbaffen zurück. Letztere selbst aber erhalten bei ihm auch wieder eine andere Stellung im System des Thier-Reiches als bei den Naturforschern. Bei diesen bilden die Halbaffen den gemeinsamen Stamm für fünf Zweige: 1) die wenigen heute noch vorhandenen Formen der Halbaffen; 2) die Nagethiere; 3) die Insektenfresser; 4) die Fledermäuse; 5) die Affen (mit Einschluss des Menschen). Diese bilden die fünf Ordnungen derjenigen Abtheilung von Säuge-Thieren, welche man Discoplacentalien nennt, wegen der Scheibenform der Placenta (des Mutterkuchens), im Gegensatze zu den Zonoplacentalien, so benannt von der Gürtel- oder Ring-Form der Placenta, welche Abtheilung von Säugethieren die Raubthiere umfasst. Beide Abtheilungen zusammen bilden die Classe der Deciduaten (so benannt von einer Haut der Placenta) im Gegensatz zu den Indeciduaten (denen diese Haut fehlt) zu denen namentlich die Hufthiere, sowohl das Pferd als die Wiederkäuer, und die Dickhäuter gehören. Beim Verf. dagegen sind die Halbaffen die Stammväter aller Gattungen der Deciduaten; der Unterschied zwischen gürtelförmiger oder scheibenförmiger Placenta soll für Charakter und Naturell (also psychologisch) ohne Bedeutung sein. Dadurch wird in der That die Reihe der untergegangenen Thierformen, durch welche sich der Mensch entwickelt hat, noch grösser, als vorhin schien; er hat also unter den jetzt lebenden Deciduaten-Arten seine Ahnen gar nicht; die abweichende, eigenthümliche Entwicklung der Menschenform beginnt früher, und ihr Berührungspunkt mit anderen Thierformen liegt tiefer auf der Leiter der thierischen Entwicklung.

Eine solche Abweichung von den zoologischen Autoritäten müsste ausführlicher begründet sein, als vom Verf. geschehen ist; wir meinen, die reine zoologische Begründung jener Ansicht hätte vor allem an sich gegeben sein müssen, bevor die psychologische Charakteristik daran anknüpfen konnte. Wenn schon bei Haeckel die Stellung der Halbaffen das Product, ich

will nicht sagen: einer Hypothese, aber doch blosser Schlüsse ist; so kann die noch weitere Ausdehnung, welche der Verf. jenem Begriffe gibt, so leicht nicht zugestanden werden. Des Verfs. „Stammbaum der Deciduaten“ (I. 74) macht auf mich den Eindruck nicht sowohl einer genetischen Gruppirung, als einer logischen Eintheilung. Was den Verf. zu seiner Ansicht führte, war offenbar eine psychologische Gruppirung, der er den Stammbaum anpasste. Das war nicht der Weg, den Vorsicht lehrt.

Der Verfasser ging nämlich von folgendem Gedanken aus. Alle Deciduaten „zeichnen sich gleichmässig aus durch einen hohen Grad von Intelligenz und durch eine dem entsprechende wachsame Sorgsamkeit ihres äussern Wesens. Alle Nagethiere, Raubthiere und Affenarten sind im Allgemeinen hoch begabt, alle sind eigenthümlich rege, in ihrer Art listig, verschlagen und gewandt. Fast keine Art ist im Ganzen genommen so einfältig und so wenig listig, wie die gutmüthigen, sanften und in den meisten Arten dabei äusserlich sehr trägen Hufthiere, Scharrthiere und Faulthiere,“ d. h. die Indeciduaten. „Hohe Intelligenz, die sich meist in grosser List und Schlauheit äussert, und angeborene wachsame Beweglichkeit, die oft etwas Schleichendes zeigt, gegenüber den graden, oft graziösen und dennoch dabei wenig List zeigenden Bewegungen der Indeciduaten, das sind die allgemeinen unterscheidenden Charakteristiken dieser Arten“ (S. 49). Zum Beweise dessen verweist der Verf. auf den Gegensatz von Schaf und Hund, Ochs und Löwen, Faulthier und Eichhorn, Flusspferd und Affen; selbst das Pferd soll in der Wildniss nur einfältig bleiben und ungewandt gegen den listigen Tiger; das Reh, freilich sehr gewandt, sei doch ein Thor dem Wolf und Fuchs gegenüber. Wir dürfen dem Verf. zum Gegenbeweise nicht den Elefanten vorführen; denn er rechnet ihn zu den Deciduaten. Aber wie steht es mit den Stachelschweinen, den Hasen, den Maulwürfen, den Igeln, den Fledermäusen? sie sind Deciduaten und scheinen doch nicht hervorragend intelligent.

Doch hören wir weiter. Sind alle Deciduaten gleich intelligent, so soll nun der psychische Unterschied im Gefühle

liegen. Im Raubthier herrscht das Selbstgefühl neben geringem Mitgefühl; im Nagethier und Affen ist das Mitgefühl hoch entwickelt, aber ohne Muth. Jenes tapfer, stolz und ausdauernd: dieses scheu und furchtsam. Der Mensch stand zwischen beiden und verband Selbstgefühl mit Mitgefühl. Diese psychologische Construction ist ansprechend genug; ihr zu Liebe hat der Verf. seine zoologische Abstammungstafel construirt. Wenn sie nur psychologisch fester stünde. Wir kennen die menschenähnlichen Affen doch noch zu wenig, um ihnen kurzweg Muth und Selbstbewusstsein abzusprechen; ich meine sogar, wir wissen schon im Gegentheil, dass es den grossen Affenarten, wie den Gorillas, gar nicht an Muth fehlt, und dass sie sich dem Menschen gegenüber nicht nur zur Wehr setzen, sondern auch den Menschen, dem sie begegnen, angreifen.

Vielleicht legt der Verf. auf die von ihm vorgetragene Ansicht von der Abstammung des Menschen nur geringes Gewicht und ist unzufrieden, dass sich unsere Kritik an diesen Punkt heftet. Auch bekenne ich, dass es ein Unrecht gegen den Verf. ist, wenn ich nun die folgenden Bücher nur kurz berühre, obwohl in ihnen der eigentliche Werth des Buches liegt. Zur Entschuldigung verweise ich nicht auf Mangel an Raum, sondern darauf, dass ich auf den Gegenstand des ersten Buches sobald nicht zurückkommen zu können fürchten muss, während sich mir vielfach Gelegenheit darbieten wird, die Themata der folgenden Bücher zu behandeln und hier dem Verf. gerecht zu werden. Was ich aber mit der vorstehenden Kritik darthun wollte ist Folgendes.

Darwin bemerkt (Abstammung des Menschen, Uebersetzung 2. Auflage I 163 f.) „Wir können wohl einsehen, warum eine Classification, welche auf irgend ein einzelnes Organ oder Merkmal (selbst auf ein Organ von einer so wunderbaren Complicirtheit oder von solcher Bedeutung wie das Gehirn) oder auf hohe Entwicklung der geistigen Fähigkeiten sich gründet, sich fast mit Gewissheit als unbefriedigend herausstellt. Der Versuch, nach diesem Principe einzutheilen, ist in der That bei den Hymenopteren unter den Insekten angestellt worden. Wurden aber diese nach ihren Instincten classificirt, so erwies sich

die Anordnung als durchaus künstlich." Der Grund warum nach geistigen Merkmalen nicht classificirt werden kann, ist der, dass Intelligenz und Gemüth sich je nach den Lebensbedingungen entwickelt und modificirt. Es ist aber begreiflich (das. 164), „dass Uebereinstimmungen in unbedeutenden Bildungen, in nutzlosen und in rudimentären Organen und in Theilen, welche noch nicht völlig entwickelt oder noch nicht functionell thätig sind für die Classification bei weitem die zweckdienlichsten sind; denn sie können kaum Folgen von Anpassungen sein, die in einer späteren Zeit etwa eingetreten wären. Sie offenbaren uns daher die alten Descendenzlinien oder die eigentliche Verwandtschaft." Alles Seelische aber ist Anpassung.

Am meisten aber spricht gegen des Verf.s Unternehmen, von der Psychologie ausgehend die Stellung der Thiere zu einander zu bestimmen, sowohl die geringe Entwicklung der Thier-Psychologie, als auch der immer noch nicht genügende Zustand der allgemeinen Psychologie. Sind das wirklich scharf umrissene und genau gegliederte Begriffe: hohe Intelligenz, Selbstgefühl, Mitgefühl? Hat etwa der Ochs nicht so viel Intelligenz als der Löwe? Das Volk nennt den Ochsen einen Philosophen. Hat die Ratte nicht Selbstgefühl und Muth? Welches Thier hätte nicht Selbstgefühl und, wenn es Kraft hat, also dem Schwächern gegenüber, auch Muth? Und der Starke schämt sich nicht vor dem Stärkern zu weichen und wird ihn nicht angreifen. Wenn der Verf. von der Intelligenz der Raubthiere spricht, scheint er den von ihm gebildeten Begriff der „Apperceptions-Enge" ganz vergessen zu haben. Hat der Wolf eine Apperceptions-Weite, wie sie das Reh nicht hätte? Der Pferdeverstand soll in der Wildniss einfältig bleiben; ist er aber „erziehungsfähig," so steht er doch wohl schon ursprünglich höher als der nicht erziehungsfähige Tiegerverstand. Der Hund ist Hund nur durch Abrichtung, Zähmung; sonst ist er ein Wolf. Wie verschieden sind doch geistig zwei sich physisch so nahe stehende Thiere, wie Hund und Wolf!

Es wird also ganz richtig sein, „dass das morphologische Merkmal nicht ganz ausser Beziehung zum Geiste und zu den

angeborenen Fähigkeiten steht;" aber es dürfte heute noch nicht möglich sein, diese Beziehung zu erkennen, ja nur erst die Beziehungspunkte auf beiden Seiten zu finden.

Das zweite Buch handelt von den „Uranfängen der menschlichen Cultur und Gesittung." Hier spricht der Verf. glücklich über die ursprüngliche Gesittung des Menschen. Daran knüpft sich die Entwicklung der Sprache, Wiege und Ausbreitung des Menschengeschlechts, Ausbildung und Werth der Handgeschicklichkeit. Dem dritten und vierten Buche ist die Religion vorbehalten. Das fünfte Buch „der ursprüngliche Aufschwung des intellectuellen Lebens" spricht von der Schrift, der Zahl und den Anfängen der Wissenschaft und Kunst, woran sich endlich „Rückblicke und philosophische Ergebnisse" schliessen.

Aus all dem wäre vieles Richtige herauszuheben. Wir müssen uns auf den Widerspruch beschränken und können auch diesen nur andeuten. Es handelt sich wesentlich um folgende Punkte.

1) Was kann sich im Laufe des Lebens der Menschheit entwickelt haben, und was hatte der Urmensch gerade so wie wir? So weiss ich z. B. nicht, was ich mir darunter denken soll, wenn es beim Verf. (I 258) heisst: „Hand in Hand mit der Ausbildung der Erinnerungs- und Apperceptionsfähigkeit durch die Sprache, und Hand in Hand mit der Einbildungskraft und Combinationsfähigkeit, geweckt endlich durch die bewegliche Geschicklichkeit der Arme, der Hände und des Geistes, begann sich allmählich auch die Fähigkeit der Ideenassociation bedeutend zu steigern."

2) Der Verf. führt die Wirkung leitender Persönlichkeiten schon für die Bildung der Sprache und Religion ein. Ich meine solche Persönlichkeiten treten erst mit der Geschichte auf.

3) Dass die Erfindung des Feuers in der Urgeschichte der Menschheit, besonders der Religion, eine Epoche macht, ist unzweifelhaft. Wenn aber der Verf. meint, in der Sage von Prometheus und den entsprechenden indischen Sagen liege eine Erinnerung an diese Erfindung, so ist das echter Euhemerismus. Jene Sagen beweisen im Gegentheil den Mangel jeder Spur einer geschichtlichen Erinnerung. Auch scheint der Verf.

die Erfindung des Feuers zu spät anzusetzen, wenn er sie in die spätere Steinzeit (II, 38) verlegt; denn Spuren des Feuers hat uns der Höhlen-Mensch, der Zeitgenosse des Höhlen-Bären hinterlassen, der auch keineswegs so roh und unmenschlich war, wie ihn der Verf. zu denken scheint. Dann führt er wiederum die Priester viel zu früh in die Geschichte der Religion ein.

Alle diese Widersprüche gegen den Verf. kann ich hier nur andeuten. Sie geltend zu machen, wird sich die Gelegenheit wohl finden. So sei schliesslich nur dies bemerkt: die Ansichten des Verf.s, denen ich entgegen trete, sollen nicht schlechthin als irrig abgewiesen werden; vielmehr wird jeder, der dieselben durchdenkt sich angeregt und befruchtet fühlen: und das ist für immer das Zeichen eines guten Buches.

L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Zweiter Band. Cotta 1872. 391 S. 8°.

— — Zur Entwicklung der Menschheit. Vorträge. daselbst 1871. 150 S. 8°.

In den beiden angezeigten Bänden liegt uns der Nachlass des Verfs. vor, für dessen Herausgabe wir dem Bruder des leider so früh Verstorbenen zu Dank verpflichtet sind. Das Vorliegende aber lässt uns nur die Grösse des Verlustes etwas näher ermessen. In der Vorrede zu Band I heisst es Seite IX: „Das erste Buch behandelt das Verhältniss von Laut und Begriff; das zweite und dritte haben die Elemente des Culturlebens, wie sie sich in der Sprache wiederspiegeln, und die Sinnesentwicklung zum Gegenstand; erst dann werden die eigentlichen Keime des Denkens selbst betrachtet werden können.“

Schon hiernach scheint es, als hätte der Verf. den letzten Theil seiner Aufgabe, offenbar den wichtigsten, kaum auch nur für sich selbst einigermaassen durchdacht und gegliedert gehabt, da er über denselben nicht ein viertes Buch, überhaupt keine bestimmte Ausführung versprach. Der jetzt herausgegebene II. Band enthält auch nur das zweite und dritte Buch und zwar das zweite noch nicht in der Form, in welcher der Verf. es zur Veröffentlichung bestimmt hatte, das dritte aber sogar unvollständig.

Eine Ergänzung bieten „die Vorträge." Es sind sechs, von denen fünf schon zerstreut gedruckt, aber wenig bekannt geworden waren. Sie behandeln im Kurzen einige wesentliche Punkte, die in das zweite und dritte Buch gehören, namentlich die Entstehung des Werkzeugs, des Feuers, der Schrift und die Entwicklung des Farbensinnes. Der letzte Gegenstand ist in der Tat höchst anziehend, und da ich meinen Gegensatz zum Verf. im Allgemeinen schon dargelegt habe (diese Zeitschr. Bd. VI u. VII), so will ich hier auf einiges Einzelne eingehen.

Der Verf. fragt: „Hat das menschliche Empfinden, hat die Sinneswahrnehmung eine Geschichte?" So fragt jemand, der nichts von Psychologie versteht. Ist denn „Empfinden" und „Sinneswahrnehmung" dasselbe? Letztere könnte eine Geschichte haben, ohne dass ersteres sie hätte. Der Geist hat Geschichte; Sehen aber, wie ich öfter ausgesprochen habe, ist nicht Sache des Auges, sondern des Geistes; also hat das Sehen eine Geschichte. Was hier aber Sehen heisst, ist Sinneswahrnehmung, aber nicht Empfinden. Doch giebt mir der Verf. nicht einmal Veranlassung, diesen Punkt genauer zu entwickeln; es handelt sich bei ihm nur um das Verhältniss zwischen Wort und Anschauung. In den alten Hymnen der Inder nämlich wird auf das häufigste der Himmel gepriesen; er wird aber nie „blau" genannt. Die Erde ebenso wird nie „grün" genannt. In der Bibel, im Homer bemerken wir dasselbe. Was beweist das? Der Verf. sagt, es sei ein allgemeines Gesetz: „Die Begriffe gehen von Extremen aus, und zur Bezeichnung ähnlicher Dinge von weniger extremem Charakter allmählich über. Was die Farben betrifft, so stei-

gert sich die Gleichgültigkeit in Betreff der Mittelfarben gegen die Urzeit hin in immer stärkerem Maasse, bis zuletzt nur die äussersten Extreme, schwarz und roth übrig bleiben. Ja es lässt sich nachweisen, dass der geschichtliche Fortschritt sich dem Schema des Farbenspectrums entsprechend fortbewegt hat, dass z. B. für Gelb die Empfindlichkeit früher als für Grün geweckt war.“ So spricht jemand, der nichts von Psychologie versteht. Ist Bezeichnung einer Sache und Empfindlichkeit für dieselbe so identisch, dass, wo jene fehlt, wir auf den Mangel der letzteren schliessen müssen? Also der alte Hebräer, Inder, Chinese konnten die Farbe des Raben und des Himmels nicht unterscheiden. Mit dem Worte nicht, aber auch nicht mit dem Auge? Unterscheiden wir denn nicht, was wir unter demselben Begriff zusammenfassen? Haben wir so viel Farbennamen, wie unser Auge durchschnittlich unterscheiden kann? Wenn unsere Damen eine gleichfarbige Ergänzung zum Stoffe eines Kleides suchen, lassen sie sich dann einen Stoff gefallen, dessen Farbe wir nicht anders benennen können, als die des Kleides? Unterscheiden wir nicht Schattirungen, für die uns kein Name zu Gebote steht?

Wenn der Himmel nicht blau, die Erde nicht grün genannt wird, so beweist dies nur, erstlich, dass man kein Interesse für die Farbe hatte, und darum auch noch kein Wort; zweitens aber, da man doch den Himmel nicht schwarz nannte, wie den Raben, so beweist dies vielleicht, dass man den Himmel so nicht nennen wollte, ein besseres Wort aber nicht hatte.

Ferner: da eben die Wörter die Farben-Unterschiede, die man mit dem Auge wohl erkennt, nicht decken, so bilden sich bei allen Völkern in der Bezeichnung der Farben conventionelle Benennungen, die eine Vergleichung in sich schliessen. Bei diesen Vergleichungen, wie goldgelb, veilchenblau, feuerroth und purpurroth, wirken nicht bloss die Farben selbst als Tertium, sondern auch die sonstige Natur oder vielmehr Schätzung des Dinges. Lieber Leser, hast du schon einmal einen schneeweissen Busen oder Hals gesehen? schon einmal kirschrothe Lippen? perlenweisse Zähne? Antwortest du mir wohl über-

legt mit einem herzhaften Ja, so sage ich eben so herzhaft, ich kenne mit Pindar Veilchenlocken und mit Homer veilchenfarbiges Eisen, worüber der Verf. vor Verwunderung ausser sich gerathen ist. Sagen wir nicht alle: stahlblau? Und so mag Homer die Haare des Odysseus der Hyacinthblume gleich nennen, ohne dass daraus folgte, er habe andere Augen gehabt als wir, wie der Verf. schloss.

So wird denn wohl der Leser die Ueberzeugung gewinnen, es dürfte hinter dem Terminus „Apperception" eine nicht unwichtige Erkenntniss stecken. Diese aber war es eben, welche dem Verf. abging, und so ward er in seltsamen Irrthümern verstrickt.

Uebrigens vergisst der Verf. ganz solche Ausdrücke, wie Bunt, Schecke, Blässe u. s. w., welche uns zeigen, dass der Mensch, bevor er die einzelnen bestimmten Farben bezeichnete, den Gesammteindruck verschiedener Farben empfand und benannte.

Seine Ansicht von der Schrift hat er ganz problematisch gelassen; denn nachdem er gezeigt zu haben glaubte, dass die Schrift vom Tättowiren ausgehe, „so glaubte er, dass der Ursprung der Schrift sich ohne allzugrosse Lücken auf diesem Wege erklären lässt." Wie das geschehen soll, hat er uns nicht gesagt. Alle einzelnen Stufen enthalten „einen zwar bewundernswerthen, aber nicht mehr geradezu wunderbaren Fortschritt" (Abh. S. 83), den er aber nicht dargelegt hat. Dieser Punkt jedoch ist nicht der schwache Theil seiner Arbeit. Denn in Betreff „des phonetischen Elementes der ägyptischen und chinesischen Schrift und seiner Entwicklung" erklärt er sich S. 68 mit meiner „Entwicklung der Schrift" einverstanden. Er hätte also dafür auf mich verweisen können.

Was ihn von mir trennt ist seine Ansicht vom Ausgangspunkte der Schrift. Er leugnete das Vorkommen einer Vorstellungs- oder Bedeutungs- oder Ideenschrift. Dies ist um so mehr zu verwundern, als man schwer einsieht wie ein tättowirtes Bild oder Zeichen etwas anderes als Ideenschrift sein können. Wenn bei den Indianern Amerikas eine „rothe Hand" auf Rinde, auf Thierfellen, auf Holztafeln, oder auch

auf dem Körper von Tänzern als heiliges Sinnbild gefunden wird, wodurch diese Gegenstände dem Sonnengotte geweiht sind (S. 83) — ist das nicht Ideenschrift? Es scheint, als habe es dem Verf. nur daran gelegen, die Ehre der mexikanischen Schrift als einer Lautschrift zu retten, die man lesen und nicht als Bilderschrift deuten müsse. Dann hätte er zeigen sollen, wie irgend ein mexikanisches historisches oder gerichtliches Document, welches wir andere als Vorstellungsschrift deuten, vielmehr gelesen werden müsse. Warum hat er das nicht gethan? Statt dessen bemüht er sich in leeren Sätzen zu behaupten, dass es überall keine Ideenschrift gebe. Es sei falsch anzunehmen, „die Schrift sei aus einer Art von Malerei hervorgegangen, die ersten Darstellungen seien Gemälde gewesen ... Schrift ist ein Zeichen für die Sprache, sagt schon Aristoteles, und diese Definition bewährt sich an den Hieroglyphen bis in ihren ersten Ursprung" (S. 66). Das Schluss-Wort ist falsch ohne das Vorangehende falsch zu machen. Die ägyptische Hieroglyphe mag Zeichen für die Sprache sein, ohne dass sie es in ihrem ersten Ursprunge gewesen wäre. „Auch da wo Wort und Sprache zusammenfallen, ist das Bild doch nur Zeichen des Wortes; es soll Sprache wecken, an einen Laut, nicht an ein Ding erinnern, durch das Auge für das Ohr, nicht für die Vernunft unmittelbar sprechen. Die Schrift ist nicht zum stummen Betrachten da; sie will gelesen, laut gelesen sein. Die Bilder müssen wie die Worte zu Sätzen, nicht wie Figuren eines Gemäldes zu einer Gesammthandlung zusammengeordnet werden" (S. 66). Gewiss, wenn es Lautschrift ist; der Irokese aber und auch der Mexikaner hat keine.

Der Verf. sagt: (II, 107) „die Menschen standen gerade in der ältesten Zeit mit ihrer ganzen Vernunft so völlig unter der Herrschaft des Wortes, dass nothwendig ein Bild eben das was es hiess auch bezeichnen, und wie es gelesen klang, auch verstanden werden musste." Ist denn „Wort" und „Wortlaut" dasselbe? Und hat denn der, der unter der Herrschaft des Wortes steht, ein Bewusstsein vom Wort? Wer aber Laute schreiben wollte, musste doch ein Bewusstsein von Lauten des Wortes haben. Hier ist der Verf. in die Phrase gefallen.

Nun aber das Letzte: „Aus diesem Grunde ist es gewiss richtiger zu sagen, die Malerei habe sich aus der Schrift entwickelt, als umgekehrt“ (II, 107). Diese geistreiche Behauptung, die auch als solche in ihrer Nichtigkeit nachgewiesen werden kann, scheitert daran, dass wir Zeichnungen aus der diluvianischen Zeit gefunden haben, mit denen Instrumente nicht „als Besitz bezeichnet,“ sondern geschmückt werden sollten. Alle die, welche meinen der Höhlen-Mensch sei ein thierähnliches Wesen gewesen, mögen sich, ausser den andern Zeichnungen, diejenige auf dem Griffe eines Dolches ansehen, welche sich bei Lubbock, Prehistoric times, 3. Aufl. S. 335, wiedergegeben findet. Hier wird in wirklich staunenswerther Weise die Lage des zu zeichnenden Thieres genau der Räumlichkeit des Renthierhorns angepasst, welche eben zum Griffe dient, und mit jenem Bilde ausgefüllt werden soll.

Ich fühle bei dieser Kritik ein doppeltes Unbehagen. Erstlich wiedersteht es mir zu sehen, wie sich der Verf. piquirt, die „rein thierischen Thätigkeiten“ nachzuweisen, aus denen die Vernunft ganz ohne Vernunft hervorgegangen sein solle. Er ist sich hierbei über sein Bestreben und seine Voraussetzungen durchaus unklar. Er sagt (Band I. S. 84): „Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, dass es keineswegs meine Meinung ist, als sei der Mensch jemals Affe oder irgend ein anderes der Gattung nach von ihm verschiedenes Thier gewesen; aber dass der Mensch aus einem Geisteszustande hervorgegangen ist, in welchem er sich von dem anderer Thiere thatsächlich nicht unterschied, dieses glaube ich allerdings, oder vielmehr, ich glaube es zu wissen.“ Beide Sätze sind falsch. Auch ich werde nicht die Tautologie aussprechen, der Mensch sei nie Thier gewesen, weil ich nie den Widerspruch in sich aussprechen werde, der Mensch sei Thier gewesen. Aber das muss ich mit Darwin anerkennen, dass der Mensch aus einem Affengeschlecht hervorgegangen ist. Es gab also eine Zeit, wo der Mensch noch nicht war; aber da er nun hervorgegangen war, so war er Mensch, und nicht thierisch.

Das andere aber ist folgendes. Wahre Kritik bewegt sich freilich nur um ausgesprochene Sätze, und so thut es die vor-

stehende. Thatsächlich aber wird jeder Tadel von dem Verf. der Sätze, oder nach dessen Tode von denen, die ihm innerlich nahe standen, gefühlt. Nun aber war sich unser Verf. nicht bloss unklar, sondern er war schwankend und hat sein eigentliches Princip noch gar nicht ausgesprochen, weil er noch nach zwei Seiten hingerissen ward und nicht zur ruhigen, festen Ueberzeugung gelangt war. Er sagt (II, 123): „Von Seiten des innern Wesens dieser Bräuche (des Tättowirens u. a.) sind wir also auf das Heilige verwiesen, welches auf die Bildung des menschlichen Empfindens eine unglaubliche, fast unumschränkte Herrschaft ausgeübt hat; und es kann nicht meine Absicht sein, die höchste Triebfeder des in unserm Geschlechte aufgetretenen Wollens von einem andern als ihrem eigenen Mittelpunkte aus darzustellen, oder sie durch Vermischung mit der Form, in der sie wirksam wird, zu trüben. Wie und wieso die Urzeit das Heilige empfand, — wodurch sie getrieben wurde, dasselbe darzustellen oder anzudeuten, das ist gegenwärtig nicht die Frage. Die Fähigkeit zu solchen Regungen ist an sich schon etwas die Menschlichkeit ebensosehr Unterscheidendes wie die zur Sprache. Diese Fähigkeit muss für sich erklärt werden, und sie kann es. Aber wenn es wahr ist, dass die Schrift, und zwar vielleicht ursprünglich in der Gestalt des Tättowirens, dem religiösen Triebe entspringt, so ist die Aufgabe, die ich mir hier zunächst gestellt habe, noch nicht die Erklärung jenes Triebes selbst, so wenig wie die Culturentwicklung, in deren Folge die Menschen zum Werkzeuge übergegangen sind, sondern nur der Nachweis, aus welchen rein thierischen Thätigkeiten, nach dem Eintritt jener neuen Anstösse, wie sie dort die Culturbewegung, hier der Götterglaube gegeben hat, nun die neuen bloss menschlichen Handlungsweisen als Metamorphosen hervorgegangen seien.“ Wo aber hätte sich der Verf. über das Wesen und den Ursprung „jener Triebe“ und jener „neuen Anstösse“ geäussert? Und ist denn nicht gerade bloss ihr Ursprung der Ursprung der menschlichen Vernunft? Darum fehlt auch meiner Kritik der Ansicht des Verfs. der eigentliche Kern und Mittelpunkt, und der Verf. könnte sagen, er

sei zu einer Kritik, der er unterworfen werden sollte, zu früh gestorben.

In diesem Unbehagen tritt mir eine Aeusserung des Verfs. entgegen, die er etwa fünf Monate vor seinem Tode gethan hat, Ende März 1870, und mit der Anführung derselben will ich vom Verf. Abschied nehmen. Sie hat meine volle Zustimmung, sie spricht entschieden aus, was ich schon öfter ausgedrückt habe. Sie sagt nichts Neues, sie spricht nur die Göthesche, die Humboldtsche Ansicht vom Menschen aus. Sie lautet (Abh. 109): „Obwohl der Mensch unzweifelhaft aus thierischer Armuth und Hülflosigkeit sich zu seiner gegenwärtigen Höhe emporgerungen hat, so sehen wir doch schon seine frühe Kindheit von dem Schimmer des Idealen umkleidet*), und es ist keineswegs die Noth, die ihn erfinderisch machte, noch auch praktische Klugheit, die ihn antrieb, seine materielle Lage zu verbessern, sondern gerade in seinen frühesten Schöpfungen zeigt sich Begeisterung und Phantasie vor allem wirksam, und was ihm am meisten segensvoll zu werden bestimmt war, ist nicht seine Fähigkeit, das Nützliche zu erspähen, sondern es ist das Künstlerische, das zwecklos Gestaltende in ihm, und der Sinn für den in sein Auge fallenden Strahl der sinnlichen Schönheit."

W. H. J. Bleek, Ueber den Ursprung der Sprache. Herausgegeben mit einem Vorwort von E. Häckel. Weimar, Boehlau 1868. 72 S. 8°.

An die beiden vorstehend besprochenen Werke knüpfen wir wohl passend die Abhandlung des Herrn Bleek. Dass sie selbst in naturwissenschaftlichen Kreisen bekannt ist, verdankt sie wohl ihrem berühmten Herausgeber, dem ausgezeichneten

*) Lubbock an der S. 125 angeführten Stelle sagt: In considering the probable con dition of these ancient Cave-men, we must give them full credit for their love of art, such as it was.

Zoologen; und dass dieser sich für sie interessirte, rührt von einer sehr verwandten (schwerlich ganz gleichen) Weltanschauung, die er und sie bekennen. Indessen würde man sich täuschen, wenn man meinte, Darwin sei der geistige Grossvater derselben: denn sie war 1853 schon vollendet, und es ist später nichts Wesentliches an ihr geändert, noch zu ihr hinzugekommen. Dies erschwert die Kritik. Diese kann nur bedauern, dass der Verf. nicht aus der gewiss sehr reichen Erfahrung, die er während seines langjährigen Aufenthaltes in Südafrika, unter den fast am niedrigsten stehenden Menschen, gemacht hat, so viel wie möglich zur Erforschung des Ursprungs der Sprache mitgetheilt hat. Dies, bitten wir ihn, möge er nachholen.

Sollen wir nun sagen, was, nach unserer Meinung, die Abhandlung des Verfs. heute werth ist, so käme es darauf an, zu bestimmen, für wen. Unter allen Umständen ist sie lesenswerth. Wer aber immer sie liest, wird finden, dass sie eine Jugend-Arbeit ist: tief, aber unentwickelt. Nicht bloss der Ursprung der Sprache, auch das Verhältniss zwischen Philologie oder Geschichtsforschung und Naturwissenschaft wird besprochen. Es werden Grundzüge der Entwicklung der Sprache kurz entworfen; d. h. es wird erzählt, wie sich die Sprache entwickelt haben soll — psychologisch erklärt wird nichts. Das ist freilich ein grosser Mangel. Denn die richtigste Entwicklung, von der man nicht einsieht, wie sie sich vollzogen haben soll, wie sie möglich war, ist mehr als mangelhaft. Seine Philosophie schmeckt nach Schoppenhauer, insofern bei ihm die Willenskraft „lebenspendend" und alldurchdringend ist.

Gegen manchen Punkt hätte ich Widerspruch zu erheben. Indessen fühle ich mich wenig getrieben, ihn auszusprechen. Lieber hebe ich hervor, dass auch der Verf. von der Onomatopöie ausgeht. Ich könnte noch manchen Punkt erwähnen, den ich billige, wenn er nicht so ganz unentwickelt geblieben wäre. Dieser Umstand aber gerade macht wahrscheinlich die Abhandlung manchem Leser recht angenehm.

H. Steinthal.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Weiteres zur vergleichenden Syntax

— Wort- und Satzstellung —

(vgl. Bd. VI., S. 376 fg.)

Von

Georg von der Gabelentz.

I. Einleitung.

In meinem vorigen Aufsatze habe ich versucht die Sätze zu entwickeln, von welchen meiner Ansicht nach die vergleichende Syntax ausgehen muss, und ich habe hierbei unter dem Namen „psychologisches Subjekt" und „psychologisches Prädicat" zwei syntaktische Kategorien aufgestellt, welche nach meiner Ueberzeugung in jeder Sprache vertreten, in allen Sprachen gleichmässig für den Satzbau bestimmend sein müssen. Die folgenden Seiten sollen das dort Gesagte theils erläutern, theils erweitern und ergänzen; der Leser, der meinen heutigen Untersuchungen folgen will, möge es sich also nicht verdriessen lassen, noch einmal meine vorige Arbeit durchzugehen. Erfahrungen, die ich inzwischen gesammelt, haben mich gelehrt, dass ich mich in den zwölf Paragraphen meiner „Ideen" zu kurz und knapp gefasst, zu wenig darauf Bedacht genommen, naheliegenden Einwänden und Missverständnissen zu begegnen, kurz, dass ich meinen Lesern die Arbeit saurer gemacht habe, als ein Schriftsteller soll: möge es mir heute gelingen, das Versäumte nachzuholen.

II. Das Problem der vergleichenden Syntax.

§. 1. Die vergleichende Sprachwissenschaft verfolgt einen doppelten Zweck, einmal will sie die Sprachen ihrer Verwandtschaft nach ordnen: das ist der genealogische Theil ihrer Aufgabe; dann aber will sie auch das gesammte Sprachmaterial nach Inhalt und Form klassificiren, darthun, welches das Verhältniss des sprachlichen Ausdrucks zum auszudrückenden Begriffe oder Gedanken sein könne: und dies möchte ich die völkerpsychologische Seite des Problems nennen.

§. 2. Die Grammatik einer einzelnen Sprache kann und darf nun nach diesen beiden Richtungen hin Perspectiven eröffnen; derartige Seitenblicke mögen sogar dem Lernenden, wenn sie sich auf ihm bekannte Regionen richten, eine willkommene mechanische Nachhülfe bieten. Nothwendig aber sind sie nie: sie sind mit dem Zwecke der Einzelsprachlehre vereinbar, nicht durch das Wesen einer solchen bedingt. Denn indem ich Jemanden in einer Sprache unterweise, will ich ihn eben nur dieser mächtig machen. Was ich dabei zu seiner Bequemlichkeit oder zu seiner Anregung thue, ist Sache der Methode; nur insofern meine Behandlung des Stoffes dem Wesen dieses selbst folgt, ist sie eine systematische, also wissenschaftliche. Der Lernende aber will ein Doppeltes erreichen: er will den sich ihm bietenden Sprachstoff — Worte, Formen, Constructionen — verstehen, und er will seine Gedanken in dem fremden Idiome richtig ausdrücken lernen. Darum muss eine Grammatik zweierlei beantworten:

1) was bedeutet eine jede sprachliche Erscheinung? und
2) welche Ausdrucksformen besitzt die Sprache für die Gedanken?

§. 3. Und hieraus ergeben sich zwei nothwendige Theile oder Systeme einer jeden Grammatik, die mit der uns geläufigen Eintheilung in Formenlehre und Syntax nichts zu schaffen haben. Ob Wortform, Formwort, oder Construktion, — Alles ist ja nur Sache der sprachlichen Erscheinung. Dass unsere lateinischen Grammatiken und ihr zahlreicher Anhang sich ohne jene von mir vorgeschlagene Zweitheilung behelfen, erklärt sich

leicht aus Gründen der Methode; wer an die Erlernung eines seiner Muttersprache verwandten Idiomes geht, bringt eben schon eine beträchtliche Quantität Vorkenntniss oder doch Sprachgefühles mit und verlangt nicht, dass der Lehrer ihm auseinandersetze, was er sich selbst aus dem Finger saugen kann. Und wenn man weiter bedenkt, dass streng genommen der zweite Theil einer solchen Sprachlehre genau dieselben Thatsachen, nur in anderer Ordnung, unter anderen Gesichtspunkten lehrt, die schon der erste enthält, dass er sich zu diesem etwa so verhält, wie ein deutsch-lateinisches Wörterbuch zu einem lateinisch-deutschen: so wird man einsehen, wie auch die schriftstellerische Oeconomie dafür sprechen kann, beide Theile thunlichst in einander zu verarbeiten, zu verschmelzen.*)

§. 4. Wie aber, wenn es gilt, eine uns ganz heterogene Sprache wissenschaftlich darzustellen? Unter den mir bekannten Arbeiten dieser Tendenz erscheinen mir zwei als mustergültige: Schott's Chinesische Sprachlehre und Steinthal's Werk über die Mande-Negersprachen. Schott hat allerdings die Aufgabe nur in ihrem ersten Theile zur seinen gemacht, nur die Spracherscheinungen und zwar die wichtigsten derselben systematisch geordnet und erklärt. Steinthals Werk dagegen ist recht eigentlich eine doppelte Grammatik, in zwei, fast gleich schwer wiegende Abtheilungen zerfallend.

§. 5. Ich habe mich absichtlich bei diesen allgemeinen Vorerörterungen länger aufgehalten, als es auf den ersten Blick nöthig scheinen mag. Denn einmal gilt, was für die Grammatik überhaupt maassgebend ist, selbstverständlich auch für die Syntax; und zweitens gebührt meines Bedünkens der Syatax eine weit wichtigere Stellung in der Grammatik, als die ihr

*) Die tabellarische Form, die einzige, in welcher eine wahrhaft wissenschaftliche Vereinigung beider Systeme ohne Wiederholungen denkbar wäre, ist aus praktischen Gründen unanwendbar. Sie erscheint mir aber als die ideale, und ich meine, wenn Jemand eine Sprache grammatisch vollständig begriffen hat, so wird er in seinem Geiste den Sprachstoff tabellenartig ordnen. Die von mir vorgeschlagene dualistische Anordnung ist nur ein Surrogat für die tabellarische: die Tabelle wird so zu sagen erst der Länge, dann der Quere nach abgelesen.

gemeiniglich eingeräumte. Jede sprachliche Aeusserung, jedes Wort, jede Form hat syntaktischen Werth; die lebendige Rede dient nie blos zum Ausdruck eines Einzelbegriffes, sondern immer zur Mittheilung einer Begriffsverbindung, eines Gedankens. Wie innerhalb dieses die Begriffe geordnet, verbunden und geschieden werden, ist für die Funktionen der Wörter und Worttheile, für die Abgrenzung der Redetheile bestimmend. Ein Beispiel statt vieler: Eine Sprache, die keinen lautlichen Ausdruck der Copula besitzt, kann auch zwischen Prädicatswörtern, welche die Copula in sich schliessen und solchen, welche dies nicht thun, also zwischen Prädicatsnomen und Verbum keinen durchgreifenden Unterschied machen. Gesetzt nun, es studirt Jemand die Formenlehre einer solchen Sprache ohne Kenntniss von dieser ihrer Eigenthümlichkeit, er stösst in der Lehre von der Conjugation auf Futurum und Perfectum des Wortes, das „König“ bedeutet, und findet jenes durch „Kronprinz“, dieses durch „Exkönig“ übersetzt: wie wird ihm da werden? soll er im finstern tappen, bis ihm, fünfzig Seiten später, in der Syntax ein Licht angezündet wird?

§. 6. Und nun zur vergleichenden Syntax. Die Vergleichung einer möglichst grossen Anzahl von Sprachen unter dem syntaktischen Gesichtspunkte ist ihr nur Mittel, nicht Zweck. Die Erfahrung ist ihr Erkenntnissgrund, ihre Methode die induktive, so lange es gilt die Gesetze zu finden, in denen sich die Erfahrungen bewegen; den deduktiven Gedankengang aber wird sie einschlagen müssen, sobald es darauf ankommt, die Nothwendigkeit der entdeckten Gesetze zu begreifen, und Psychologie und Logik werden ihr dann den Hebelpunkt bieten.

III. Der Sprachgeist und das „Construiren.“

§. 7. Mir schwebt ein Distichon Tegnèr's über die Deutsche Sprache vor: auf einen lobspendenden Hexameter folgt da ein neckischer Pentameter des Sinnes: „Hüte Dich, dass Du das erste Wort nicht vergessen hast, wenn Du beim letzten angelangt bist!“ So unrecht hat der Dichter nicht; das Construiren eines Deutschen Satzes erinnert oft an das bekannte

Studentenspiel: „Der Graf von Luxemburg.“ Wie fern liegt da das Zusammengehörige auseinander!

Gehört es denn aber zusammen?

Wenn das Construiren weiter nichts sein soll, als eine logische Uebung und etwa eine Beihülfe zum Uebersetzen, dann meinethalben: verrenkt die Glieder eines deutschen Satzes wie ihr wollt, ordnet die Wörter einer ciceronianischen Rede nach den Grundsätzen der französischen Grammaire, wenn die nun einmal die Logik gepachtet haben soll, — ein Elementarschüler wird es Euch Dank wissen. Gebt aber ja eure „construirten“ Sätze nicht für deutsche oder lateinische, gebt eure Constructionen nicht für grammatische Arbeiten aus und, — wenn die Bitte nicht zu unbescheiden ist, — nennt das, was ihr da treibt, nicht mehr Construiren eines Satzes, nennt es lieber Destruiren: das kommt der Wahrheit näher!

Oder treiben wirklich einzelne Sprachen ein so tolles, wüstes Spiel, voll willkürlicher Kuppeleien und grundloser Ehescheidungen, hier Zusammengehöriges weit auseinanderreissend, dort Heterogenes zusammenfügend? Sind sie so vernunftwidrig und sind die Construktionsmänner gar so vernünftig, dass sie jene, „die freie Tochter der Natur“, nach ihrem Exercierreglement drillen dürften? Was ist denn das Organische, die Sprache, wie sie geworden und gewachsen ist, oder die Schablone, nach der man sie ummodelt? und was wird also wohl das auf Nothwendigkeiten Beruhende, Vernünftige sein?

§. 8. Man verstehe mich recht: nicht das Construiren an sich will ich angreifen, — das hiesse das syntaktische Verständniss der Sprachen selbst in Frage stellen: sondern nur die mechanische Methode, die dabei beobachtet wird, und die mit dem Geiste der einzelnen Sprache nichts zu schaffen hat. Handelt es sich um poetische und rhetorische Licenzen, um ungewöhnliche Spracherscheinungen irgend welcher Art, um die Entwirrung kunstvoller, langathmiger Perioden: so ist dort die Uebertragung in das Sprachgebräuchliche, hier die Auflösung in kleinere Sätze der sicherste Weg zum Verständnisse des Textes und die beste Gewähr für dieses Verständniss. Aber man soll nur nicht über das Sprachgemässe zurück-

gehen, um sich nicht durch das gewohnheitsmässige Umstellen der Satztheile den Sinn für die Wortstellung abzustumpfen.

§. 9. Ich glaube Grund zu dieser Polemik zu haben. Man hat, scheint mir, die Wortstellungserscheinungen über Gebühr der Rhetorik zugewiesen und dadurch die Grammatik an ihrem Grund und Boden gekürzt.

Der Satz ist eine Einheit, und zwar eine grammatische Einheit, so gut wie das Wort; was aber ihm seine Individualität, seine Physiognomie verleiht, sind nicht nur die einzelnen Wortindividuen für sich betrachtet, sondern ist nicht minder die Art, wie diese seine Theile in ihm gruppirt sind, also die Anordnung der Wörter und Wortgruppen. Sofern diese Anordnung für die Beziehungen der Satztheile aufeinander bestimmend ist, ist sie ein grammatischer Faktor, so gut wie die Wortformen und die Hülfswörter; und wenn sie das ist, so darf man sie nicht der Rhetorik zuweisen.

§. 10. Von unseren Formsprachen haben nun freilich manche eine grosse Beweglichkeit der Satzglieder; diese Glieder kann man transponiren, ohne dass der Hörer oder Leser etwas wesentlich Anderes erfährt. Ich kann sagen: canis puerum mordet, oder canis mordet puerum, oder mordet canis puerum, oder mordet puerum canis: immer tritt Dir dasselbe Bild vor die Seele, — ich habe jedesmal anders geredet, aber doch immer das Nämliche gesagt. Was ist es denn aber anders, wenn ich sage: puer a cane mordetur? warum redet man dort von rhetorischen Freiheiten, Willkürlichkeiten, und hier von einer grammatischen Erscheinung? doch wohl nur, weil nun plötzlich auch andere Wortformen auftauchen:

„Das geht schon ehr, man sieht doch, wo und wie!"

Dabei bezeichnet man denn oft als fein oder schön, was doch blos das den Umständen nach einzig Richtige war. Die folgenden Bemerkungen dürften Beispiele hierfür liefern.

IV. Psychologisches Subjekt oder rhetorischer Nachdruck?

§. 11. Ein Einwand, der mir öfter gemacht worden, ist der: es erkläre sich die auffällige Voranstellung einzelner Satz-

theile daraus, dass dieselben besonders betont seien, der Platz zu Anfang des Satzes sei ein bevorzugter. Wahr ist es nun, dass oft das erste Wort oder der erste Satztheil vom Sprechenden besonders benachdruckt wird; in den Bemerkungen zur Lehre von Frage und Antwort werde ich selbst Beispiele hierfür geben.

Allein, wäre die Erklärung richtig, so müsste sie erschöpfend, zulänglich, es müsste der voranstehende Satztheil immer der betonte sein, es dürfte nie der Hauptnachdruck auf ein in der Mitte oder am Ende des Satzes stehendes Wort fallen. Wie steht es damit?

§. 12. Zunächst: was heisst betonen? Ich lege die Betonung auf einen Satztheil, wenn ich ihn lauter, deutlicher, wohl auch mit verändertem Stimmentone ausspreche. Indem ich zu Jemand rede, will ich, dass er mich höre und verstehe. Fürchte ich, dass er mich überhören könne, steht er etwa fern von mir oder ist er schwerhörig, so spreche ich laut; fürchte ich, dass er mich missverstehe, so bemühe ich mich deutlich zu reden. Wenn ich nun nur einen Theil meiner Worte mit besonderer Anstrengung meiner Stimmorgane ausspreche, so wird der Grund ein analoger sein: ich wünsche, dass gerade dieser Theil nicht überhört, nicht missverstanden werde. Was ich für's Ohr betone, für's Auge unterstreiche oder gesperrt oder fett drucken lasse, ist also dasjenige, worauf es mir besonders ankommt, was mir das Wichtigste ist. Daher aber auch das lebhafte Betonen bei polemischer Rede gegen einen vor uns stehenden oder fingirten Gegner, daher das Geschrei sich zankender Kinder und gemeiner Leute; denn unwillkürlich behandelt man Einen, der anders denkt als wir, gleich Einem, der uns nicht versteht.

§. 13. Hier ist, ich wiederhole es, von Alledem nicht die Rede. Noch haben wir es nur mit der einfach mittheilenden Sprechweise, mit der Sprechweise zu thun, bei welcher wir uns der zweiten Person gegenüber am selbstständigsten fühlen, nichts von ihr fordern, als dass sie uns zuhöre, also nicht sie fragen, bitten oder ihr befehlen, wo wir aber auch nicht von ihr oder durch sie zum Sprechen veranlasst worden sind, also

nicht antworten oder streiten. Und doppelt werthvoll für unseren Zweck sind Sätze, in denen wir uns auch nicht von früher Gesagtem abhängig bewegen oder später zu Sagendes vorbereiten wollen, weil auch in solchen Fällen fremde, aussenliegende Momente mitbestimmend sein könnten. Einfache thatsächliche Mittheilungen, Lehrsätze, aphoristische Sentenzen u. dgl. liefern Beispiele wie wir sie brauchen, Beispiele, in denen sich das Gesetz am reinsten darstellt.

§. 14. Nun wähle man eine Anzahl solcher Sätze und frage sich: sind nicht darunter auch solche, in denen ein bestimmtes Wort nothwendig das betonte sein muss, oder in denen das betonte Wort wo anders als zu Anfang steht? Kann ich nicht in dem Satze: „ich habe heute Kopfschmerzen" je nach Belieben auf ich, heute oder Kopfschmerzen den Nachdruck legen? und wiederum: muss nicht in den Sätzen: „Qualis pater, talis filius" und: „On commence par être dupe, on finit par être fripon" der Hauptton auf pater und dupe fallen? Wo bleibt da die Betonungstheorie? Sie erklärt die Erscheinungen, die uns beschäftigen nicht; haben diese einen Grund, so ist derselbe wo anders zu suchen. Wo? glaube ich in meinem vorigen Aufsatze dargethan zu haben, und an das, was ich dort über das psychologische Subjekt und Prädikat gesagt, knüpfe ich nunmehr an.

§. 15. Ich wähle den Satz: „In Amerika verfertigt seit einem Jahre eine Fabrik Hüte aus Papier." Dieser Satz besteht aus

1. einer Ortsbestimmung *o:* in Amerika,
2. einem Verbum *v:* verfertigt,
3. einer Zeitbestimmug *z:* seit einem Jahre,
4. einem Subjekte *s:* eine Fabrik,
5. einem Objekte *ó:* Hüte,
6. einer Stoffbestimmung *m:* aus Papier.

Diesen Satz kann ich so umstellen, dass nach einander jeder seiner Theile (mit Ausnahme des Verbs, das ein voranstehendes es erheischen würde) den ersten Platz erhält. Dabei verhält sich offenbar die Betonung neutral, sie kann bei jeder Transposition auf jedes Satzelement gelegt werden, — als noth-

wendig ruht sie auf keinem. Und es erfährt auch der Leser bei allen diesen Umstellungen nur immer dieselbe äussere Thatsache. Gleichwohl bietet deren jede, grammatisch betrachtet, eine neue Erscheinung. Probirt nun der Leser eine Anzahl solcher Möglichkeiten aus, so wird ihm sein Gefühl sagen, dass in jeder neuen Figur die Beziehungen der Satzelemente zu einander umgewandelt erscheinen, und forscht er nach dem Grunde, so wird er finden: dass jedes folgende Glied die vorhergehenden näher bestimmt, mit andern Worten, das Prädikat zu diesem bildet, während dieses zu jenen sich als Subjekt verhält.

In dem Satze: „eine Fabrik verfertigt Hüte aus Papier“ — *svóm* — spreche ich zunächst von der Fabrik, bezeichne dieselbe als thätig, rede nun von deren Thätigkeit, definire dieselbe als Hutmacherei, rede endlich von den gemachten Hüten und sage von diesen, dass sie aus Papier seien. Dagegen wird in der Formel *svmó* von einer Papier verarbeitenden Fabrik gesprochen und erklärt, dass Hüte deren Produkt seien. — *óvsm* ist richtig, wenn die Hüte oder deren Fabrikation, *mvsó*, wenn das Papier oder dessen Verwerthung das Thema, worüber ich reden will, also mein psychologisches Subjekt bildet; und so lässt sich das Gesetz bei Zuhülfenahme der Faktoren *o* und *z* durch eine Menge weiterer Beispiele verfolgen, und immer wird es sich bewahrheiten. Aber wohl gemerkt, ich habe das Gesetz zunächst nicht als ein allen Sprachen gemeinsames, sondern nur als dasjenige aufstellen wollen, nach welchem sich im Deutschen die Anordnung der Satztheile bestimmt. Der Sprachgebrauch hat auch hier Schranken gesetzt, namentlich für die Stellung von Subjekt und Verb, durch die feste Stellung des Adjektivs, das in seiner attributiven Anwendung nur vorangesetzt werden, also nur Theil vom Theile, nie selbstständiges Satzelement sein kann, und durch die später zu behandelnden Beschränkungen in der Stellung des Verbums.

§. 16. Das Gesetz des deutschen Satzbaues dürfte psychologisch leicht zu erklären sein. Versetzen wir uns zunächst auf den Standpunkt des Anhörenden. Jeden neuen Satztheil, den er vernimmt, verbindet er mit der Gesammtheit der vor-

hergehenden zu einer neuen Einheit, jeder liefert einen neuen Strich in das Bild, das er empfängt, macht dies bestimmter, deutlicher, ist ein Prädicat. Und wenn der Redende stockt, so hilft ihm der Hörer mit einer Frage wieder auf die Fährde, hält ihm das unvollendete Bild vor und zeigt ihm dessen Lücken. Gesetzt, es will mir Jemand sagen: „Morgen — schreibe ich — einen Brief — an meinen Vater;“ er stockt aber an einer der mit einem Gedankenstriche bezeichneten Stellen. Da werden dann meine Fragen jenachdem lauten: Was ist morgen? — Was schreibst Du morgen? — An wen schreibst Du (morgen) einen Brief?

§. 17. Wie ist aber der Vorgang im Geiste des Sprechenden? Der hat den Gedanken, den er aussprechen will, fertig, ehe er zu reden anfängt. Aber ich glaube, es geht ihm, wie dem schaffenden Künstler: seiner Seele schwebt das fertige Bild vor. In welcher Reihenfolge wird er es ausführen? Da giebt es denn hier gewisse technische, dort gewisse grammatische Regeln, die unumstösslich sind, und von denen die letzteren mindestens so zur zweiten Natur geworden sein sollten, dass sie ein besonderes Nachdenken nicht erheischen. Darüber hinaus kann man freilich noch Form und Ordnung der Ausführung zum Gegenstande der Ueberlegung machen, skizziren und Cartons anfertigen, ehe man zu malen, concipiren und memoriren, ehe man zu reden anfängt. Allein Letzteres bildet bekanntlich die Ausnahme: der Gedanke ist fertig, — ihn aus seinen Bestandtheilen zu reconstruiren ist Sache der Sprache und geschieht durch das Sprechen und mit diesem. — Nun zurück zum Maler. Er macht eine Mondscheinstudie, wählt dazu als Landschaft eine Waldlichtung und belebt das Ganze durch ein Rudel ässender Rehe. Oder er macht eine Baumschlagstudie, wählt Mondscheinbeleuchtung und bedient sich zur Belebung des Bildes wieder des nämlichen Mittels. Oder endlich er macht das Rehwild zum Thema seiner Studie und wählt Waldlandschaft und Mondlicht zur Scenerie. Und wenn ich das Bild gesehen habe und beschreiben will, so werde ich natürlich bei dem anfangen, was mir als sein Thema erschien, und dann seine Ausführung vom Allgemeineren zum Besonderen

fortschreitend beschreiben. Aber wohlgemerkt: dabei liegt zunächst das Bild in meiner Erinnerung, und diesem erst wieder das Bild des Malers zu Grunde, jenes, nicht dieses, baue ich vor Dir auf; und dasselbe thue ich, und genau nach denselben Grundsätzen verfahre ich bei jedem meiner Gedanken, den ich Dir redend mittheile: erst das Was, dann das Wie.

Das von mir gebrauchte Bild sollte natürlich nur verdeutlichen, nicht beweisen; einer Verdolmetschung bedarf es aber wohl nicht. Mir scheint das deutsche Satzordnungsgesetz so einfach, seine psychologische Erklärung so naheliegend, dass ich versucht wäre, es für das ursprünglich allen Sprachen gemeinsame zu halten, wüsste ich nicht, was es mit apriorischen Speculationen auf sich hat.

§. 18. In manchen der uns nächstliegenden Sprachen hat der Gebrauch innerhalb weniger Jahrhunderte die Freiheit der Wortstellung eingeschränkt; man vergleiche das Französische des Rabelais mit dem des Voltaire, unser heutiges Deutsch mit dem der Reformationszeit. Das Französische hat nicht immer die Farbenadjektiven nachgestellt, sonst wäre kein Rougemont, kein rouge-gorge möglich. Sprachen, die das Congruenzgesetz haben, besitzen die Voraussetzung zu einer grossen Beweglichkeit in der Wortstellung. Diese war, so scheint es, ehemals Gemeingut aller Zweige des indogermanischen Stammes. Die meisten, wo nicht alle, haben von jener Beweglichkeit eingebüsst, haben, eine jede in ihrer Art, von der ursprünglich vorhandenen Fülle der Möglichkeiten einzelne als Regeln für sich gewählt, auf die anderen verzichtend, und darum konnten sie in dieser Hinsicht soweit auseinandergehen, wie sie gegangen sind. Aber sieht man von diesen usuellen Einschränkungen ab, so dürfte sich wenigstens in den germanischen, romanischen, slavischen und griechischen Sprachen der nämliche Grundsatz nachweisen lassen wie im Deutschen. Ich mag den Leser nicht durch Vorführung weiterer Beispiele an dieser Stelle ermüden; wie sie zu wählen und wie sie zu prüfen sind, weiss er ja.

V. Rückblick auf meinen vorigen Aufsatz.

§. 19. Als ich meine „Ideen“ schrieb, lag mir der Gedanke an eine verschiebbare, richtiger wandernde Grenze, wie ich sie vorhin geschildert, noch fern. Ich ging damals vom Standpunkte Eines aus, der reden, seine Gedanken mittheilen will; dieser will die Aufmerksamkeit der zweiten Person auf Etwas lenken, und sie über dieses Etwas das nachdenken lassen, was er ihr darüber sagt. Für ihn wird die Grenze zwischen psychologischem Subjekte und psychologischem Prädicate eine gegebene, feste sein, ohne sich darum für Andere aus der Fassung des Satzes allein zu ergeben.

§. 20. Der Satz laute: „Dort spricht N. mit X.“

Erster Fall: Ich weise mit dem Finger auf zwei beisammenstehende Personen und erläutere Dir das Dort, auf das ich Dich aufmerksam mache, indem ich Dir sage, was dort geschieht.

Zweiter Fall: Wir Beiden sehen zwei Personen miteinander sprechen; ich erkläre Dir, wer die Redenden sind.

Dritter Fall: Wir sehen den Dir bekannten N. mit einem Anderen reden; ich erkläre Dir, wer der Andere ist. — In diesem Falle ist also: „dort spricht N.“ psychologisches Subjekt. Dasselbe ist das Produkt dreier Faktoren — hier einzelner Wörter. — Diese lassen sich umstellen: „N. spricht dort“ ohne dass das Ergebniss für den ganzen Satz ein anderes würde; denn dieser giebt auch dann Auskunft darüber, mit wem N. dort spreche; der Hauptabschnitt im Satze, wenn ich so sagen darf, die psychologische Copula fällt immer vor die beiden letzten Worte: „mit X.“ Allein innerhalb des psychologischen Subjektes ist durch jene Umstellung eine Veränderung erfolgt, denn nun ist „dort“ nähere Bestimmung (Zwischenprädicat) zu „N. spricht“, während zuvor das Umgekehrte der Fall war: das Dort wurde durch „spricht N.“ näher begrenzt.

§. 21. Was mich auf meine „Ideen“ brachte, waren Beobachtungen an Sprachen, in denen die Stellung der grammatischen Redetheile im Satze eine wenig veränderliche ist,

wie die indochinesische, das Mandschu, das Japanische und die malaiischen und polynesischen Idiome. Anscheinende Anomalien, Inversionen in ihnen fielen mir auf, ich suchte sie mir zu erklären und fand die Erklärung in der Annahme eines gemeingültigen Gesetzes. Das satzeröffnende Adverb zum Beispiel haben auch die malaiischen Sprachen. In diesen steht aber das bestimmende Wort — Adverb, Objekt, Adjektiv, Genitiv — stets hinter dem von ihm bestimmten. Folglich ist hier die Erklärung, ein solches Adverb sei als Adverb für den ganzen Satz bestimmend, unzulässig weil dem Sprachgenius zuwider. Im Mandschu, Japanischen, Chinesischen wäre sie eher einleuchtend, denn hier tritt stets die nähere Bestimmung vor. Soll man aber darum die nämliche Erscheinung hier so, dort anders erklären?

VI. Begränzung der Begriffe „Wort“ und „Satz.“

§. 22. Das Problem ist, ein Gesetz zu finden, nach welchem für alle Sprachen die Frage, was ist Wort, was ist Satz, — was ist Hülfswort, was Wortbestandtheil, sich beantworten liesse. Es soll ein gemeingültiges Gränzmal errichtet werden: giebt es aber eine gemeingültige Gränze? giebt es nicht Sprachen, in welchen die Gränze eine fliessende ist, und giebt es wohl solche, in welchen sie consequent besteht? Ist die Unterscheidung, von der wir reden, eine qualitative, gegensätzliche, oder ist sie nur eine quantitative, etwa wie die Grade an einem Thermometer?

Die folgenden Bemerkungen sollen die Aufgabe nicht lösen, sie sollen nur einiges Material zur Lösung beitragen. Auf die vielen feinen Beobachtungen, welche gerade in dieser Hinsicht Steinthal's Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues und dessen Werk über die Mande-Negersprachen enthält, brauche ich meine Leser wohl nicht erst hinzuweisen.

§. 23. Es giebt Redeformen, in welchen das Wort ausserhalb jeglicher Satzverbindung, selbständig auftritt. Dahin rechne ich:

1) alle Interjektionen einschliesslich der lautnachahmenden,

2) die (adverbialen und adjektivischen) Exclamationen, z. B. reizend! entsetzlich! die sich den Interjektionen anreihen;

3) die Vocative;

4) die Imperative, mindestens sofern sie das Subjekt unausgesprochen und unangedeutet lassen.

Nicht hierher zähle ich dagegen die aus einem einzigen Worte bestehenden Antworten, denn diese führen keine selbständige Existenz.

Jene Redeformen sind die einfachsten und gewiss die naivsten. Die ersten Worte, die wir aus dem Kindermunde vernehmen, gehören ihnen an. Wollen und Nichtwollen, oder, was auf dasselbe hinaus kommt, Lust und Unlust sind es wohl zunächst, die zu diesen ersten Sprachversuchen anreizen und in ihnen Ausdruck finden. Für uns haben sie nur ein indirektes Interesse: es galt zu bezeichnen, was ausserhalb des Satzes liegt, also hier nicht in Frage kommen kann.

§. 24. Dass ein einzelnes Wort einen ganzen Satz repräsentiren kann, ist bekannt. Ich denke dabei nicht an jene Weglassungen des pronominalen Subjekts, die in manchen Sprachen, z. B. im Chinesischen, Mandschu so häufig sind, sondern an Sprachen, deren Verben Personalformen besitzen und die das Subjekt ausdrücklich zum Bestandtheile des Prädikatswortes machen können, an Wörter wie lateinisch: intelligo, magyarisch: tudom. Die einverleibenden Sprachen der Urbewohner Amerikas und der Basken zeigen, wie weit in dieser Hinsicht die Möglichkeiten gehen.

§. 25. Da hätten wir das Wort als Satz. Beispiele vom Gegentheile, von der Behandlung des ganzen Satzes als einer Worteinheit, liegen nicht minder nahe. Den Kindern verspricht man bei uns zu Lande scherzweise zu Weihnachten „ein goldnes Nichtschen und ein silbernes Wart'einweilchen", der Blumenname „Vergissmeinnicht" ist bekannt, und eine Art weiblicher Kopfbekleidung nannte man auf Englisch: Kiss-me-quick, „küsse mich geschwind'," — deutsch: der Gottseibeiuns. Dahin gehört eine grosse Menge Eigennamen, wie Sick — dich — für (= sieh dich vor), Ortschaft in Thüringen, Wieduwilt, Gerath-

wohl, Thumirnicht, französisch Boileau, italienisch Bevelacqua, Alles Familiennamen, deren beiden letzteren der des ungarischen Maguatengeschlechtes Bórnemisza = „er trinkt keinen Wein" ähnelt. Die Gewohnheit der Hebräer, ganze Sätze als Rufnamen zu verwerthen, ist bekannt, und unser Fürchtegott, Dienegott sind analoge Erscheinungen. Das sächsische Städtchen Geringswalde wird in der Umgegend scherzweise „Dessdich" genannt, angeblich nach einem dort beliebten Fluche: „dass dich . . . . !" — Die griechische Sprache konnte vermittelst ihres Artikels in ebenso naiver wie feiner Weise Sätze als Substantiva behandeln; ich erinnere an die Aristotelischen Formeln *τὸ τί ἐστιν* u. s. w.

§. 26. Eine eigenthümliche Erscheinung bietet das Sanskrit. Hier bildet der Satz eine Einheit für Auge und Ohr. Für das Auge vermöge der Schrift; diese, ein Mittelding zwischen Alphabet und Syllabar, reiht bekanntlich alle Buchstaben eines Satzes in ununterbrochener Folge an eine, nur oberhalb des bh und dh Unterbrechung leidende Linie und verbindet jeden Consonanten oder Consonantencomplex mit dem darauf folgenden Vocale zu einem Ganzen, auch wenn dieser Vocal der Anlaut eines neuen Wortes ist. Für's Ohr durch die Lautgesetze, denen zufolge der Auslaut des einen Wortes durch den Anlaut des anderen beeinflusst, und beim Zusammentreffen zweier Vocale im Aus- und Anlaute, bald durch Verbindung Beider zu einer Länge oder einem Diphthongen, bald durch Elision, bald durch Verwandlung des wortschliessenden i, u, ri in die entsprechenden Halbvocale der Hiatus vermieden wird.

§. 27. Im Chinesischen bedeutet ì-kù (durch . . . . Ursache) soviel als „wegen." Zwischen beide Wörter wird das, was die Ursache ist, als Genitiv eingeschoben. Das kann nun aber auch ein ganzer, manchmal ein recht langer Satz sein, und wir, die Uebersetzer, müssen dann die Präposition „wegen" durch die Conjunktion „weil" ersetzen, — der Chinese kennt diesen Unterschied nicht.

Freilich wenden auch wir den Demonstrativartikel dass und die Präposition ob, die Engländer ihr for als Conjunktionen

an, allein das Sprachgefühl unterscheidet die doppelten Funktionen dieser Wörter, jenachdem sie Substantiva oder ganze Sätze regieren, zu scharf, als dass hieraus allein weitere Schlüsse gezogen werden dürften. — Den Accusativus cum infinitivo darf man erst recht nicht hierher ziehen, weil es ihm an dem Merkmale eines Satzes, am verbum finitum fehlt. Dasselbe gilt von den participialen Construktionen.

VII. Die Stellung des verbum finitum im Deutschen.

A. Im Hauptsatze der mittheilendeu Redeform.

§. 28. Grundgesetz scheint mir nach dem heutigen Stande unserer Sprache zu sein, dass in der mittheilenden Redeweise das verbum finitum des Hauptsatzes immer die zweite Stelle einnimmt. Die erste Stelle kann inne haben:

1) das grammatische Subjekt, das wieder mehr oder weniger einfach oder complicirt sein kann: ich || sah ihn gestern Abend; jeder — vernünftige — Mensch || wird ihm beipflichten; der — mir — gestern — schon — verdächtig — vorgekommene — Hund || soll toll gewesen sein; hören — und — verstehen || ist zweierlei; Jeder, der — auch — nur — einige — Worte — mit — ihm — gewechselt — hat || ist von ihm entzückt. — Es kann

2) das direkte oder indirekte Objekt des Hauptverbums oder das verbale Objekt eines Hülfsverbums den Satz eröffnen: Mich || hast Du gewiss nicht gesehen; Dir || steht es, wie ein Rasender zu toben! Jedem — der — es — mit — erlebt, || bleibt der Eindruck unvergesslich; Dir — oder — mir || gilt das; gesprochen || habe ich ihn nicht —

3) kann ein Adverb oder dessen Aequivalent (adverbiale Redewendung, Adverbialsatz, Ablativ, Locativ, Instrumentalis u. dgl.) zu Anfange des Satzes stehen: oft || begegnet man ihm; mit — Speck || fängt man Mäuse; als — Schriftsteller || wird er sehr geschätzt; unter — dem — Krummstabe || ist

gut wohnen; wo — die — Noth — am — grössten — ist, || ist Gottes-Hülfe am nächsten. — Endlich

4) kann das Prädicatsnomen vorantreten: dumm || ist er nicht, aber faul; ein Drache || scheint es von Gestalt.

§. 29. Dass dieses Gesetz vom zweiten Platze — man erlaube den Namen — kein ganz ausnahmsloses ist, lässt sich leicht erweisen. Wenn Volkslieder anfangen:

War einst ein jung, jung Zimmergesell —

oder:

Sass ein Eichhorn
Auf dem Heckendorn, —

so entspricht dies noch heute der Redeweise unserer unteren Volksschichten. Es ist familiär und darum gewiss nicht naturwidrig. Es befremdet uns nicht, nein, es heimelt uns an, wenn wir im Götz lesen: „Steht eine Burg an der Jaxt, ist Jaxthausen geheissen" u. s. w. Allein ich wage nicht zu entscheiden, ob in jenen Beispielen nicht wirklich die Ellipse eines unpersönlichen es vorliegt, und ob es nicht just die Bequemlichkeit, die zu der Weglassung geführt hat und sich in ihr bekundet, ist, die uns dabei behaglich anmuthet. Genug, der Damm hat ein Loch, und die Kenner unserer Sprachgeschichte mögen entscheiden, ob hier von Anbeginn eine Oeffnung gelassen, oder ob eine solche erst im Laufe der Zeit ausgespült worden ist. Sie werden uns auch sagen können, ob der Anfang eines bekannten Chorales:

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen

jemals sprachgerecht gewesen sei.

§. 30. Immerhin muss das Sprachgefühl, das uns dem verbum finitum jene zweite Stelle anweisen heisst, lebhaft und mächtig genug sein. Was ist unser unpersönliches „es" (z. B.: es geschehen Zeichen und Wunder) anders als ein vorläufiges Surrogat für das grammatische Subjekt, so zu sagen eine Abschlagszahlung darauf? Aber nur so zu sagen, denn an der Hauptschuld wird dadurch nichts gemindert, — der Satz hat zwei grammatische Subjekte, von denen das eine Alles bedeuten kann und darum Nichts bedeutet. Wozu der Pleonas-

mus? was würde uns hindern es zu machen wie so manche andere Indogermanen, z. B. die Spanier, die unbedenklich den Satz mit dem Prädikatsverbum eröffnen, so oft es ihnen gut dünkt. Es muss eine Art Ordnungsliebe, meinethalben unbewusste Pedanterie sein, unter deren Einflusse wir stehen. Ich möchte den deutschen Satz einem Schranke mit drei Fächern vergleichen. Was das erste Fach enthalten kann, haben wir vorhin gesehen. Das zweite, engste, enthält ein für allemal das verbum finitum. Das dritte ist das geräumigste, denn dahinein muss Alles, was noch nicht untergebracht ist. Nun kommt es aber oft genug vor, dass dem Verbum die erste Stelle gebührt, weil alle übrigen Satztheile sich zu ihm als psychologisches Prädikat verhalten. Dann müsste also das erste Fach leer bleiben, — aber nein! ein horror vacui drängt uns etwas hinein zu thun und wären es auch nur ein unbeschriebenes Blatt Papier oder was es sonst Nichtssagendes giebt.*)

§. 31. Dasselbe Gefühl aber, welches dem Hauptverbum nicht den ersten Platz gönnt, duldet auch nicht, dass es auf den dritten, vierten oder einen späteren zurückgedrängt werde. Man kann Vielerlei in das erste Fach thun. immer aber nur Einerlei auf einmal; Nominative dürfen nicht mit Accusativen, Beide nicht mit Dativen, alle drei nicht mit Adverbien zusammentreffen u. s. w. Es leuchtet ein, dass hierbei oft das Gesetz vom zweiten Platze die Durchführung jenes Grundsatzes

---

*) Das Schwedische bietet die nämliche Erscheinung; auch hier tritt: det, es, vor das satzeröffnende Verbum, so am Anfange eines Volksliedes:

Det står ett ljus i Österland
Es steht ein Licht im Osterland.

Ein anderes Lied hebt an:

Gick jag mig uti lunden gröna,
Ging ich (mich) in den grünen Hain.

Hier wäre det als Pronomen III. Pers. natürlich nicht am Platze. — Die zweite Strophe eines spanischen Liedes beginnt:

Hizieron en duras peñas
Mys lagrimas sentimiento —
Es machten auf harte Felsen
Meine Thränen Eindruck.

beeinträchtigt, wonach jedes folgende Satzglied psychologisches Prädikat der Gesammtheit der vorausgegangenen Glieder sein soll (IV). Manus manum lavat scheint mir besser als unser: eine Hand wäscht die andere; denn das Sprüchwort redet von der Beziehung zwischen Hand und Hand, das ist zwischen Gleich und Gleich, und erklärt, dieselbe bestehe im Einander-Waschen, — soll heissen: in der gegenseitigen Hülfeleistung. Nach der deutschen Uebersetzung aber könnte es sich ebensogut ums Händewaschen handeln, und von diesem ausgesagt werden, dasselbe geschehe durch gegenseitige Thätigkeit der Hände. — Das Einschalten eines Adverbialsatzes zwischen Subjekt und Prädikatsverbum ist oft von vortrefflicher Wirkung, wo es gilt, das Subjekt in seiner augenblicklichen Lage, Stimmung, Gesinnung darzustellen, und ans dieser heraus seine Handlung folgen zu lassen. „Cäsar, bevor er den Rubicon überschritt, hielt eine Ansprache an sein Heer,“ ist gewiss sachgemässer als: „Cäsar hielt, bevor er u. s. w.“ oder gar: „Bevor Cäsar u. s. w., hielt er . . . .“; sprachgemässer aber ist die Ordnung in den beiden letzteren Sätzen; und Wendungen wie jene erstere möchte ich für Latinismen halten, die man sich gern gefallen lässt, wenn sie durch logisch-stylistische Feinheit ersetzen, was ihnen an grammatischer Regelmässigkeit abgeht.

§. 32. Woher nun, bei der sonstigen Beweglichkeit unseres Satzbaues, diese Stabilität des Verbums? Sollte wohl ursprünglich ausser der wandernden noch eine Hauptgrenze zwischen psychologischem Subjekte und Prädikate bestanden — vgl. V — und das Verbum finitum die Funktion gehabt haben, das psychologische Prädikat zu eröffnen? Das ist eine Hypothese, vielleicht eine von vielen möglichen, über deren Richtigkeit Kenner unserer Sprachgeschichte am besten werden urtheilen können.

B. Conditional- und Concessivsätze durch Inversion.

§. 33. Dem Deutschen und mit ihm mehreren neugermanischen Sprachen ist es eigen, Adverbialsätze ohne Hülfe von Conjunctionen durch blosse Stellung des verbum finitum an

den Anfang des Satzes — richtiger Satztheiles — zu bilden. Solche Sätze entsprechen rücksichtlich der Anordnung ihrer Glieder genau den Frage- und Wunschsätzen, sind aber im Gegensatze zu diesen blosse Nebensätze, zunächst von conditionaler, hypothetischer Bedeutung.

„Brichst Du mich, so stech' ich dich!" warnt das Röslein auf der Haide. An das „Wenn" reiht sich das „Wann, so oft:" z. B. ist er bei Laune, so giebt es keinen besseren Gesellschafter als ihn, englisch: when he is in good humour etc. Erst durch das Hinzutreten von Hülfswörtern wie „auch, gleich, schon" im Vorder- „doch, dennoch u. s. w." im Nachsatze werden derartige Sätze zu concessiven, und es ist charakteristisch, dass die entsprechenden Conjunctionen wennauch, wennschon, wenngleich, obschon, obgleich lauten.

Welches ist nun die Bedeutung, der Werth, welches der Ursprung dieser Sprachform?

§. 34. Mit der Betonungstheorie kommen wir auch hier nicht zu Fache. Die Vordersätze: „Spricht X mit Y" und „wenn X mit Y spricht" lassen es dahin gestellt, wo der Nachdruck zu ruhen habe. In beiden können

1) X,
2) mit Y, oder
3) spricht
oder 4) X mit Y
oder 5) mit Y spricht

die betonten Satztheile sein und der Nachsatz zu beiden kann lauten:

1) so brauche ich es nicht,
2) so hat er sich an den Rechten gewandt, oder
3) so braucht er nicht an ihn zu schreiben, oder
4) so können Andere nicht zu Worte kommen, oder
5) so kann er sich den Brief an Z ersparen.

Mir scheint aber gerade in dem Falle unter 3 die Inversion weniger am Platze; ich würde sie, wenn ich das verbum finitum betonen will, nur dann anwenden, wenn die folgenden Worte an sich leicht wiegende sind, wie in dem Satze: „Brichst Du mich, so stech' ich Dich," oder in der Devise: „Rast'

ich, so rost' ich.“ Hier wäre die Formel: –́⏑⏑‖⏑|–́⏑⏑ oder: –́⏑‖⏑|–́⏑. Man vergleiche dagegen die Sprüchwörter: Trittst Du mein Huhn, wirst Du mein Hahn, — prügelst Du meinen Juden, prügle ich Deinen Juden. Hier wäre die Formel etwa: –⏑⏑–́‖–⏑⏑–́ oder –⏑⏑–́⏑‖–⏑⏑–́⏑.

§. 35. Eine gewisse Energie ist der Inversion nicht abzusprechen; Hülfswörter geben ja stets der Rede etwas Mattes, Schleppendes. Allein aus Liebe zur Kürze macht man wohl eine Ellipse, aber keine Inversion. — Die folgenden Bemerkungen werden nicht die Erscheinung erklären, sie werden aber vielleicht einigen Anhalt für die Erklärung bieten, die vollständig nur mit Zuhülfenahme der Sprachgeschichte geliefert werden kann.

§. 36. Wie erwähnt, haben wir genau die nämliche Gliederfolge im Fragesatze; mit anderen Worten: nimm einen durch Inversion gebildeten Bedingungssatz und streiche der zugehörigen Folgesatz weg, so bleibt die Frage übrig. Und zwar eine Frage ohne Fragewort, also, wie wir später sehen werden, eine solche, die nur ein Ja oder Nein als Antwort heischt. Dies Letztere kennzeichnet Art und Grad des der Frage zu Grunde liegenden, in ihr bekundeten Nichtwissens. Just ebensoviel ist mir aber fraglich bei einem Satze, welchen ich zur Bedingung mache.

§. 37. Nun ein zweites Experiment. Man lasse den Folgesatz stehen, setze aber hinter den Bedingungssatz ein Fragezeichen, schalte nach diesem die bestätigende Antwort, also nach einer positiven Frage ein „Ja,“ nach einem negativ gestellten ein „Nein“ ein, so wird z. B. aus: „Bleibst Du hier, so leiste ich Dir Gesellschaft,“ nunmehr ein Gespräch:

A. Bleibst Du hier?
B. Ja.
A. So leiste ich Dir Gesellschaft.

Nun streiche man die Antwort des B weg: was bleibt dann anders übrig, als eine der alltäglichsten Spracherscheinungen? „Gehst Du nach Hause? ich gehe mit;“ Regnet es? Da nehme ich meinen Schirm mit.“ „En veux-tu? je t'en donnerai,“ — und Aehnliches kann man täglich hören. Man

erspart oft dem Gefragten die Antwort, nimmt an, diese laute bestätigend und knüpft daran seine Folgerungen. Darin liegt auch die materielle Aehnlichkeit dieser Redeweise mit unsern Bedingungssätzen. Ein Unterschied besteht aber doch: wenn ich Dich frage, so halte ich Dich für einen Wissenden; knüpfe ich hingegen eine Behauptung an eine Bedingung, so gilt es mir gleich, ob Du um das Zutreffen oder Nichtzutreffen der Bedingung weisst oder nicht; Du hast keine Veranlassung Dich mir gegenüber darüber zu äussern, denn Du bist es, nicht ich, der etwas erfahren soll. Und doch scheint mir dieser Unterschied nicht tiefgreifend genug um die Genesis des Bedingungssatzes aus dem Fragesatze zu wiederlegen.

§. 38. Wunsch- und Drohreden wie: „Wärst Du da!" „Wenn ich dich treffe!" sind bekanntlich nur Bedingungssätze, bei denen oft, wie hier, der Nachsatz der Phantasie des Hörers überlassen bleibt.

Was endlich diese Inversion syntaktisch vor der Satzbildung durch Hülfswörter auszeichnet, wird sich im nächsten Abschnitte ergeben.

C. Die Verwandlung von Sätzen in Satztheile und die beiläufigen Prädikate; die Einschachtelei.

§. 39. Wie wir unter IV, gesehen, ist im Deutschen jedes folgende Satzglied psychologisches Prädikat des oder der vorhergehenden. Satzglied, sage ich, nicht Wort, — denn ein Satzglied kann aus mehreren, ja aus sehr vielen Wörtern bestehen, Was characterisirt es als solches, was giebt dem Deutschen Satze seine Gliederung?

§. 40. Wir fassen wieder einzig und allein die Wortstellung ins Auge. Bei dem Gesetze vom zweiten Platze haben wir gesehen, wie der Satz aus drei Abtheilungen bestehe, von denen die erste und zweite nur je ein Glied, die dritte aber deren beliebig viele enthalten könne. Damit wären die ersten zwei Glieder erkennbar begränzt, nicht aber die folgenden unter sich. Folglich muss die Antwort auf unsere Frage wo anders gesucht werden.

§. 41. Was die Paläontologie für die Wissenschaft von der organischen Natur, das ist für die Wortstellungslehre die Kunde von den zusammengesetzten Wörtern. Diese sind die engste Verbindung mehrerer selbständiger Wortindividuen zu einem einzigen; die Einzelexistenz hört hier auf zu Gunsten der zu schaffenden neuen Einheit. Loser, aber verwandt ist die Verbindung mehrer Wörter zu einem Satzgliede; hier sind die Individuen unter sich selbständig, sonderlebig, wenn der Ausdruck gestattet ist; ihre Gesammtheit aber bildet allen Draussenstehenden gegenüber eine Einheit. Von vornherein ist anzunehmen, dass solche Einheiten nach ähnlichen Grundsätzen gebildet, in ihnen die Elemente in ähnlicher Weise geordnet seien, wie in den Compositis. Und die Erfahrung bestätigt dies.

§. 42. Im Deutschen gilt, wie im Sanskrit und Griechischen, das Gesetz, dass in zusammengesetzten Wörtern die nähere Bestimmung, das beiläufige Prädikat, vorantritt. Man denke an Wörter wie Vaterhaus, gottvergessen, ruhmgekrönt, Schwarzseher, Dreifelderwirthschaft u. s. w.*)

§. 43. Nun verfolgen wir die Erscheinung weiter. Das Thema sei: „ein Pferd." Wir bestimmen den Begriff näher durch Bildung eines Compositums: „ein Reitpferd," dann noch näher durch Einschaltung eines Adjectivums: „ein junges Reitpferd," und meinethalben noch näher: „ein braunes, noch junges, aber durch einen unserer besten Bereiter, Herrn N in X, vortrefflich auf alle Gangarten geschultes englisches Reitpferd." Gewiss ist hier der Fortschritt wahrnehmbar, aber ebenso gewiss ist er nur ein quantitativer, nicht ein qualitativer. Das eigenthümliche der Erscheinung besteht darin, dass zwischen „ein" und „Pferd" eine immer wachsende Zahl Prädikate ein-

*) Wörter wie Taugenichts, *Φιλόστρατος* scheinen eine Ausnahme zu machen; in ihnen ist das Verbum mit seiner näheren Bestimmung unbeschadet der beiderseitigen Stellung verwachsen Dass lateinische Composita, wie Jupiter, respublica, paterfamilias nur lose aneinander hängen, beweist die Art ihrer Declination. Benedicere, litigare, damnificare, circumducere u. s. w. dagegen entsprechen dem Gesetze, das ursprünglich allen indogermanischen Sprachen gemeinsam gewesen sein muss.

geschaltet worden; ihre Stellung ist, — recht bezeichnend — eine parenthetische, sie sind syntaktische Infixe.

§. 44. Soviel für jetzt von den näheren Bestimmungen des Substantivs, von der Bildung adjectiv-substantivischer Wortcomplexe. Wo Verben mit ihren Ergänzungen zu einem Satzgliede vereinigt werden, geschieht dies durch den gleichen Prozess: „Du streitest Dich manchmal mit mir“ — aber: „um Dich manchmal mit mir zu streiten.“ — X lieh gestern von Y ein Buch“ aber: „als, dass, weil X gestern von Y ein Buch lieh.“ Schliesslich, um zu den Compositis zurückzukehren, noch ein Beispiel: „Er schleift Scheeren; weil er Scheeren schleift, nennt man ihn den Scheerenschleifer.“

§. 45. Jetzt wird der Unterschied zwischen den durch Inversion und den durch „Wenn“ gebildeten Bedingungssätzen einleuchten. Dort hatten wir formell selbständige Sätze, die nur durch äussere Umstände in die Stelle von Satzgliedern zurückgedrängt worden sind, und jederzeit unbeschadet ihrer Gestaltung durch blosse Lostrennung auch zur materiellen Selbständigkeit gelangen können. Sie sind gegliedert, die Sätze mit „wenn“ dagegen sind selbst nur Glieder, unfähig je zu einer Eigenexistenz zu gelangen; was dort psychologisches Prädikat, ist hier blosse Parenthese, Theil vom Theile, und als solcher syntaktisch gekennzeichnet.

§. 46. „Vergiss nicht das erste Wort, wenn Du beim letzten angelangt bist!“ sagt Tegnèr. Vielleicht hätte er von seinem Standpunkte aus richtiger gesagt: vergiss das zweite nicht; denn der schwedische Uebersetzer wird, wie der englische, französiche, italienische und mancher andere, sehr oft das letzte Wort des deutschen Satzes gerade hinter dem zweiten Satzgliede einschalten müssen. „Er ist gestern mehrere Male bei mir gewesen“ heisst auf Schwedisch: „han har varit (er hat gewesen) i går flera gång hos mig (gestern mehrere Male bei mir). „Wenn Du sie weinen siehst: når du ser henne gråta (wenn Du siehst sie weinen). Kein Wunder, dass es Ausländern unheimlich wird in dem scheinbaren Labyrinthe unseres Satzbaues, denn für sie ist es ein Labyrinth, ein Wirrsal. Geht es ihnen etwa wie armen Leuten in einem grossen Palaste?

Ist nicht gerade das, was man Schachtelsystem nennt, vernünftig angewandt ein herrliches Mittel, die Haupt- und Unterabtheilungen des Gedankens gegeneinander förmlich und verständlich abzuheben, ein logischer und ästhetischer Vorzug? Man unterschätze den deutschen Stil der Zopfzeit, den der Canzleien des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts nicht. Wer die wuchtige Fülle und das architektonische Gleichmaass einen ciceronianischer Periode zu würdigen, aber den Unfug der zeitüblichen Fremdwörter für den Augenblick zu übersehen weiss: dem werden Schöpfungen wie die churfürstlich Sächsische Prozessordnung von 1622 als Meisterwerke deutscher Satzbaukunst erscheinen, ebenbürtig so manchem Erzeugnisse römischer Stilkunst. Jetzt allerdings, da uns jene sylbenreichen, schwerwiegenden Bindewörter, die allein in die Symmetrik eines reichgegliederten Satzes hineinpassen, da uns jene „allermaassen, sintemalen, jedennoch" und wie sie hiessen, abhanden gekommen sind, jetzt dürfen wir die Gefügigkeit unserer Syntax nur noch ausnahmsweise zu umfangreicheren Satzgebilden verwerthen. Denn wo die Macht unserer Sprache, da liegt auch ihr Gebrechen. Welche Literatur der Welt könnte stilistische Missgeburten aufweisen wie sie von manchen, leider nicht den geringsten Vertretern deutschen Geistes jahraus jahrein in die Welt gesetzt werden. Welch schmachvoll liederliche Sprachverhunzung!

D. Die näheren Bestimmungen des verbum finitum — der Fragesatz. —

§. 47. In den vorhergehenden Abschnitten haben wir das verbum finitum auf seiner Wanderung durch den Satz begleitet und dabei versucht seine Bedeutung für die Gliederung des Satzes zu bestimmen. Unter A., haben wir eine Dreitheilung der Periode, unter C., die Art erkannt, wie complizirte Satzglieder der Form nach als solche, das ist als Einheiten zur Geltung kommen. In dem Gesetze vom zweiten Platze erkannten wir eine Einschränkung des Grundgesetzes von der deutschen Satzgliederordnung — Kap. IV; — Abschnitt C., schliesst sich an das Kapitel VI an.

§. 48. Wir greifen auf Absatz A., zurück. Die dritte Abtheilung des mittheilenden Satzes, also Alles was auf das verbum finitum folgt, ist nach dem allgemeinen Gesetze nähere Bestimmung dieses Letzteren. Ist jene dritte Abtheilung mehrgliedrig, so wird die Anordnung der Glieder ihrerseits dem im Kapitel IV., entwickelten Grundsatze folgen, mit anderen Worten, es muss jedes folgende Glied psychologisches Prädikat der vorhergehenden sein. Daraus folgt, dass die Glieder der dritten Abtheilung nicht ohne eine gleichzeitige Modification des Sinnes umgestellt werden können.

§. 49. Bezeichnen wir nun jene drei Abtheilungen mit a, b und c, so erhalten wir nach den vorhergehenden Abschnitten, drei Formeln:

Zu A., die des mittheilenden Satzes: a b c,

Zu B., die der Inversion: b a c,

Zu C., die des Nebensatzes: a c b.

Beispiel: zu A., X | macht | mit Y eine Reise nach Amerika;

Zu B: Macht | X | mit Y eine Reise nach Amerika.

Zu C: (wenn) X | mit Y eine Reise nach Amerika | macht.

Man sieht, kein Glied der Abtheilung c zeichnet sich formell vor den übrigen durch engere Zugehörigkeit zum verbum finitum aus. Dieses steht das eine Mal zwischen „X" und „mit Y," dann vor „X" und endlich hinter „nach Amerika;" so wechseln seine Nachbarschaften. Nur gerade das Regimen „eine Reise," das unsere Constructionsmänner sicherlich dicht hinter das Verbum stellen würden, bleibt immer von diesem getrennt, weil es eben diesmal von den drei Gliedern der dritten Abtheilung das mittelste ist. Wer jetzt noch nicht in dieser Abtheilung ein festes, nach Aussen abgeschlossenes Ganzes erblicken will, der setze unser Beispiel um ins Perfektum oder Futurum. Da ist hat oder wird verbum finitum, und das verbale Regimen eines jeden dieser Wörter, gemacht oder machen, tritt dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach an's Ende der dritten Abtheilung: X | hat | mit Y eine Reise nach Amerika gemacht; hat | X | mit Y eine Reise nach Amerika gemacht; da X | mit Y . . . gemacht | hat. Jetzt wird er-

hellen, dass diese Regimina innerhalb der Satzabtheilung, der sie zugehören einen ebenso festen Platz haben wir die übrigen Glieder derselhen, dass sie sich durch nichts als besonders eng dem verbum finitum verbunden kennzeichnen. Und wenn wir unser Beispiel weiter abändern und sagen: „X hat mit Y eine Reise nach Amerika vor," so ist die Erscheinung analog, vielleicht noch auffälliger; pflegt man doch in dem Falle acb das Adverb vor mit seinem Verbum zu einem Worte zu verbinden: „da X mit Y . . . vorhat."

§. 50. Schon darnach wäre es unzulässig aus der Wortstellung zu weitgehende Folgerungen ziehen, leugnen zu wollen, dass diese verbalen und adverbialen Ergänzungen unter allen Gliedern der dritten Abtheilung das nächste, engst zugehörige Complement des verbum finitum, dass die übrigen Glieder „mit Y eine Reise nach Amerika" ihrerseits erst wieder nähere Bestimmung von „hat . . . gemacht, wird . . . machen, hat . . . vor" sind. Woher nun trotzdem diese Stellung? warum „construirt" der Deutsche nicht auch ausserhalb der Schulstube: X hat vor eine Reise mit Y nach Amerika? Abschnitt C., unseres Kapitels giebt die Antwort: wir haben auch hier einen Fall der parenthetischen Prädikate, und diese Einschachtelung hat auch hier den Zweck und die Bedeutung eine grammatische und logische Einheit zu verkörpern.

§. 51. — Welche Einheit? Hätten wir es nur mit verbalen Complementen zu thun, so dürften wir uns wohl mit der Antwort begnügen: die Einheit der Abtheilung C; denn was diese sonst enthält ist zunächst nur nähere Bestimmung des Verbalcomplementes, welches seinerseits die übrigen Glieder dieser Abtheilung mit dem verbum finitum grammatisch und logisch verbindet. Wo dagegen Verb und Adverb ein trennbares Compositum bilden (vorhaben, anbinden, einstecken u. s. w.), da steht die Sache anders. Da kann von einem Voranstellen des beiläufigen Prädikates nicht mehr, sondern nur von einer Einschiebung, einer Infixion desselben die Rede sein, und dasjenige, wozwischen eingeschoben wird, bildet mit dem Einschiebsel zusammen eine neue Einheit, wenn man will eine Einheit höherer Ordnung. Erkläre ich aber diese Erscheinung

so, dann habe ich auch keinen Grund mehr, jene anders zu erklären, zu sagen, hier ist Voranstellung, dort Einfügung; denn wo sich mir für zwei ähnliche Vorgänge eine gemeinsame Deutung bietet, werde ich nicht jedem derselben eine besondere geben. Was folgt aber daraus weiter?

§. 52. In der Formel abc ist das letzte Glied von c nicht von b zu trennen. Folglich bildet in aussagender Redeform das verbum finitum mit allen ihm folgenden Satzgliedern zusammen eine Einheit bc.

In der Formel acb ist cb mittels des Schlussgliedes von c mit b eng verbunden, und a von c nicht erkennbar geschieden; es fehlt ihr die Cäsur, sie eignet sich zu Nebensätzen, zu Satztheilen, nicht zu vollkommenen Sätzen.

In der Formel bac (hat X mit Y eine Reise . . . . vor) ist zwischen das aufgelöste Compositum hat vor alles Uebrige infigirt. Also auch hier keine Cäsur. Nun ist, wie wir gesehen, bac die Formel der fragenden Redeweise. Der Fragesatz selbst aber ist und will kein selbständiger sein, er verlangt eine Antwort, die ihn ergänze. Und Fragen nach der Formel bac sind die aller-unvollkommensten, denn der ihnen zu Grunde liegende Zweifel betrifft die Copula selbst, das Sein oder Nichtsein, und mit einem Ja oder Nein ist er gelöst. Frage ich: Wen siehst Du? — abc — so weiss ich, Du siehst Irgendwen; frage ich aber: Siehst Du Jemand, siehst Du den N? — bac — so bekunde ich dadurch keinerlei materielles Wissen.

§. 53. Es verhalten sich aber Frage und Antwort zu einander wie psychologisches Subjekt zu psychologischem Prädikate: ich, der fragende, gebe Dir Jenes, Du, der Antwortende, fügst dieses hinzu. Darum ist die Frage materiell keine selbständige Rede; was Wunder also, wenn sie es auch formell nicht ist?

E. Schlussbemerkungen.

§. 54. Das gegenwärtige Kapitel hat, so lang es ist, eine vollständige Theorie der deutschen Wort- und Satzstellungsgesetze nicht geben, es hat nur einige, vielleicht die wichtig-

sten derselben darstellen und thunlichst erklären sollen. Der Stoff ist ein grosser und wahrlich ein feiner. Zwei Gesetze, das von dem fortschreitenden psychologischen Subjekte und das von den infigirten, beiläufigen Prädikaten kreuzen einander fortwährend, wie Aufzug und Einschlag. Dadurch die so zarte und mannichfache Gliederung, darum aber auch die Gefahr für den Darsteller in die Breite zu gehen, statt in die Tiefe.

Geflissentlich habe ich gewisse Ausnahmeerscheinungen bisher übergangen, meine Beispiele so gewählt, dass, denke ich, der Leser aus ihnen kein Aber heraus klauben soll. Es galt ausscheiden, was verwirren konnte. Erst jetzt wage ich es auf ein paar Wahrnehmungen hinzudeuten, die Ausnahmen bilden in unserm Systeme.

§. 55. 1) Gleich die Worte, die ich soeben niedergeschrieben habe: „Erst jetzt — in unserm Systeme.“ Da haben wir eine Satzform, die mehrfach vom Schachtelsysteme abweicht. Letzterem zufolge müsste es heissen: auf ein paar Wahrnehmungen die Ausnahmen von unserm Systeme bilden, hinzuweisen. Relativ- und Adverbialsätze, oft auch andere adverbiale und objektive Wortgruppen dürfen nun solche Ausnahmen machen; ihrer Quantität, ihrem lautlichen wie gedanklichen Gewichte mögen sie dieses Vorrecht verdanken.

§. 56. 2) Der Satz nach der Formel abc laute:

a) Gestern ging ich mit Dir auf den Markt, oder

b) Gestern begegnete ich Dir auf dem Markte.

Nach der Formel acb abgeändert müsste das nun heissen:

a) Als gestern ich mit Dir auf den Markt ging,

b) Als gestern ich Dir auf dem Markt begegnete.

Bekanntlich zieht man aber meist vor, die persönlichen Fürwörter, vermuthlich wegen ihres leichten Gewichtes unmittelbar auf die Conjunktion folgen zu lassen:

a) Als ich gestern mit Dir u. s. w.

b) Als ich Dir gestern u. s. w.

Und ähnlich nach der Formel bac:

„Begegnete ich Dir gestern u. s. w.“

Dass dies möglich ist, möchte ich aus dem Mangel einer Cäsur zwischen a und c erklären.

§. 57. 3) Dass das Adjektiv, das Possessivpronomen, kurz das Attribut eines Hauptwortes oder Eigennamens letzterem voranzustellen sei, ist bekanntlich keine ausnahmlose Regel. Unser Liederschatz bietet Beispiele nachgesetzter Attributswörter die Hülle und Fülle:

— Brüderlein fein,
's muss geschieden sein. —
— Ade nun Herzliebchen, so feine . . . .
— Was zog er aus seiner Tasche?
Ein Messer scharf und spitz . . . .
— Da schloss er seine Aeuglein klar,
Der jung' jung' Zimmergesell.

Göthe hat dies trefflich benutzt:

— Röslein, Röslein, Röslein roth . . .
— stand sie bei ihrem Buhlen süss . . .

— und ich könnte ähnlicher Beispiele noch Dutzende beibringen. Andere neugermanische Sprachen wenden die gleiche Wortfolge in ähnlichen Fällen aber gerade in der traulichen Prosa gern an, so das Englische: Charles dear, sister mine; das Schwedische: moder min, Hilda lilla. Die heutige deutsche Prosa bedient sich dieser Wortstellung namentlich in den allervulgärsten Redensarten, beim Schimpfen und Fluchen: Schaafkopf, einfältiger! Schurke verfluchter!

Dort Kosen, hier Schelten und Wettern, und das Kosen wird zarter, und das Schelten und Fluchen heftiger, gemeiner durch ein und dasselbe Mittel! Wo liegt da das Gemeinsame? Ich glaube darin, dass das nachgesetzte Attribut sein Vorderwort dem Sinne nach (implicite) wiederholt. Darin liegt die Innigkeit im guten und bösen Sinne. Aehnlich ist es wohl mit den nachgesetzten persönlichen Fürwörtern bei liebkosenden oder scheltenden Anreden oder Ausrufen: Ich Thor, ich! Esel Du! Sie kleine Schäkerin, Sie!

VIII. Stellung des Adjektivums im Französischen, — „Sprachgebrauch."

§. 58. Die folgenden Bemerkungen betreffen eine Speciallehre, die unter den Schwierigkeiten der französischen Gram-

matik einen hervorragenden Platz einnimmt. Ich weiss nicht ob über dieselben mehr als eine blosse Anzahl von Regeln, ob ein einheitliches Gesetz, eine zureichende Erklärung der einschlagenden Spracheigenthümlichkeiten bereits aufgestellt worden und anerkannt ist.

— Sprachgebrauch. — Es dürfte hier, wie so oft in unserer Wissenschaft, streng zu scheiden sein zwischen dem Gesetze und den Einschränkungen, welche dieses durch den Sprachgebrauch erlitten hat. — Sprachgebrauch, — wie steht es damit? wie ist er möglich? wie ist es denkbar, dass ein Gesetz, also eine Nothwendigkeit durch Gewohnheit beseitigt werde? Es ist so bequem vom Sprachgebrauche zu sprechen, dass das Wort selbst nachgrade einer gewissen Anrüchigkeit verfallen ist. Für den Grammatiker giebt es keine bequemere Redensart als die: das ist Sprachgebrauch. Und dem Schulfuchse der sie hört ist damit gesagt: die Leute dortzulande reden einmal so und nicht anders, also mache es du ihnen nach! Das heisst freilich unwissenschaftlich sprechen, einpauken statt zu belehren. Einen Sprachgebrauch giebt es aber nichtsdestominder, und das Wort: usus est tyrannus ist und bleibt für den Sprachforscher eine Wahrheit. Falsch ist es nur, wenn man vermeint, mit dem Hinweise auf den Sprachgebrauch allein etwas erklärt zu haben; jeder Sprachgebrauch ist vielmehr eine Sondererscheinung, die nichts erklärt, ehe sie selber erklärt worden ist. Was dieser Faktor aber vermag, davon legt meines Wissens keine Sprache beredeteres Zeugniss ab als die französische. Wer den Decamerone oder den Don Quixote in ihren Urtexten liest, der findet darin eine Beweglichkeit der Satztheile, eine Freiheit in der Anordnung derselben, die an das Lateinische gemahnen und darzuthun scheinen, dass in dieser Hinsicht die lingua rustica nicht viel von dem Reichthume der classischen Sprache eingebüsst haben konnte. Und Rabelais, der bei allen sonstigen Tollheiten seiner Redeweise doch hierin gewiss an den Grundsätzen seiner Sprache nicht gerüttelt hat, beweisst, dass das Französische noch im sechszehnten Jahrhundert einer Mannichfaltigkeit des Satzbaues fähig war, von der die classische Prosa eines Voltaire keine Spur mehr

zeigt. Jene Beweglichkeit war aber durch Gesetze gebändigt, so gut wie die der deutschen Syntax, und das Grundgesetz wird wohl hier wie dort das nämliche gewesen sein.

§. 59. Es fragt sich: was vermochte jene Beweglichkeit zu hemmen, jenes Gesetz zu unterdrücken und an den Platz des Gesetzes Regeln zu stellen? Vielleicht darf man antworten: eben die Regel, sofern dieses Wort das an einer Vielheit von Fällen beobachtete Gemeinsame bedeutet.

Ich stelle mir den Hergang auf zweierlei Art vor: —

§. 60. 1) Die nächste Entstehungsmöglichkeit dürfte die sein: Gewisse Wörter und Redetheile werden ihrem materiellen Inhalte nach nur oder doch vorzugsweise in bestimmten grammatischen Formen oder syntaktischen Verknüpfungen auftreten; in thesi sind andere Möglichkeiten vorhanden, thatsächlich wird aber von diesen überhaupt nicht, oder doch nur höchst selten Gebrauch gemacht. Die Folge wird sein, dass man diese anderen Möglicnkeiten mit der Zeit vergisst, sie für diese Wörter, diese Redetheile ausschliesst, zur sprachlichen Regel heranwachsen lässt, was zuvor nur häufige Erscheinung war. Und ist eine solche Regel einmal im Sprachgefühle des Volkes eingenistet, dann mag sie wohl auch, Analoges miterfassend, noch weiter um sich greifen. —

§. 61. 2) Dem Sprechenden boten sich eine Menge Möglichkeiten seinen Gedanken kundzugeben, die Wörter, die ihn in ihrer Zusammenwirkung ausdrücken sollten, zu ordnen. Seiner Individualität nach wählt er unter diesen Möglichkeiten eine. Je verschiedener die Individualitäten, desto verschiedener die Ausdrucksweisen, — le style, c'est l'homme. Wo aber die Geister uniformirt werden, da wird eben die Individualität, die Eigenartigkeit der Gedankenfolge unterdrückt, und mit ihr die Vielfaltigkeit des sprachlichen Ausdruckes.*) Nun wird der Gebrauch der massgebenden Personen, Gesellschaftskreise, Cen-

*) Man denke an die Dialekte. Zunehmende Volksschulbildung, Militärdienst, vermehrter Reiseverkehr u. s. w. wirken zu ihrem Verderben wie zu dem so mancher andern Provinzialeigenthümlichkeiten. So lange Italien der classische Boden des Particularismus war, blühten die Dialekte und wurden literarisch gepflegt. Dem Engländer dagegen sind seine Volks-

tralorte für die anderen zur Mode, der man sich unterwirft, man weiss selbst nicht wie. So mag Luther durch seine allverbreitete Bibelübersetzung den deutschen Sprachgebrauch mächtig beeinflusst haben; das Werk wurde, ächt demokratisch, ein allen zugänglicher Nationalschatz, ein Gut, dás Jeder ergreifen konnte und das Jeden ergriff. In dem Frankreich des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war es ein verhältnissmässig enger Kreis von Aristokraten der Geburt und des Geistes, der, beherrscht von einem mächtigen Hofe, seinerseits wieder Alles im Lande was zur Intelligenz und zur guten Gesellschaft gerechnet sein wollte, mächtig beeinflussen musste.*)

§. 62. — Das Stellungsgesetz. — Es handelt sich um eine Feinheit der französischen Sprache, die für den Deutschen eine Schwierigkeit bildet, weil sie seiner Muttersprache abgeht. Diez macht in seiner Grammatik den romanischen Sprachen, Band III. S. 414 der 1. Aufl., diese Lehre zum Gegenstande eingehender Erörterungen und weist nach, dass auch hier das Französische in der Hauptsache mit seinen Schwestersprachen Hand in Hand geht. Gewiss kann ich hinsichtlich der Einzelbeobachtungen und der Wahl der Beispiele keinen besseren Gewährsmann erkiesen als ihn; das Grundgesetz aber möchte ich anders als er formuliren. Er sagt (S. 414):

„Rhetorischer Accent und rhythmischer Ausdruck entscheiden im Ganzen, wiewohl die Neigung waltet, das Adjektivum gleich anderen Attributen dem Substantivum nachzusetzen. Den ersten Einfluss übt der Accent. Wird ein Substantiv von einem Adjectivum begleitet, so hat der die zweite Stelle einnehmende Redetheil an und für sich den Hauptton (alta montágna, abito vérde); wenn daher das Adjectivum seinem Substantiv eine minder hervorstechende, allgemeiner ausgedrückte oder eine dem Begriffe des Letzteren verwandte Eigenschaft beilegt, so dass ihm kein rhetorisches Gewicht zukommt, so nimmt es die erste

---

mundarten schon längst nur nach interessante Reliquien, und der „centralisirte“ Franzose fasst die seines Vaterlandes verächtlich unter dem Namen patois zusammen.

*) Man denke an das Erklären gewisser Wörter für tabu bei den Polynesiern.

Stelle ein . . . . Ist aber die Eigenschaft individueller oder unterscheidender Art, so nimmt das Adj. mit dem Hauptton bekleidet die zweite Stelle ein . . . Inversion ist in diesem Falle erlaubt, alsdann aber bleibt dem Adj. der Hauptton und es gewinnt an Bedeutung, wie etwa ital. incomprensibil cosa, franz.: horrible faute. — Den nächsten Einfluss übt der rhythmische Ausdruck der Rede, der dem sylbenreicheren oder complicirteren Adj. gerne die zweite Stelle anweist.“

§. 63. Soweit vorerst Diez. Was er über den Einfluss des Rhythmus sagt, ist als richtig bekannt, und auch das scheint mir unzweifelhaft, dass diese Erscheinung eine secundäre sei, und das allgemeine Gesetz wo anders gesucht werden müsse. Ob aber da, wo Diez es zu finden meint, im Accente, in der Betonung? Muss nicht auch Diez zugeben, dass das betonte Adjectivum vorantreten könne? Und indem er dies zugiebt, verneint er da nicht seine eigene Erklärungsweise? Ich meine, wir haben da wieder einen der Fälle, wo die Betonungstheorie sich als unzulänglich erweist.

§. 64. Jedes Attribut ist ein beiläufiges Prädikat. Indem ich das attributive Eigenschaftswort zwischen den Artikel (oder das pron. poss.) und das Hauptwort stelle, bewirke ich eine syntaktische Infixion. Eine solche besteht ihrer äusseren Erscheinung nach darin, dass durch Einschiebung neuer Elemente ein Satztheil erweitert wird. Und dieser äusseren Erscheinung dürfte das innere Wesen, entsprechen; durch die Einschaltung wird eine grössere Einheit geschaffen, aber die Einheit bleibt, und so erklärt sich das was hier facultativ ist, aus demselben Grunde, auf welchem die regelmässige Stellung des deutschen Adjektivums beruht — vgl. Cap. VIII unter D. — Da ist also ein Wortcomplex geschaffen, der in Form und Wesen einem Compositum sehr nahe steht, das infigirte Adjektivum wird von zwei zusammengehörenden Wörtern umklaftert, amplectirt.

§. 65. Ein rein praktisch-technisches Hülfsmittel glaube ich durch die Erfahrung gefunden zu haben, eine Art Probestein, an welchem sich entscheidet, ob das Adjektivum voran, oder nachzustellen sei. Darf ich, ohne den Gedanken wesentlich zu modifiziren, an Stelle des Eigenschaftswortes einen Relativ-

satz, qui est . . ., qui sont . . . setzen, so hat jenes Wort nachzutreten, anderenfalles muss es voranstehen. Une aimable jeune fille ist freilich der Sache nach soviel als une jeune fille qui est aimable, und doch denke ich mir als Sprecher oder Hörer bei jener Redewendung etwas Anderes als bei dieser. Dort, bei Einschaltung des Adjektivums habe ich ein Gesammtbild, einen Gesammtbegriff vor Augen, hier, beim Adjektivsatze wird zunächst ein Umriss gegeben, und dann das Charakteristische hineingezeichnet. So lange ich nur den Umriss gegeben oder erhalten habe, steht es dahin, wie die Ausführung werden solle: sie könnte ja auch ganz anders ausfallen, die anderen Möglichkeiten bleiben zunächst zugelassen, um erst durch das folgende ausgeschlossen zu werden. Dies aber geschieht nach Diez durch die „Eigenschaften individueller oder unterscheidender Art,“ deren Wortrepräsentanten nachzutreten haben, und so hätte denn hier die Praxis der Theorie den Weg gewiesen. Meinem Freunde X darf ich von „mon fidèle ami Y“ sprechen; würde ich aber sagen „mon ami fidèle Y,“ so könnte er mir das übel nehmen, denn indem ich so sage, denke ich zugleich an treulose Freunde und gebe dies zu erkennen. Aehnlich mit „une jeune fille aimable.“ Man dürfte wohl scheltend sagen: „Méchante que vous êtes! voyez votre soeur, — voilà une jeune fille aimable!“ Denn da ist das aimable im Gegensatze gedacht. Oder: „Dans tel et tel pays les jeunes filles aimables sont rares,“ denn darin liegt: pour la plu-part elles ne sont pas aimables; ebenso: „heureux celui qui a trouvé un ami fidèle“ u. s. w. In allen diesen Beispielen ist das Adjektiv rhetorisch accentuirt, weil es eben gegensätzlich gemeint ist. Nun kann ich aber auch den Hauptton auf das vorangestellte Adjektiv legen in Sätzen wie: „C'est une charmante personne, que Mlle. une telle!“ oder: „Vous venez de me causer un horrible embarras!“ und diese Betonnung kann eine recht emphatische sein. Aber gegensätzlich sind darum die Adjektiva doch nicht zu verstehen, sondern auch sie dienen nur dazu, in Verbindung mit den ihnen folgenden Hauptwörtern einen einzigen complicirten Begriff auszudrücken; sie enthalten eine nähere Begrän-

zung der Begriffe personne, embarras, nicht einen Fortschritt des Gedankens.

§. 66. Einen solchen Fortschritt werden nun regelmässig diejenigen Adjektiva nicht bezeichnen, welche mit Diez zu reden, ihrem Substantiv eine minder hervorstechende, allgemeiner ausgedrückte, oder eine dem Begriffe des Letzteren verwandte Eigenschaft beilegen. Daher werden solche meist als blosse Bestandtheile des substantivischen Begriffes vor das Hauptwort treten; z. B. ital.: alta montagna, aurea corona; spanisch: duro hierro, hermoso caballo, franz: cher ami, doux parfum, heureuse paix, claire fontaine.

§. 67. Dass auch in Compositis wie rouge-gorge, sage-femme, chauve-souris, prud'-homme, bon-homme, blanc-seing, fausse-clef, fausse-couche, sauf-conduit, das Adjektivum voransteht, bestärkt mich in meiner Ansicht vom Werthe und Wesen dieser Wortanordnung. Man kehre letztere um, sage: gorge rouge, femme sage, homme prude, seing blanc, und man wird den Unterschied wahrnehmen: dort ein Begriff, hier deren zwei.

§. 68. An einigen weiteren Beispielen wird das bisher Entwickelte noch schärfer hervortreten:

Un savant professeur — une femme savante: dort gewöhnliche hier seltene Eigenschaft.

Der Ausruf: ce maudit traitre! bedeutet: dieser mir verhasste Verräther, und ist nur eine verstärkte Form von: ce traître! Man halte dagegen âme maudite, race maudite.

C'est un chien fidèle, preist mir der Hundehändler seine Waare an; ce chien est fidèle würde aber ziemlich auf dasselbe herauskommen, denn dass das Thier, das er mir zeigt, ein Hund ist, lehren mich meine eigenen Augen. Ich glaube aber, beim Liebkosen wird Jeder seinen Hund „mon fidèle chien“ nennen.

Sancho Pansa, le fidèle écuyer de Don Quichote, wird richtig sein — vgl. Florian's Bearbeitung des Don Quichote — denn der Ritter von La Mancha hatte nur einen Schildknappen, und wie sollte dieser anders sein als treu? „Écuyer fidèle, S. P. ne manqua pas de se mêler dans cette malencontreuse aventure“ dagegen lässt sich etwa so umschreiben: Weil er Schildknappe und in dieser seiner Stellung ein treuer

Diener war, so liess er seinen Herren nicht im Stiche. — Wie es aber kommt, dass man in französischen Büchern, so oft liest: une épouse fidèle, — das weiss ich selbst nicht zu erklären.

§. 69. Nun zurück zu Diez. Er fährt fort: „Es ist klar, dass, da der accentuirte Begriff, Inversion gestattet und das rhythmische Gefühl keine deutliche Vorschrift giebt, die Stellung des Attributes immer noch sehr willkürlich ist. Man sagt z. B. gleich gut ital.: vergogna eterna und eterna vergogna, franz.: émotion douce und douce émotion."

§. 70. Hier möchte ich zunächst das letzte Beispiel durch ein anderes ersetzt wissen, denn, soviel mir bekannt gehört auch doux zu den Wörtern, welche, figürlich angewandt, regelmässig voranzustellen sind — vgl. S. 417 des Diez'schen Werkes. — Aber auch abgesehen davon kann ich dem Obigen nicht ganz beipflichten; denn, ist meine Ansicht die richtige, so besteht eben auch in diesen Fällen zwischen dem voran- und dem nachstehenden Adjektivum ein feiner Unterschied, der genügt um die Willkür auszuschliessen und ich darf z. B. „diese Unglückliche" nur durch „cette malheureuse femme," nicht durch „cette femme malheureuse" übersetzen, „eine Frau, die Unglück hat" aber nur durch, „une femme malheureuse" nicht durch „une malheureuse femme."

(Schluss folgt.)

Die Erkenntnisslehre unter dem völkerpsychologischen Gesichtspunkte.

Von

Dr. **W. Windelband.**

Mit Rücksicht auf Sigwart, Logik I. Tübingen. Laupp'sche Bchhdlg. 1873.

Nächst der Ethik ist die Logik diejenige Wissenschaft, in welcher sich am meisten dem Begriffe des völkerpsychologischen Werdens alt eingewurzelte Ueberzeugungen entgegenstellen. In beiden meint auch die wissenschaftliche Betrachtung vor einer Reihe unwandelbarer ewiger Gesetze zu stehen, mit deren Würde, mit deren allbeherrschender Macht das zweifelhafte Geschick einer allmählichen Entwickelung unverträglich erscheinen muss. Wenn in der Auffassung religiöser Vorstellungen der Gesichtspunkt einer stetigen Entwickelung mit den Vorurtheilen eines Glaubens und einer Dogmatik zu kämpfen hat, welche ihren „Wahrheiten" dadurch den unnahbaren Nimbus zu geben lieben, dass ihnen dieselben als unmittelbar vom Himmel herabgefallen gelten, so sind es dagegen in der Logik wie in der Ethik wissenschaftliche Principien, welche sich dagegen sträuben, ein Werden der in ihnen aufgestellten Gesetze im Entwickelungsgange der Menschheit anzuerkennen. Wo es ein Gutes und wo es ein Wahres giebt, da hat es eben seinen Werth darin, dass es, unabänderlich und unabhängig von dem wechselnden

Treiben des psychologischen Mechanismus in sich selbst ruht und aus sich heraus den psychologischen Bewegungen das regelnde Gesetz giebt. Und so hat sich die Ansicht gebildet, es müsse das Gesetz des Wahren wie des Guten jenseits der psychologischen Entwickelung, auf jenen idealen Höhen gesucht werden, wo das Licht des Ewigen aus einer sei es göttlichen, sei es höchsten vernünftigen, Gesetzgebung hervorstrahlt. Allein, auch die Fixsterne, die in „ewig gleichen“ Figuren an unserm nächtlichen Himmel flammen, haben sich vor der Rechnung unserer Astronomen zu gewaltigen Bewegungen bequemen müssen.

Eins freilich muss auch von denen zugegeben werden, denen das ethische und das logische Gesetz als ewige, unveränderliche, werdelose gelten: die Menschheit bewegt sich zu ihrer Erfassung, zu ihrem bewussten Ergreifen in allmählich aufsteigender, annähernder Entwickelung. Nicht unmittelbar ist im natürlichen Menschen das Bewusstsein seiner sittlichen Pflicht, seiner richtigen Gedankenfolge gegeben: die Zucht der Geschichte hat die Völker zu beiden erzogen, und vermöge ihrer Resultate findet sich der Mensch der jetzigen Cultur fast spielend auf eine ethische und logische Höhe gehoben, von der das Individuum der zurückgebliebenen Völker auch mit äusserster Anspannung seiner Kräfte und unter den günstigsten Verhältnissen nur schwer eine Ahnung erlangen kann. Mögen daher das ethische und das logische Gesetz nicht geworden sein: bewusst geworden sind sie jedenfalls erst in der psychologischen Entwickelung der historischen Menschheit.

Aber wie nun, wenn diese Gesetze überhaupt nur im Bewusstsein wurzelten? wenn desshalb ihr Bewusstwerden mit ihrem Werden überhaupt zusammenfiele? wenn es ein ethisches Gesetz nur unter der Voraussetzung eines vernünftigen Wesens gäbe, das mit Bewusstsein die Entscheidungen seines Willens abzuwägen unternähme — wenn ein logisches Gesetz nur für das Bewusstsein dessen gälte, der die Wahrheit der eigenen oder fremder Vorstellungen prüfte? Haben jene Gesetze solche Zwecke des Bewusstseins zu ihrer Voraussetzung, so können sie auch erst im Bewusstsein dieser Zwecke geworden sein.

Und in der That, eben diese Beziehung auf einen bewussten Zweck unterscheidet das ethische und das logische Gesetz vor allem, was wir sonst Gesetz zu nennen pflegen. Ethische und logische Gesetze sind Zweckgesetze, sie sind nicht Gesetze, die erfüllt werden müssen, sondern solche, die erfüllt werden sollen, um einen bestimmten Zweck zu erreichen: sie sind nicht Gesetze im Sinne von Naturgesetzen, sondern sie tragen in sich eine normative, imperativische Gesetzgebung, und gerade in dieser Beziehung auf einen Zweck des Bewusstseins haben sie ihre Abgrenzung gegen die psychologischen Gesetze der Willensentscheidung und der Vorstellungsbewegung, mit denen sie auf demselben Gebiete gewissermassen concurriren. Aber eben desshalb sind sie nicht voraussetzungslos: sie sind vielmehr überall bedingt durch den Zustand des Bewusstseins, in welchem allererst die bewusste Setzung jenes Zweckes möglich war, bedingt also rückwärts durch den psychologischen Inhalt dieses Bewusstseins und vorwärts durch den in diesem Bewusstsein aufgestellten Zweck. Nur insofern können sich „unbedingte Gesetze“ ablösen lassen, als von solchen immer vorhandenen Voraussetzungen des psychologischen Zustandes und in demselben immer auftretenden Zwecken die Rede sein kann: aber auch dann hat diese „Unbedingtheit“ nur den Werth einer constanten, unveränderlichen Bedingtheit.

Indem wir es ethischen Untersuchungen überlassen, zu solchen Gedanken Stellung zu nehmen, versuchen wir uns ein Bild von dem Zustande des Bewusstseins zu machen, auf welchem auch nur die ersten Anfänge einer Logik, das erste Werden einer logischen Gesetzgebung des vernünftigen Wesens möglich waren. Dazu gehörte vor Allem die bewusste Unterscheidung des wahren und des falschen Denkens, und diese setzt schon einen entwickelteren Zustand des geistigen Lebens voraus. Denn noch jetzt sehen wir an dem primitiven Vorstellungsleben des Kindes, dass an und für sich jede Vorstellung mit der Gewissheit ihrer Objectivität psychologisch verschmolzen ist. Es fragt sich nun, welches in diesem primitiven Zustande die psychologischen Anlässe zur Unterscheidung wahrer und falscher Gedanken sein können. Es läge nahe, dieselben in ge-

täuschten Erwartungen zu suchen. Allein die in die Zukunft reichenden Vorstellungen dieses ersten Zustandes sind so sehr auf unmittelbare Bedürfnisse bezogen, dass, wenn das eintretende Ereigniss ihnen nicht entspricht, schmerzliche oder freudige Affecte von einer Stärke damit verbunden sind, neben welcher für die theoretische Beobachtung, dass die frühere Vorstellung der Wirklichkeit nicht entsprochen habe, kein Raum bleibt: und eine solche Reflexion auf sich selbst und den Werth seiner Vorstellungen entspricht dem ersten Stadium des natürlichen Vorstellungslebens durchaus nicht. Die Begriffsbestimmung der Wahrheit als der Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit, ist daher späteren Datums: zuerst musste sich die Unterscheidung wahrer und falscher Gedanken an ein ganz äusserliches Kriterium der Wahrheit anschliessen, an die allgemeine Anerkennung, an die Uebereinstimmung der Vorstellungen verschiedener Menschen. Wo diese gestört war, und wo die verschiedenen Meinungen über denselben Gegenstand auf practischem Gebiete mit einander in Conflict geriethen, wo nur aus einem Gesichtspunkte gehandelt werden konnte und doch zwei Menschen verschiedene Gedanken darüber hegten, da musste zuerst das Bewusstsein davon dämmern, dass nur Einer von ihnen Recht haben konnte. Da, indem Jeder auf seiner Meinung bestand und sie practisch durchzusetzen suchte, verneinte er die Ansicht des Widersachers, und nichts anderes als diese gegenseitige Verneinung ist in dem sogenannten ersten Denkgesetze unserer Logik ausgesprochen, welches desshalb auch mit psychologischer Begründung der Satz des Widerspruchs heisst. Nur mit diesem Denkgesetze ausgerüstet würde ein Jeder die Wahrheit seiner Behauptung beanspruchen und die Verneinung derselben von Anderen für falsch erklären; aber es wäre doch damit schon die Unterscheidung des wahren und des falschen Denkens zum Bewusstsein gekommen und damit die Möglichkeit gegeben, den gewonnenen Begriff der Falschheit auch auf die eigenen Gedanken anzuwenden, wenn in der psychologischen Bewegung ein Widerspruch von Vorstellungen oder ein Zweifel eintritt.

Fragen wir nun, ob in diesem Falle nur ein Besinnen des Menschen auf ein unabhängig von ihm schon vorher existi-

rendes Gesetz stattfand, oder ob vielmehr dies Gesetz erst das Product jener psychologischen Bewegung war, so wird man eingestehen müssen, dass ohne eine solche psychologische Grundlage der Satz des Widerspruchs vollständig in der Luft schwebt. Das ausschliessliche Verhältniss, welches er zwischen Bejahung und Verneinung statuirt, hat gar keinen Sinn, wenn es kein verneinendes Denken giebt, und dies Verneinen giebt es eben nur in der subjectiven Bewegung des Denkens, während die Verneinung mit dem realen Wesen der Dinge nichts zu thun hat. Der Satz des Widerspruchs, dieser erste Grundstein aller Logik ist daher der Ausdruck eines Verhältnisses, welches nur in demjenigen Denken Statt hat, in welchem vermöge der subjectiven Beschränktheit die Falschheit und der Widerspruch der Vorstellungen eintreten kann: und dies Gesetz wird erst in dem Bestreben dieses subjectiven Denkens sich gegenüber dem Widerspruche geltend zu machen. Mit dem Begriffe eines absoluten Denkens ist der Satz des Widerspruchs unvereinbar: in demselben gäbe es nur Wahrheit, folglich keinen Anlass zur Verneinung, folglich überhaupt keine Verneinung folglich keine Regel über das Verhältniss der Bejahung zur Verneinung. Eben desshalb aber gäbe es für ein solches absolutes Denken überhaupt keine Logik: denn diese will eine Kunstlehre sein, um die psychologische Bewegung des Denkens zum richtigen Denken zu erziehen. Sie hat daher die Möglichkeit des falschen Denkens zur Voraussetzung und fällt mit dieser Voraussetzung.

Nicht anders steht es mit dem zweiten grossen Grundsatze aller Logik: dem Satze vom zureichenden Grunde. Er hat bereits den Satz des Widerspruchs d. h. das Bewusstsein von der Möglichkeit eines falschen Denkens zur Voraussetzung: aber er ist mit demselben durchaus nicht unmittelbar gegeben, sondern vielmehr das Product einer höheren Entwickelung. Denn wie alles Verneinen, so ist auch alles Beweisen auf der ersten Stufe des Lebens practisch: und wie der Widerspruch sich zuerst in der practischen Verneinung aussprach, so war auch die Entscheidung zwischen beiden, welche der Satz vom zureichenden Grunde regeln soll, zunächst die ganz rohe, practische, die wir noch jetzt im Streit der Kinder finden: der Stärkere behält

eben „Recht," und der „zureichende Grund" der frühsten Menschen war sicher — die Keule und die Majorität. Erst wo das Denken von der unmittelbarsten Verwendung für das augenblickliche Bedürfniss frei wird, wo es, auf sich selbst zurückgeworfen, die Möglichkeit des Irrthums bewusst betrachtet, erst wo der einzelne Mensch zur Ueberlegung, wo die Gemeinschaft der Menschen zur Berathung gekommen ist, erst da tritt die Frage nach dem Grunde der Behauptung ein, erst da heisst es: Du hast Recht, wenn Du Deine Meinung beweisen kannst. So sehen wir das Kind, sobald es nur erst die Freiheit seines theoretischen Lebens gewonnen und den erworbenen Schatz von Vorstellungen in sich zu verarbeiten angefangen hat, begierig nach dem „Warum?" fragen. In dieser Frage „Warum?" liegt aber ursprünglich nichts Anderes als die Forderung, den psychologischen Vorstellungsverlauf auszusprechen, aus welchem die in Frage gestellte Behauptung als Resultat hervorgegangen ist: und es wollen sich dabei nur die Vorstellungen nach ihrer psychologischen Stärke mit einander messen. Indem ich einen Andern nach dem Warum seiner Behauptung frage, mache ich den Versuch, ob, wenn ich seinen Vorstellungsverlauf in mich aufnehme, die daraus hervorgehende Vorstellungscomplexion stärker ist als meine eigene frühere: und daher ist der Ausdruck, die Gründe nach ihrer „Stärke" zu messen, durchaus adäquat. Will ich daher einem Widersprechenden etwas beweisen, so kann ich nichts anderes thun, als entweder Vorstellungen, die er nicht beachtet hat, die er aber schon besitzt, in ihm zum Bewusstsein bringen oder seine Vorstellungen in andere Combinationen setzen; jedenfalls aber muss ich es den Naturgesetzen des Denkens überlassen, ob er daraus eine der meinigen gleiche Vorstellungscomplexion bilden und ob diese seiner früheren an psychischer Stärke überlegen sein wird.

Sehen wir auf diese psychologische Basis des Satzes vom Grunde, so leuchtet wiederum ein, dass derselbe für ein absolutes Denken durchaus jeden Sinn verlöre. So wenig als auf dem allerersten Zustande unseres Bewusstseins, auf welchem Vorstellung und Vorstellung der Objectivität des Vorgestellten noch nicht auseinander getreten sind, die Frage nach dem

Warum eintritt, ebensowenig könnte in einem nur richtigen Denken der Satz vom Grunde als Denkprincip gelten: er hat vielmehr das Vorhandensein der falschen Vorstellung und den (nur theoretischen) Streit der Meinungen zu seiner unumgänglichen Voraussetzung und beruht daher wesentlich auf dem subjectiven, in's Falsche übergreifenden Denken. Es kommt nicht nur erst in demselben zum Bewusstsein, sondern er ist auch in demselben allein möglich. Ein Gott fragt auch logisch nicht nach dem Warum.

Wenn der Satz des Widerspruchs den Ausdruck der für das Werden des logischen Bewusstseins erforderlichen Bedingung, der Unterscheidung des wahren und des falschen Denkens ist, so enthält der Satz vom Grunde die zum Bewusstsein gekommene Forderung einer richtigen Gedankenfolge d. h. einer Logik. Dies allgemeine Postulat, in jedem einzelnen Falle der psychologischen Denkform gegenüber geltend gemacht, ergiebt dann die einzelnen logischen Regeln der Begriffsbildung des Urtheilens und des Schliessens. Nun wissen wir aber, dass unser Denken unter Naturgesetzen steht, und dass deren Wirkungsart eine unveränderliche und ausnahmslose ist, dass dieselben folglich auch da in Thätigkeit sein müssen, wo logische Regeln unser Denken beherrschen sollen. Hieraus folgt, dass die logischen Gesetze mit den Naturgesetzen des Denkens nicht nur nicht im Widerspruche, sondern vielmehr im innigsten Zusammenhange stehen müssen. Denn da alles Denken nur nach Naturgesetzen sich vollziehen kann, so trifft dies auch das richtige, das logisch regulirte Denken. Ueberlegen wir nun, in welcher Weise wir überhaupt einem Anderen etwas zu beweisen suchen, so rechnen wir dabei, wie schon erwähnt, indem wir unsern Gedankengang klar legen, immer darauf, dass in ihm mit denselben Vorstellungen sich dieselben naturgesetzlichen Verschmelzungsprocesse wie in uns vollziehen werden, d. h. wir bauen jeden Beweis auf die Annahme einer gemeinsamen Naturgesetzlichkeit des Denkens in Andern und in uns. Das logische Gesetz ist somit nur eine Art und Weise, eine Reihe von Naturgesetzen des Denkens in Thätigkeit zu bringen, und zwar eine solche Art und Weise, durch welche der Denkprocess richtig

und allgemein anerkannt wird. Und zwar ist in jedem Falle, die in dem logischen Gesetze erlangte Combination naturgesetzlicher Denkacte abhängig von eben jenem Zwecke des richtigen Denkens über den betreffenden Gegenstand. Die das logische Gesetz begleitende Nothwendigkeit ist daher hypothetisch, sie resultirt nur aus dem Zwecke des Denkens, Erkennen, d. h. richtiges Denken zu sein. Jeder Beweis kann nur dies sagen: wenn Du richtig denken willst, so musst Du so denken.

Sind aber so die logischen Gesetze nur hypothetische Normen des an sich den Naturgesetzen unterworfenen Denkens, sind sie nur durch das Bewusstsein eines Zweckes festgestellte Combinationsformen der Naturgesetze des Denkens, so haben sie nicht nur diesen Zweck, sondern auch eben diese Naturgesetze zu ihrer Voraussetzung. In der That finden schon in den allerersten Stadien des geistigen Lebens Vorstellungsprocesse Statt, in denen neue Begriffe gebildet, Urtheile über das Verhältniss der Begriffe festgestellt und aus Urtheilen neue abgeleitet werden, ohne dass von einer logischen Bedeutung dieser Vorgänge die Rede sein könnte: sie fallen vielmehr noch in jenen Zustand des Bewusstseins, in welchem die Gewissheit der Objectivität von der Vorstellung überhaupt noch nicht getrennt und deshalb kein Bedürfniss einer richtigen Vorstellungsbegründung vorhanden ist. Erst wenn dieses eingetreten ist, macht sich damit auch die Nothwendigkeit geltend, uns auf diejenigen Formen zu besinnen, in denen die psychologischen Verschmelzungsgesetze combinirt werden müssen, um den Zweck des richtigen Denkens zu erfüllen.

Wäre nun dieser Zweck von Anfang an so abstract und rein, wie wir ihn hier aussprechen, in dem Bewusstsein der sich entwickelnden Menschheit vorhanden gewesen, so wäre damit auch schon von Anfang an der Anlass zu einer von vorn beginnenden wissenschaftlichen Erkenntnisslehre gegeben gewesen. Dies aber war natürlich nicht der Fall, und der Zweck des richtigen Denkens kam zunächst immer nur an den einzelnen, vorzugsweise den practischen Aufgaben des Lebens zum Bewusstsein: und so mussten sich an den einzelnen Aufgaben des Denkens in der natürlichen Entwickelung allmählich einzelne

Normen des richtigen Denkens entwickeln. Dies ist der Punct, an welchem zunächst die Geschichte der Erkenntnisslehre von völkerpsychologischen und sprachwissenschaftlichen Untersuchungen wichtige Aufschlüsse erwarten dürfte. Ist es doch nicht zu verkennen, wie schon zwischen den Culturvölkern, bei denen wir im Allgemeinen dieselben Formen des Denkprocesses voraussetzen, sich bemerkbare Unterschiede in Rücksicht auf die Vorherrschaft einzelner dieser Formen vorfinden, wie z. B. namentlich bei gewissen Völkern die inductiven Schlussreihen, bei anderen die deductiven mit Vorliebe gewählt werden; und in der vertieften Durchbildung der inductiven Methode liegt ja auch der wesentliche Fortschritt der modernen Erkenntnisslehre gegen die antike und mittelalterliche. Wie viel lebhafter müssen solche Unterschiede bei unentwickelten Völkern hervortreten, die in ihrer ganzen Denkrichtung noch viel einfacher, aber auch einseitiger sind! Und so wäre es gewiss eine dankenswerthe Aufgabe, wenn vom völkerpsychologischen und sprachwissenschaftlichen Standpunkte untersucht würde, welche Formen des logischen Denkens auf den verschiedenen Stufen der sprachlichen Entwickelung zum Durchbruch gekommen sind. Wenn man dann nach den Ursachen solcher Verschiedenheit fragte, so könnte man dieselben nur in den ursprünglichen Denkrichtungen der Völker suchen, und diese wiederum sind bedingt durch die ganze Mannigfaltigkeit der Aufgaben und Interessen eines jeden Volkes. Die Abhängigkeit des Denkinhalts vom Interesse ist gewiss eine unleugbare, wenn auch noch lange nicht genug untersuchte und beachtete Thatsache: allein sie würde um so bedeutungsvoller werden, wenn sich nachweisen liesse, dass durch die Verhältnisse dieses Inhalts auch gewisse Denkformen vor anderen sich lebhafter entwickeln. Es wird z. B. nicht ausbleiben können, dass, wo die Culturbedingungen eines Volkes dasselbe auf die Ausbildung des Messens und Rechnens anweisen, wie das bei den alten Aegyptern der Fall gewesen ist, sich auch die dem Rechnen näher stehenden Denkformen energischer entwickeln — wie ja auch bei einer ganzen Reihe von Philosophen der Einfluss des mathematischen Denkens auf ihre Methode eine unzweifelhafte Thatsache ist.

Man würde diesen Auseinandersetzungen Unrecht thun, wenn man in ihm etwas anderes sehen wollte, als eine vorläufige Hypothese zur Erklärung der logischen Gesetzgebung — eine Hypothese, von welcher hier nur die allgemeinen Umrisse ihrer Möglichkeit skizzirt werden sollen, und welche nur das entgegenkommende Nachdenken Anderer und namentlich Solcher erwecken möchte, denen das völkerpsychologische Material durchsichtiger ist als dem Verfasser. Derselbe hatte in seiner Beschäftigung mit der Geschichte der wissenschaftlichen Methoden schon lange seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, wie sehr sich mit den den einzelnen Menschen und Völkern meistens durch irgend welche Interessen nahe gelegten Gegenständen des Denkens auch die Anwendung der Formen ändert, und wie desshalb die Geschichte der Methoden in aufsteigender und sich mehr und mehr erweiternder Entwickelung eine Anpassung des menschlichen Denkens an den ihm gegebenen Erkenntnissstoff darstellt; wenn er jedoch jetzt diese Gedanken, welche er durchaus nicht als abgeschlossen betrachtet, vorläufig veröffentlicht, um möglicherweise in Anderen das Interesse an dieser Auffassung und eine breitere Bearbeitung derselben zu erregen, so geschieht dies hauptsächlich, weil er für die darauf bezüglichen Gedanken in einem von ihm auch an anderer Stelle hervorgehobenen, für die logische Wissenschaft gerade zu Epoche machenden Werke, der Sigwart'schen Logik,*) ganz neue Anregungen empfangen hat.

Diese Logik geht von dem überaus fruchtbaren Grundgedanken aus, dass eine Logik nicht die Aufgabe haben könne, das Denken gewissermassen „von vorn anzufangen," sondern nur diejenigen Formen aufzuweisen habe, unter denen wir von dem gegebenen Zustande unseres Vorstellungslebens zum richtigen Denken gelangen können. Sie beginnt desshalb mit einer Analyse der Formen des psychologischen Vorstellungsmaterials und sucht in ihrem „normativen Theil" nur die Bedingungen auf, unter denen unsere Begriffsbildung, unser Urtheilen und

*) Logik. Von Professor Dr. Chr. Sigwart. Erster Band. Tübingen. 1873. Laupp'sche Buchhandlung.

unser Schliessen dem Zwecke des Denkens, richtiges Denken zu sein, entsprechen kann. Und gerade dieser Auffassung verdankt dies Werk eine überraschende Fülle origineller und fundamentaler Einsichten in das Wesen der logischen Gesetzgebung.

Je einleuchtender aber eine solche Behandlung des logischen Problems war, desto mehr musste sich der Gedanke geltend machen, dass, wenn die logischen Gesetze nur in ihrer Beziehung auf den ihnen zu Grunde liegenden naturgesetzlichen Process der psychologischen Vorstellungsbewegung Sinn und Bedeutung haben, sie auch mit der historischen Entwickelung der psychologischen Form in genauestem Zusammenhange stehen müssen, und dass auf jeder Stufe dieser Entwickelung die logische Gesetzgebung sich als eine Resultante aus den vorhandenen Vorstellungsmassen und dem jedesmaligen Zwecke der Erkenntniss ergeben muss. Wenn in diesem Process eine Reihe von psychischen Formen constant und diesen gegenüber eine Reihe von Denkzwecken gleich constant bleiben, so ergiebt sich daraus für die dabei entspringenden logischen Gesetze jene oben erwähnte „Unbedingtheit“ als „constante Bedingtheit.“

Wenn nun wir, die wir auf den Schultern dieser ganzen Entwickelung stehen, solche logischen Gesetze nicht erst zu bilden, sondern nur in uns aufzufinden brauchen, so haben wir eben in der Vererbung die Errungenschaften dieser Entwickelung als ein Fertiges erhalten und treten somit auch in dieser Beziehung die Erbschaft der ganzen Vergangenheit an, indem unsere Sprache und unsere Erziehung uns mühelos auf den Standpunkt stellt, den die Arbeit der Generationen erkämpft hat. Und durch diese Auffassung würde eine solche Hypothese Etwas erklären, wobei die Logik sonst als bei einem Unergründlichen stehen bleiben muss — nämlich das „Gegebensein“ der logischen Gesetzgebung. Der Werth derselben besteht bekanntlich gegenüber der Willkür des psychologischen Processes in der Nothwendigkeit, mit der sie uns als zu befolgendes Gesetz gegeben ist. „Keine Logik,“ sagt Sigwart, sehr richtig, „kann anders verfahren, als dass sie sich der Bedingungen bewusst wird, unter denen dies subjective Gefühl von Nothwendigkeit eintritt,“ und die bedeutendsten Vertreter der formalen Logik, z. B. Drobisch, haben

anerkennen müssen, dass der Beweis der logischen Gesetze lediglich in ihrer Uebereinstimmung mit sich selbst bestehe, — d. h. dass wir sie in uns finden als ein absolut Gegebenes, auf welches wir uns nur zu „besinnen" brauchen, um seine absolute Giltigkeit sofort anzuerkennen. Wie soll man sich nun von diesem „Gegebensein," von diesem „Vorfinden in uns selbst" irgend eine Vorstellung machen? Will man nicht eine unbegreifliche Offenbarung annehmen, so möchte es vielleicht am einfachsten sein, diese logischen Formen gerade so zu erklären, wie die ganze Vorstellungsmasse, die wir in uns haben, die wir aber nicht selbst erzeugt, sondern durch die Vererbung durch die Sprache, durch das, was in diesen Blättern „Verdichtung des Denkens in der Geschichte" genannt worden ist, überkommen haben: danach wäre ihr „Gegebensein" das functionell vererbte, welches bei gegebener Gelegenheit actuell und damit Gegenstand unseres Besinnens wird.

Unter diesen Voraussetzungen bliebe auch die Würde der logischen Gesetze als absolut geltender Normen vollkommen gewahrt. Entsprungen aus den allgemeinen Formen des Denkens und seiner Erkenntnisszwecke, entwickelt und geläutert in der ausgleichenden Bewegung des gemeinsamen Denkens der Menschheit, würden sie auf Nothwendigkeit und Allgemeingiltigkeit den vollen Anspruch behalten. Mehr aber kann den logischen Gesetzen nie vindicirt werden. Die Frage, ob die durch den logischen Process gewonnenen Resultate mit einem Sein ausserhalb der Denkenden identisch sind, ist eine metaphysische Frage, welche die formale Logik, der die logische Gesetzgebung eine „absolut gegebene" ist, ebensowenig beantworten kann. In dieser Beziehung sei zum Schlusse noch eine Bemerkung gestattet. Je mehr man sich in den psychologischen Charakter des Denkens vertieft, desto mehr muss man einsehen, dass eine ganze Reihe der Vorstellungsgebilde, bei denen wir den Anspruch, dass sie richtiges Denken erhalten, mit vollem Rechte erheben, weit davon entfernt sind, einem Sein zu entsprechen. Dem Nominalismus wird man immer zugeben müssen, dass die Allgemeinbegriffe als solche durchaus keinem Sein entsprechen, und gar jede Negativität im Denken, die für das

Denken sehr richtig sein kann, hat, wie noch jüngst Sigwart sehr schlagend nachgewiesen hat, durchaus kein Abbild im Realen. Je abstracter der Denkprocess wird, desto mehr entfernt er sich von der ausser uns befindlichen Wirklichkeit und kehrt erst wie auf einem Umwege zu derselben zurück, wo er neue Einzelvorstellungen aus dem Allgemeinen herausbildet und diese in der Erfahrung bestätigt findet. Die Physiologie der Sinnesorgane hat es längst erkannt, dass unsere sinnliche Weltauffassung z. B. im Sehen, weit davon entfernt, ein Abbild der ausser uns befindlichen Welt zu geben, sich vielmehr darauf bescheiden muss, im „normalen“ Sehen „Symbole“ der Dinge zu haben, vermöge deren wir uns in der Welt zurechtfinden können (vgl. Helmholtz, Physiologische Optik § 26): wie nun, wenn wir uns mit dem „normalen Denken“ der Logik in einer ganz gleichen Lage befänden?

Zusatz zum vorstehenden Artikel.

Von

Prof. H. Steinthal.

Die Billigung des von Hrn. Dr. Windelband ausgesprochenen Grundgedankens möchte ich durch folgende Bemerkungen bethätigen.

In dem Kreise der Darwin-Literatur ist mir öfter der Gedanke begegnet, auch die sogenannten angebornen Ideen, die apriorischen Kategorien, seien Producte der Vererbung. Die Völkerpsychologie kann diese Ansicht gut heissen; nur ist nicht an eine leibliche Vererbung in einer sich bildenden Gestalt gewisser Gehirn-Theile zu denken, sondern an die geistige Vererbung, durch welche uns auch Sprache, ästhetische Formen, Wissenschaft und sittliche Ideen geschaffen, überliefert und entwickelt sind. Formen (und das sind die logischen, wie die

sittlichen und die ästhetischen Ideen) pflanzen sich mit dem Inhalt fort und erweitern sich in den Menschengeschlechtern der Zeiten. Der Inhalt ist wandelbarer, als die Form; vieles vom Inhalt schwindet, und neuer tritt an dessen Stelle. Die Formen haben mehr Dauer und Festigkeit; einige sind, einmal geschaffen, unzerstörbar, d. h. dem menschlichen Wesen so anpassend, dass sie nur mit diesem schwinden oder sich ändern können. So die logischen Formen und Gesetze, viel weniger die sittlichen, am wenigsten die ästhetischen.

Dass Formen vom Inhalt abhängig sind, d. h. dass gewisse Formen nur an bestimmtem Inhalt hervortreten können, nur ihm passen, und dass sie auch erst mit ihm und an ihm entstehen, wird wohl ohne Weiteres zugestanden oder liesse sich bald klar machen. Dass aber der Inhalt selbst vom Interesse abhängig ist, dafür liesse sich vieles anführen; hier sei nur an die von Caspary so benannte „Enge des Bewusstseins“ in der Urzeit der Menschheit erinnert.

Das mythische Denken (oder die Schöpfung der Mythen) ist noch nicht das erste und ursprünglichste im Menschengeschlecht. Es ist aber ganz ohne die Kategorie der Causalität. Hier werden durchaus nur Vorgänge, oder vielmehr Handlungen göttlicher Persönlichkeiten, wahrgenommen und erzählt.

Sehen wir von den arischen Indern und muhamedanischen Arabern ab, so giebt es im ganzen Orient (Aegypten eingeschlossen) weder Logik noch auch Denken in logischen Formen. Dennoch gibt es hier tiefe Gedanken und reine sittliche Ideen. Aber Ansätze zu logischem Denken und Anfänge zur Ausbildung logischer Formen werden doch schon angetroffen.

Die orientalische „Weisheit“ hat wesentlich praktische Bedeutung; im Kern und in ihrer Aeusserung ist sie Tugend. Wahr und gut ist identisch. Ich denke hierbei besonders an die Hebräer. Bei ihnen heisst nicht nur willensfrei, sondern überhaupt verständig und vernünftig sein, ein entwickelter Mensch sein: „das Böse zu verschmähen, das Gute zu wählen verstehn“ (Jesaja 7, 15 f.). Denselben Gedanken drückt Sophokles aus durch die Worte die er dem Aias in den Mund legt (V. 555): „sich freuen und sich betrüben gelernt haben.“ Der prophe-

tische Verfasser des fünften Buches Mose (4, 6) hegt die Gewissheit, alle Völker werden die Weisheit der jahvistischen Lehre anerkennen. — Hier ist nur das erste logische Denkgesetz in der Form wirksam, wie Hr. Dr. Windelband (oben S. 169) es dargelegt hat.

Besonders anziehend aber ist, das Erwachen des Bewusstseins vom Causalitätsgesetz zu verfolgen. In einem der ältesten prophetischen Stücke (Amos 3, 3—6) soll der Gedanke gelehrt werden, es geschehe nichts ohne zureichende Ursache. So habe auch jedes Unglück, das den Staat treffe, seinen Grund im Willen Gottes, der die Sünden Israels ahnde aus Liebe zu Israel. Dieser Gedanke wird so ausgedrückt: „Wandeln wohl zween mit einander, ausser wenn sie sich eingefunden haben? Brüllet wohl der Leu im Walde, ohne dass er Beute hat? Lässt der junge Löwe seine Stimme erschallen aus seiner Höhle, ausser wenn er etwas gefangen? Fällt wohl der Vogel in den Sprenkel am Boden, ohne dass eine Schlinge ihm gelegt ist? Geht wohl der Sprenkel vom Boden in die Höhe und er finge nichts? Oder wird in die Posaune gestossen in einer Stadt, und das Volk erschräke nicht? Oder ist ein Unglück in einer Stadt, und Jahve hätte es nicht gethan?“ Der Ausdruck, meint man, sei bildlich und dichterisch. Dies ist er aber, streng genommen, so wenig, wie hier eine Induction im eigentlichen, logischen Sinne vollzogen ist; sondern so denkt der Prophet, und er kann nicht anders; sein Bewusstsein hat keine andere Form für seinen Gedanken der Ursächlichkeit. Die Beziehung der hier aufgestellten Gleichnisse ist auch dem Propheten wie seinen Hörern geläufig. Nach üblicher Redeweise ist der brüllende Löwe der drohende und strafende Gott; der Sprenkel ist das Unglück, die Schlinge die Sündhaftigkeit. Des Hebräers Geist also bleibt in der Discursion der Inductionsfälle befangen, er bleibt ganz eigentlich discursiv: während wir nach vollzogener Discursion das Ergebniss derselben in einem Begriffe verdichten. So fassen wir die einzelnen Fälle der Induction zusammen durch die geistige That, welche wir eben Induction nennen, wogegen sich im Bewusstsein des Hebräers die Einzelheiten nur durch die ihnen gemeinsame Beziehung (als medius terminus) auf das

Unglück der Stadt zusammenschliessen. Diese Beziehung bleibt unausgesprochen; aber ohne sie würden die besonderen Fälle getrennt bleiben, jeder für sich, und es wäre gar kein einheitlicher Act des Geistes da: das heisst, es würde der Sinn fehlen. Die nothwendige Zusammenfassung wird hier angeregt und unterstützt durch die Metaphern vom Löwen und der Schlinge, welche einen poetischen medius terminus bilden.

Bestimmter schon im Ausdruck scheint mir die Stelle in dem Straf-Liede Moses (5 B. M. 32, 29 f.): „Wären sie weise, so verständen sie dieses" (nämlich: folgendes), „begriffen ihre Folge" (welche Zukunft ihnen nothwendig als Folge ihrer gegenwärtigen Thaten bevorsteht, und auch wie ihre Lage jetzt sein muss als Folge ihrer Vergangenheit): „Wie könnte Einer tausend verfolgen und Zween zehntausend jagen, wär' es nicht, dass ihr Fels sie verkauft, und Jahve sie ausgeliefert?" Wären sie weise, wird also gesagt, so würden sie begreifen, dass die unerhörte Niederlage Wirkung der göttlichen Strafe ist.

So ist denn auch wohl der Satz Jes. 46, 10 „Gott verkündet von Anfang das Letzte, und von Alters, was noch nicht geschehen" nicht in dem beschränkten Sinne zu fassen, dass Gott das Auftreten und Wirken des Cyrus vorausgesagt habe. Freilich wäre es weit über das Ziel hinausgeschossen, wollte man darin den Gedanken sehen, Gott erkenne aus dem Beginn einer Sache deren Ende, indem er die nothwendige Folge aus der Ursache durchschaut. Indessen der Zusammenhang und die stylistische Färbung jener Stelle weisen darauf hin, dass hier unter „Anfang" und „vor Alters" eine lange Vergangenheit, und unter „Letztes" eine vom Anfange weit abgelegene Zukunft zu verstehen ist, und die Ansicht des Propheten ist wahrlich nicht die, dass Gott ohne Vermittelung, so zu sagen: durch ein zweites Gesicht, durch leeres Voraussehen, die Zukunft voraus wisse; sondern dass er dieselbe weiss, weil er sieht, wie alles zusammenhängt, und das Ende vom Anfang abhängt. Das ergiebt sich nicht nur aus Stellen, wie die angeführten des Deuteronomium, sondern auch aus den unmittelbar auf unsere Stelle folgenden Worten: „der da spricht: mein Rath wird bestehen, und all meinen Willen richt' ich aus." Der

Rath und Wille liegt eben in einer zusammenhängenden Kette von Gedanken, welche der Mensch begreift.

Demnach ist die Ansicht des Propheten über Causalität wohl folgende. In den kleinen, alltäglichen Ereignissen des Lebens, hat jede Wirkung ihre Ursache und jede Folge ihren Grund; in den Völkerschicksalen aber spricht sich Gottes Wille aus, der indessen ebenso wie der menschliche durch die Kette von Grund und Folge beherrscht ist, daher er wie der Wille eines Menschen von uns aus der That erkannt wird.

Auch sonst zeigt sich, dass im Hebräischen die Wirkung und Folge als das Spätere, als ein Ende und Letztes, appercipirt wird. Daher עֵקֶב, *wegen, weil*, eig. das Ende. Hier mag die Vermittelung noch besonders durch die Vorstellung des *Lohnes* bewirkt sein, welche ebenfalls in jenem Worte liegt. In einem andern Worte, פְּרִי, eig. *Frucht*, ist ebenfalls der Begriff des Lohnes entwickelt (Belohnung und Strafe) doch scheint hieraus der allgemeinere Begriff der *Folge* nicht fest geworden zu sein.

Wenden wir uns nach China. Schon bei anderer Gelegenheit (Gesch. der Sprachwissenschaft bei den Griechen S. 153) habe ich bemerkt, dass uns hier die Form des Denkens entgegentritt, welche in der Pythagoreischen Philosophie ihre doch schon entwickeltere Analogie findet, nämlich der Anfang der Definition. Nur wird auf Fragen, wie: was ist Menschlichkeit? was ist Tapferkeit? immer mit einem einzelnen besonders typischen Fall geantwortet.

Die Schlussweise aber ist eine hypothetische Kette; z. B. Meng Tsze I, 1, 3. „Wenn die Bauern nicht durch Frohndienste gehemmt werden, so werden die Ernten den Verbrauch übersteigen; wenn nicht mit zu engen Netzen gefischt wird, wird es immer mehr Fische geben, als man braucht; wenn die Wälder nicht unzweckmässig gerodet werden, wird es immer Holz in Ueberfluss geben. Wenn man aber mehr Fische hat, als man verzehren kann, und mehr Holz, als man verbrauchen kann," (und reichere Ernten, als man geniessen kann), „so wird das Volk die Lebenden ernähren und den Todten die Opfer bringen können; *dann* wird es nicht murren." Von solchen Schlüssen

wimmelt die angeführte Schrift, wie die ganze chinesische Literatur.

In diesen hypothetischen Schlüssen wird eine Thatsache unmittelbar als Wirkung an eine andere Thatsache als Ursache gerückt, ohne dass die ursächliche Vermittelung ausgesprochen wäre; der Schriftsteller verlässt sich auf die unmittelbare Anschauung sämmtlicher hierher gehöriger Vorgänge; er verlässt sich auf den gesunden Menschen-Verstand. Darum sind diese Schlüsse noch so fern von unsern strengen Conclusionen und Beweisen.

Solche Schlussweise wird durch die Form der conditionalen Versprechungen und Drohungen („wenn du das thust, so werde ich dir jenes geben") vorbereitet. Sie bekundet aber den Uebergang vom Singulären zum Allgemeinen. Dass sich dieselbe Sprachform für das Kategorische wie für das Assertorische, ebenso wohl für das nothwendig und immer Eintretende, also Allgemeine, wie für das Einzelne, Empirische schickt, hat seine Analogie in dem Gebrauche des Singulars („der Mensch") für den empirischen Einzelnen und die allgemeine Gattung. — Wenn nun Gott es ist, welcher verspricht und droht: so ist das empirisch Einzelne und das Allgemeine oder Nothwendige unmittelbar in einem Falle vereinigt. Daher mag sich Gott ausdrücken, wie ein Mensch („wenn du meine Gesetze beobachtest, so werde ich Regen geben u. s. w."), der Satz hat, weil Gott ihn spricht, nicht den Sinn des Einzelnen, Vergänglichen, sondern des Ewigen, also des Allgemeinen. Ebenso wie mit den Aussprüchen Gottes, verhält es sich aber auch mit den Sätzen des Propheten und des Weisen. Dieser Zusammenhang kommt sogar zu Bewusstsein; denn der Prophet fügt seinen Worten bei: „so spricht Gott;" und die personificirte Weisheit sagt: wer mich kennt, „kennt Gott" (Spr. Sal. c. 2). Ueberhaupt wäre über die Causalität in den sogenannten Sprüchen Salomos und im Prediger wohl manches zu bemerken, was jetzt übergangen werden mag. Ich erinnere also nur noch an folgendes. Die Lehre, welche (1. Mose 4, 7) Gott dem neidischen Kain gibt: „wenn du recht handelst, so hebt sich dein Antlitz; wenn du aber nicht recht handelst, so lagert vor der Thür die

Sünde" — diese Lehre wird eingeleitet mit der Anrede? „nicht wahr? ist es nicht so?" zum Zeichen, dass sich Gott für die Bewahrheitung des Satzes auf das unmittelbare Bewusstsein beruft, das den Zusammenhang empirisch geschaut hat.

Das nun macht das eigentlich logische Denken aus, wie es in Griechenland (wir sehen von Indien ab) erwacht ist, dass man sich nicht mehr auf die gesehenen Zusammenhänge der Erfahrung beruft, sondern auf abstracte Elemente zurückgeht, die nur durch Denken zu erzeugen sind, und deren Verbindung ebenfalls nicht in der Erfahrung geschaut, sondern durch besondere Thätigkeit erfasst wird. Nachdem Pythagoras und die Eleaten solches Denken vorbereitet haben (Heraklit steckt noch ganz in orientalischer Form des Bewusstseins), ward endlich logisches Denken zuerst von Sokrates geübt. Hierüber will ich nur kurz auf meine Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen verweisen. Dort habe ich nachgewiesen, wie Sokrates zwar zuerst in logischen Formen dachte, die logischen Formen der Induction und der Definition schuf; wie dann diese Erfindung von den Megarikern beanstandet ward; wie Plato andere Denkmethoden erfand, um die Verbindung der gedanklichen Elemente zu sichern; wie aber erst Aristoteles den Begriff des Allgemeinen und Einzelnen schuf und damit die Lehre vom Schlusse erfand und so die Wissenschaft der Logik gründete, zugleich damit aber auch das eigentlich logische Denken befestigte.

Wer sich dies überlegt, wird schwerlich den Wahn in sich beherbergen, die logischen Denkformen seien ein im eigentlichen Sinne des Wortes organisches Erzeugniss, die Wissenschaft der Logik sei die Naturlehre des Denkens, und die Sprache sei durch organische Entwickelung körperlich gewordene Logik. Alles was der Mensch ist und hat, ist allmählich durch Arbeit, unterstützt von Glück, erst errungen.

Wenn dies heute noch besonders zu betonen, und zur Lösung der hiermit gestellten Aufgabe anzuregen ist: so thut auch schon noth, vor zu grosser Ausdehnung des Gesagten zu warnen. Der Vorgang des Athmens mit Lungen ist irgend einmal auf Erden eingetreten, während er vorher nicht statt-

fand; und noch viel später ist das Ereigniss des Ganges auf zwei Beinen eingetreten. Das Gesetz der Schwere und des Gleichgewichts aber, der Unterschied zwischen flüssigen und gasartigen Körpern, chemische Affinität, Abkühlung und Verdunstung u. s. w. dies galt von Ewigkeit; dies alles ist gegeben mit der Körperlichkeit. Geistige Thätigkeit mag sein, was sie wolle: es sind mit ihrem Auftreten geistige Gesetze gegeben. So wie Materie undenkbar ist ohne physikalische und chemische Gesetze, so ist Geist, selbst in den ersten Anfängen, nur mit psychologischen Gesetzen zu denken. Die Kaulquappe hat ihre Psychologie; auch in ihr gilt die Association der seelischen Elemente und anderes, wovon wir vielleicht nichts wissen. Sicherlich gilt in ihr, und in der Spinne, und in der Auster nicht alles, was psychologisch im Menschen gilt; und im Urmenschen findet nicht die ganze Psychologie ihre Anwendung, die wir in Kants Bewusstsein wirkend finden. Ebenso gibt es in der Natur physikalische Gesetze, die erst seit dem Auftreten der Organismen ihre Wirklichkeit haben. Denn gewisse Gesetze, physische wie psychische, können sich erst bei einer gewissen Mannichfaltigkeit der Elemente und ihrer Combination bethätigen. Wie also nicht alle heutigen Naturgesetze von Ewigkeit her wirksam waren, so auch nicht alle psychologischen Gesetze. Aber doch einige. Also hat wohl auch nicht bloss die Logik, sondern sogar die Psychologie, die in der That eine Naturlehre des Denkens ist, wie die Physik ein reales Werden ihrer Objecte zu beachten, wird also historisch, und die Völkerpsychologie ist nicht bloss die Psychologie der Völker-Geschichte, sondern zugleich die Geschichte der Psyche; von gewissen, wenn auch sehr wenigen, Verhältnissen aber ist die Psyche überhaupt, und von gewissen, ziemlich zahlreichen Verhältnissen die menschliche Psyche ganz unzertrennlich. Dasjenige Psychologische nun, was im Werden war, von demjenigen Psychologischen, was immer, d. h. vor der Entstehung des Menschen, gegeben war, zu sondern, ist Aufgabe einer umsichtigen Psychologie, welche Aufgabe von Lazar Geiger geradezu plump, besonnener von Caspary in Angriff genommen worden ist.

Nach diesen Bemerkungen, welche das in der Geschichte

der Menschheit allmähliche Hervortreten logischer Formen überhaupt zeigen sollen, noch einige Zusätze über die Bedingungen zu den einzelnen Schritten, welche ja Hr. Dr. Windelband vorzugsweise und mit Recht betont. Natürlich sollen in dieser Richtung hier noch mehr als in den ersteren Bemerkungen nur Andeutungen gegeben sein.

Wenn der Verf. des Aufsatzes (S. 171) richtig bemerkt, dass ursprünglich die Richtigkeit des Gedankens mit Fäusten bewiesen ward (wie fern sind wir noch von den glücklichen messianischen Zeiten, wo dies nicht der Fall sein wird), so geht schon hieraus hervor, dass Logik nicht aus der Praxis des Verkehrs erfolgt. Aus dieser ergibt sich nur das Verhältniss des Befehlens und Gehorchens, des Herrschers und Dieners. Der befehlende Herr hat Recht; der Andere muss ihm folgen, er hat bloss Unterthanen-Verstand.

Also nicht in der Praxis, sondern in der Theorie entwickelt sich Logik, und nicht in der Masse, welche zum Schlagen höchst respectabel ist, aber im Denken miserabel. Nur im einzelnen Denker entsteht wirkliche Logik. Der Verf. sagt (S. 169), durch den praktischen Gegensatz zweier Menschen, durch ihren Conflict sei „die Möglichkeit gegeben, den gewonnenen Begriff der Falschheit auch auf die eigenen Gedanken anzuwenden, wenn in der psychologischen Bewegung ein Widerspruch von Vorstellungen oder ein Zweifel eintritt“ — also nur eine Möglichkeit, abhängig von Bedingungen, die nur im einsamen Charakter gegeben sein werden. Dies bemerkt auch der Verf. (S. 171) für den Satz vom zureichenden Grunde.

Fragen wir, wann und wo das Gesetz A = A, und A nicht gleich Nicht-A, zuerst geltend gemacht ward (nicht abstract formulirt, sondern in Anwendung gebracht): so ist wohl nicht daran zu zweifeln, dass dies von dem grossen Parmenides geschehen ist, indem er behauptete: das Sein ist Sein und ist nicht Nicht-Sein. Betrachten wir also, unter welchen Umständen dies geschehen ist.

Ehe gegen das eigene Denken Zweifel auftritt, vergeht ein gut Stück der Geschichte der Philosophie. Einen Widerspruch in den eigenen Vorstellungen mag vor Sokrates nie-

mand entdeckt haben. Den Widerspruch aber seiner Vorstellungen gegen die allgemein geltenden bemerkt man, sobald er eintritt, und er tritt ein sobald die Bedingungen zu einer individuellen Bildung und Geistes-Richtung in einer mannichfachen Cultur, einem bewegten Leben des Denkens, selbst Bekanntschaft mit fremden cultivirten Völkern gegeben sind. War ursprünglich, wie der Verf. richtig bemerkt, die allgemeine Uebereinstimmung das Kennzeichen der Wahrheit, so war es Heraklit, der mit seiner Ueberzeugung aus der allgemeinen Denkweise mit vollem Bewusstsein heraustrat, den Bann des Gesammtgeistes durchbrach, seinen Gedanken ganz individuell gestaltete und sich Recht, dem Volke Unrecht gab.

War der Gedanke des Parmenides entwickelt durch Heraklit, so war die Kühnheit des letztern, sich der Volksmeinung zu widersetzen, ebenfalls schon vorbereitet. Die Praxis ist freilich eine grosse Lehrerin; wenigstens weckt sie das theoretische Nachdenken. Ich meine: der im Sclavendienst Geborene kommt schwer zum Denken, so schwer wie der in der Herrschaft Geborene. Der edle freie Mann dagegen, der von einem habsüchtigen Mächtigern in seinem Rechte gekränkt ist und doch die Macht nicht hat, sich sein Recht zu schaffen: der drängt, weil er nicht hinaus kann, sich in sich hinein und theoretisirt über Recht und Macht. So tröstet schon Hesiod den Armen, der unter dem Mangel an Rechtspflege oder unter falschen Richtern leidet. Dazu kommt, dass der Edle oft unglücklich ist; da hat Gott oder haben die Götter Unrecht. So weiss man sich im Rechte gegen einen Andern, gegen den man sich dennoch nicht Recht schaffen kann; aber man weiss dies in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Meinung. Heraklit aber verurtheilt gerade die letztere; sie setzt er sich als das Andere gegenüber, von dem er leidet, dem er Unrecht vorwirft. Parmenides endlich widersetzt sich ihm wie der Volksansicht. Denn der Edle leidet bei der Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit, selbst wenn sie ihn nicht persönlich berührt.

Die Uebereinstimmung Aller, als Kriterium der Wahrheit, obwohl schon so früh durchbrochen, machte sich in den Zeiten des Verfalls und subjectiver Zersplitterung des objectiven Ge-

sammtgeistes doch wieder geltend. Der Consensus omnium war der Hauptbeweis für das Dasein der Götter, als man nicht mehr an sie glaubte; also der zergangene Consensus! Der hatte freilich eine theoretische Begründung gefunden, in der allgemeinen menschlichen Natur, aus welcher die allgemeinen Wahrheiten, von selbst entstehen, die *προλήψεις*, die *ἔννοιαι φυσικαί*.

Logisches Denken unter Leitung des Satzes vom Widerspruche wird also schwerlich entstehen, wo Einer dem Andern widerspricht: da ist eben Zank und Streit. Wo aber der Einzelne sich mit der Wahrheit dem Volke entgegen weiss: da wird das reine theoretische Bewusstsein von Wahr und Falsch entstehen. Dies geschieht wohl allemal da, wo ein Reformator, sei es der Religion oder der Politik, auftritt. So war es in China, in Palästina und in Griechenland. Als der Prophet der götzendienerischen Welt seinen Monotheismus entgegensetzte, da waren die Götzen das Falsche, das Leere; und als in Griechenland grosse Staatsmänner dem verfallenden Gemeinwesen neue Gesetze und Einrichtungen schufen, um altes Unrecht gut zu machen, oder als Tyrannen entstanden und sich der Gesammtheit gegenüberstellten: da konnte der Denker auch seinen Gedanken als Wahrheit den Gedanken des Volkes entgegensetzen. Und nun wäre es auch anziehend, zu verfolgen, wie die Begriffe des Wahren und Falschen bezeichnet (appercipirt) wurden.

S. 170 bemerkt Hr. Dr. Windelband: „Verneinen gibt es nur in der subjectiven Bewegung des Denkens, während die Verneinung mit dem realen Wesen der Dinge nichts zu thun hat.“ Allerdings, so gilt uns heute das Verneinen. Dem Verf. ist aber wie jedem Logiker nicht unbekannt, dass nicht nur bis auf Parmenides und bei seinen Gegnern das Nichtsein in die Realität gesetzt ward, sondern dass dann auch wieder von Platon für dasselbe Raum im Denken wie im Sein geschaffen ward, und dass auch Aristoteles die Negation im Denken als Spiegelbild einer Sonderung in der Wirklichkeit ansah. Auch bei Hegel ist das Nicht-Sein ein Moment des Werdens, also von objectiver Bedeutung. Ueberhaupt dürfte eine Darlegung, wie das Falsche, der Irrthum, das Nicht im Gegensatze zur Wahrheit und zum Sein angesehen ward, anziehend und nicht

ohne Wichtigkeit sein. Doch dieser Punkt gehört nicht sowohl in die Geschichte des logischen Denkens, als in die der Logik. Auch in dem vom Verf. S. 171 hervorgehobenen „Warum?“ liegt ursprünglich gewiss die objective Rücksicht, und man meint nicht, dass bloss der Vorstellungs-Verlauf dessen, der belehrt werden soll, zu ändern sei, sondern dass ein neuer objectiver Gedanken-Inhalt von ihm aufgenommen werden müsse.

Durch den dargelegten Zusammenhang der Logik mit der Psychologie und der Geschichte wird die Logik dennoch nicht psychologisch und historisch; sondern das Massgebende in ihr bleibt für immer der Zweck des Denkens, Wahrheit zu finden. Dies ist der Punkt, den Lotze hervorgehoben hat. Die Metaphysik zeichnet der Logik ihr Ziel vor. So steht die Logik zwischen Psychologie als der gegebenen Voraussetzung und der Metaphysik als Zielpunkt zwischen inne. Wie muss richtiges Denken beschaffen sein, da es auf solchen und solchen psychologischen Bedingungen beruht, und da es zu wahrhafter Erkenntniss der Dinge führen soll: das ist die logische Frage. Damit aber verliert sie ihre geschichtliche Beziehung nicht; denn die Metaphysik ist ja ebenfalls historisch, wie schon längst Hegel erkannt hat.

Noch einmal der Stammbaum der indogermanischen Sprachen.

Von

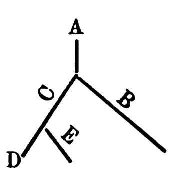
Dr. J. Jolly,
Privatdocenten in Würzburg.

Mit Rücksicht auf Fick, die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europa's. Göttingen, Vandenhöck und Ruprechts Verlag 1873.

Seitdem ich dieses schon vielfach hin und her gewendete Problem in dem im vorigen Hefte dieser Zeitschrift abgedruckten Aufsatze erörtert habe, scheint sich die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Stammbaumtheorie wieder fast allgemein befestigt zu haben. Auf Havet's in der „Revue critique," L. Meyer's in den „Gött. Gel. Anz." ausgedrücktes Verwerfungsurtheil über J. Schmidt's neue Hypothese von der Verbreitungsart der indogermanischen Sprachen in der ältesten Zeit konnte ich schon hinweisen, nun ist auch G. Curtius in der zweiten Auflage seiner Chronologie d. indogerm. Sprachf. der eigenthümlichen Auffassungsweise Schmidt's entgegentreten, indem er namentlich darauf aufmerksam macht, wie wenig gerade in den ältesten Zeiten der noch unentwickelten Gesittung und Staatsordnung an ein solches „idyllisches Nebeneinanderwohnen" der Völker zu denken ist, wie die Schmidt'sche Annahme von einer fortwährenden Wechselwirkung der Sprache des einen auf die des anderen voraussetzt; liegt aber, wie ich a. a. O. gezeigt habe, der Kern der Schmidt'schen Irrthümer in der aus Schleicher's Sprachphilosophie festgehaltenen Anschauung, dass die Sprache

sich in vorgeschichtlichen Zeit ganz anders entwickle als in geschichtlicher, so ergibt sich hiermit, wie sogar die Consequenzen dieser seiner eignen Anschauung gegen seine geographische Theorie sprechen.

In ausführlicherer Weise hat sich ferner in den Proceedings der American Oriental Society vom 16. October 1873 Whitney, der bekannte Sanskritist und Sprachforscher, „on Johannes Schmidt's new Theory of the Relationship of Indo-European Languages" geäussert, die er als „eine Art geographische Theorie" bezeichnet (vgl. meinen Aufsatz); denn nach Schmidt's Auffassung sind ja die Sprachen in dem Grade verwandt, wie sie sich räumlich nahe liegen, indem jede der indog. Sprachen die „organische Vermittelung" zwischen den auf beiden Seiten ihres Gebiets angrenzenden Nachbarsprachen bildet. Whitney nun bemerkt, dass er nicht darauf ausgehe, die einzelnen von Schmidt gegen die Stammbaumtheorie vorgebrachten Argumente anzugreifen und ihre Widerlegung zu versuchen, sondern er gedenke zu zeigen, wie unwissenschaftlich und unhaltbar die von ihm aufgestellte neue Erklärung sei. Sie widerspreche platterdings allem, was man von der Vererbung und Ueberlieferung der Sprache und den Ursachen und Kennzeichen der Abstammung mehrerer Sprachen von einer gemeinsamen Ursprache wisse. Dass man sich dieselbe unter dem Bilde eines Stammbaums zu denken hat, ist eine nothwendige Consequenz aus dem Umstande, dass wir uns auch das Verhältniss verwandter Völker zu einander nicht anders vorstellen können. Die Sache wird noch einleuchtender, wenn man sie sich graphisch veranschaulicht; ich gebe daher beistehend das einfache Schema wieder, mit dem Withney dies thut. Spaltet sich nämlich ein gegebenes Volk A in zwei (oder mehr) Stämme, nämlich B und C, später dann C wieder in zwei (oder mehr), nämlich D und E, so werden die Sprachen dieser neuentstandenen Stämme von einander abweichen, da sie sich in Folge des nach ihrer Trennung zu voller Geltung gelangten, weil nicht mehr durch die einigende Wirkung des Verkehrs



gehemmten partikularistischen Sprachneigungen der Einzelnen verschieden gestalten werden, und es werden ebenso viele neue Sprachen als Völker entstehen, also D, E und B. Natürlich kann dann E nichts von A enthalten, das nicht auch schon in C war und desgleichen auch schon in D, bevor die Trennung von D und E stattfand; ebenso wenig kann es irgend eine E und B speciell eigenthümliche Spracherscheinung geben, die nicht auch D vermöge seiner Herkunft von A und C einmal sogut wie E besessen hätte; alle Ausnahmen von diesem Satze können in der Regel nur entweder auf einem zufälligen Zusammentreffen, oder auf einer Entlehnung, auf einem Austausch zwischen E und B beruhen — abgesehen von den ganz seltenen Fällen, wo eine schon in der Grundsprache A vorhandene Spracherscheinung, die aber in D aus irgend einem Grunde verschwunden war, sowohl in B als in E wieder stärker hervortritt. Wie D, E und B sich geographisch zu einander verhalten, das ist für ihr sprachliches Verhältniss vollkommen irrelevant, ausser insofern dadurch etwa der Eintritt von Entlehnungen befördert wird. Auf das Entschiedenste spricht sich dagegen Whitney (wie Curtius) gegen die Annahme aus, als könnten die Sprachen zweier verschiedener Völker, die nur hie und da mit einander verkehren und sich gegenseitig nicht im geringsten um ihre Sprache kümmern, einfach durch eine Verminderung des örtlichen Zwischenraums, der sie trennt, einander näher gebracht werden. Im Ganzen genommen erblickt der amerikanische Gelehrte in dieser Theorie ein neues Beispiel von der in der deutschen Linguistik nur zu sehr verbreiteten Richtung, die anerkanntesten Sätze der Sprachwissenschaft wieder umzustossen; über Schmidt's einzelne Argumente bemerkt er nur, dass dieselben theils von Fick in dem neuen, gleich näher zu erwähnenden Werke, theils von mir in meiner Geschichte des Infinitivs erledigt seien, nur auf den Haupteinwand, den Schleicher aus der gleichen Behandlung des ursprachlichen *k* in den arischen und slavolettischen Sprachen gegen den herrschenden Stammbaum entnehmen zu dürfen glaubte, geht er etwas näher ein, indem er im Anschluss an Ascoli und Fick zeigt, dass diese viel berufene Spracherscheinung sich nach der

einen der drei theoretisch von ihm festgestellten (s. o.) Methoden sehr wohl erklären lässt. Wie demnach die vergleichende Sprachwissenschaft durch diese und ähnliche Spracherscheinungen noch lange nicht genöthigt sei, sich zur Annahme einer so gewaltsamen Erklärung wie Schmidt's geographische Hypothese zu bequemen, so hält Whitney die herrschende Stammbaumtheorie ebenso wenig durch den von Max Müller darauf gerichteten Angriff für erschüttert, über den er sich nur kurz, doch ganz in dem Sinne der eingehenden Widerlegung der Müller'schen Argumente äussert, die ich früher in diesen Blättern zu geben gesucht habe.

Eine sehr viel ausführlichere Erörterung als in den bisher angeführten kritischen Aeusserungen französischer, deutscher und amerikanischer Sprachforscher über die Schmidt'sche Hypothese hat die gesammte Stammbaumfrage in dem unlängst erschienenen Werk von Fick „die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas" erfahren. Dass der Verfasser des „Wörterbuchs der indogermanischen Sprachen," das bekanntlich ganz auf die Schleicher'schen Voraussetzungen gegründet und in eine Reihe von Wortsammlungen, die den Wortschatz der indogermanischen, der arischen, europäischen, gräcoitalischen Grundsprache u. s. w. repräsentiren, eingetheilt ist, sich nicht auf diese Weise gleichsam den Boden unter den Füssen wegziehen lassen würde, war gar nicht anders zu erwarten; insbesondere ist es die Annahme einer europäischen Periode, die er in dem vorliegenden Werke gegen die Einwendungen Schmidt's in weitestem Umfange zu rechtfertigen unternommen und auch wirklich — um mein Gesammturtheil gleich vorauszuschicken — mit Evidenz bewiesen hat.

Treten wir dem sehr umfassenden Werke näher und beginnen mit dem minder Wichtigen, so fallen betreffs des Styles manche (gelinde gesagt) Unebenheiten auf. Neologismen wie der Ausdruck, dass „das alte *kv* in *hv* umtrat" statt übertrat (S. 32), die Verschwemmung zweier Laute, wie der Verf. statt „Vermischung" oder „Verschmelzung" sehr gerne sagt, sind Geschmackssache; aber wenn Fick S. 3 von „gleichmässig eingetretenem Organwandel" spricht, der „nur in organisch ver-

bundenen Volksmassen einzutreten und durchzugreifen pflegt," so scheint ihn hier das Gefallen an der Neubildung „Organwandel" und dem damit verbundenen Wortspiele zu einer schiefen Auffassung verleitet zu haben. Denn bei der slavolettischen und arischen Wandlung des ursprachlichen *k* in einen Zischlaut, um die es sich an der bez. Stelle handelt, kann nicht von dem Uebergang dieses Consonanten aus einem Organ in ein anderes, wie ein solcher z. B. bei dem häufigen Wechsel zwischen den beiden Tenues *k* und *p* vorliegt, sondern nur von einer Aenderung der physiologischen Beschaffenheit des fraglichen Lautes die Rede sein, durch den die Tenuis zur Spirans wurde, während gerade „das Organ" d. h. die Articulationsstelle ungeändert blieb. Dies sind Proben bedenklicher Unklarheiten im Ausdruck, an denen das Buch nicht eben arm ist.

Was den Plan desselben angeht, so knüpft es durchaus an die Schmidt'schen Gedankengänge an und behandelt daher zuerst und am ausführlichsten die Geschichte des ursprachlichen *k*-lauts in den arischen und slavisch-litauischen Sprachen. Die angebliche Spaltung des ursprachlichen *k* in diesen beiden Sprachfamilien war ohne Zweifel der plausibelste der Gründe, die Schmidt zur Stütze für seine genealogische oder geographische Annäherung dieser beiden Sprachzweige vorbringen konnte: der Spaltung des alten *a*, die den Hauptbeweis für die Annahme einer europäischen Periode bildet, stellt er die arisch - slavolitauische Spaltung des *k* gegenüber. Ich bin desshalb schon in meinem vorigen Artikel auf dieses Thema näher eingegangen und habe, wesentlich im Anschluss an Ascoli, ausgeführt, wie sich diese auf den ersten Blick auffallende Erscheinung mit der bisher geltenden Auffassung von den Verwandtschaftsbeziehungen der indog. Sprachen vereinbaren lässt. Ganz denselben Weg der Erklärung hat jetzt Whitney betreten, indem er, von der oben mitgetheilten Zeichnung ausgehend, bemerkt, die Assibilirung des *k* im Arischen sowohl als Slavolitauischen lasse nur eine doppelte Auffassung zu: entweder nämlich sei die Linie E unrichtig gezogen, d. h. die beiden erwähnten Sprachfamilien seien näher unter sich verwandt als

mit den übrigen; oder aber diese Erscheinung sei nur ein Ueberrest von einer schon in der Ursprache vorhandenen Lautneigung, die aber nur in diesen beiden Sprachfamilien zur vollen Entwickelung gebracht, in allen verwandten Sprachen dagegen wieder fallen gelassen worden sei. Nun ist es aber aus einer Menge sonstiger Gründe geboten, an der Richtigkeit der Linie E festzuhalten; es bleibt also nur die andere Erklärung übrig.

So hatte wie gesagt schon Ascoli diese von Schleicher früher mit Unrecht auf reinen Zufall zurückgeführte arisch-lettoslavische Lautentsprechung aufgefasst. Die beiden entscheidenden Stellen finden sich in seinen Corsi di Glottologia I, p. 56 f. und p. 84 f. (Torino e Firenze 1870). An ersterer Stelle resumirt er seine vorausgehende ausführliche Besprechung der fraglichen Erscheinung etwa in folgenden Hauptsätzen. Nachdem er sowohl die (Schleicher'sche) Erklärung vermittelst eines bloss zufälligen Zusammentreffens, als die Annahme einer engeren Gemeinschaft zwischen beiden Sprachfamilien kurz zurückgewiesen hat, entscheidet er sich für die dritte mögliche Annahme, dass wir „dovremo immaginare, che il k originario, leggermente affetto dalla parassita (nämlich einem accessorischen i), in un determinato numero di esemplari, sin dal periodo proto-ariano, si venisse poi liberando, in alcune favelle, di questo intacco, ed in altre all'incontro, per conforme sviluppo del l'antica affezione, subisse trasmutazioni conformi, le quali rappresentebbero effetti consimili, ma tra di loro independenti, di una medesima causa." Als typisches Beispiel hierfür dient ihm das indogermanische Zahlwort für zehn, das in der Einheitsperiode mit einer leichten Affection des *k* *dak'a* gelautet habe: hieraus sei einerseits, quasi il tipo (d. h. das von Ascoli als ursprünglich vorausgesetzte reine *k*) risanato, *daka* entstanden, welche Grundform dem griechischen, lateinischen, keltischen und germanischen Numerale für die Zehnzahl zu Grunde liege; andererseits sei, mit Beibehaltung und Fortbildung des Zulauts *ĭ*, die Form *dakja* daraus hervorgegangen, aus der sich dann die betreffenden, statt des ursprachlichen *k* einen Zischlaut enthaltenden arischen und sla-

visch-litauischen Wortformen entwickelt hätten. Freilich habe diese Annahme abgesehen von einigen ihr direkt entgegenstehenden Thatsachen — die ich unerwähnt lasse, weil sie inzwischen von Fick befriedigend erklärt sind — auch mit einer indirekten Schwierigkeit zu kämpfen, nämlich dem Bestehen einer zweiten Affection des ursprachlichen *k* (arisch *k'* = latein. qu etc.), die sich ganz anders auf die einzelnen Sprachen vertheile; denn während die vorerwähnte Affection der gutturalen Tenuis das arische und litauisch-slavische Sprachenpaar den sämmtlichen verwandten Sprachen gegenübertreten lässt, sei dieser zweite „germe alterativo“ dem Arischen mit der Mehrzahl der europäischen Sprachen gemein, dagegen im Slavisch-Litauischen unvertreten. Letztere Wahrnehmung wird in der folgenden (3.) Vorlesung näher ausgeführt und an der schon bezeichneten Stelle (p. 84) dem obigen *dakja*, resp. *dakža*, *daša*, *daça* die verschiedene Ausgestaltung eines anderen Zahlworts, des der Vierzahl nämlich, in den indog. Sprachen gegenübergestellt: ursprachlich k^{v}atvar, „la cui incerta parassita (quasi un v greco) riuscisse ad assumere tra gl'Indo-irani, in un' epoca relativamente moderna, la pronuncia palatina (kjatvar, donde k'atvar, catvar), e tra gli Europei, all' incontro, o almeno tra quelli i cui idiomi qui ripercuotono un antico kv, si fissasse, di regola in pronuncia labiale ed in labio-dentale (kuatvar, kvatvar, onde quatuor u. s. w.). Also, dahin lässt sich die Auffassung Ascoli's resumiren, in der Ursprache gab es ausser dem reinen *k* zwei verschiedene Affectionen desselben, die er mit den Symbolen k^{i} und k^{v} bezeichnet; im Arischen seien dieselben vollständig, wenn auch nicht gleichzeitig (p. 85) zur Entwickelung gekommen, daher in jenen beiden typischen Beispielen *dak^{i}a* zu *daça*, *k^{v}atvar* zu *k'atvar* geworden; in Europa sei das durch *i* afficirte *k* („il tipo dak^{i}a“) ausser im Slavo-Litauischen wieder mit dem reinen *k* verschmolzen, das *k^{v}* hingegen, aus dem im Arischen *k'*, in Europa gemeinhin *kv* oder sonstige andere Consonanten hervorgingen, gerade nur im Slavo-Litauischen in *k* zurück verwandelt worden.

Ich bin auf die Darlegung des berühmten italienischen Linguisten näher eingegangen, weil es zur Beurtheilung des

Fick'schen Werkes wichtig ist, seine Auffassung betreffs dieses Hauptpunktes mit der Ascoli'schen zu vergleichen; auch fordert er selbst in der Vorrede zu einer solchen Prüfung und Abwägung „der feinen Deduktionen Ascoli's," dem er das Verdienst zugesteht, zuerst auf die Doppelnatur des *k* im Indogermanischen hingewiesen zu haben, gegen seine eigene Darstellung auf. Es hiesse den Leser ermüden, wollte ich ihm die desshalb von mir angestellte Vergleichung bis ins Einzelne hinein vorführen, genug wenn ich mein Ergebniss mittheile, dahin gehend, dass Ascoli im Wesentlichen das Material zusammengebracht hat, auf welches sich Fick stützen konnte, um nun seinerseits, nicht ohne zugleich in stofflicher Hinsicht manche schätzbare Ergänzung zu liefern, die ganze Masse der hieher gehörigen Erscheinungen entschieden richtiger als Ascoli anzuordnen und zu erklären. Es wäre nämlich zwar unbillig, so manches Treffende der Ascoli'schen Darstellung zu verkennen, und wenn Schmidt sie als „unwissenschaftlich" bezeichnet, weil sie mit der Annahme eines Zufalles operire, so gibt ihm Whitney a. a. O. diesen Vorwurf zurück, indem er sagt, dass derselbe nicht den treffen könne, der eine unbestreitbar zulässige, wenn schon nicht wahrscheinliche Erklärung beibringe, wohl aber den, der eine den obersten Grundsätzen der Sprachwissenschaft widersprechende Annahme aufstelle; das sei nicht anders, als wenn Jemand beim Würfelspiel, um das zweimal wiederholte Auffallen der Sechszahl nicht dem Zufall zuschreiben zu müssen, es aus dem Einfluss der Sterne erkläre. Allein Ascoli's Darlegung und Deutung des Sachverhalts fehlt darin, dass sie zu complicirt ist; sowohl die Symbole, die er zur Bezeichnung seiner zwei Affectionen des *k* der Ursprache gewählt hat, k^i und k^v, als auch diese Annahme selbst einer blossen Affection statt einer ursprünglichen Zweiheit des alten *k* sind künstlich, und letztere Annahme hat ihn dann weiter zu der noch unwahrscheinlicheren Ansicht verleitet, als sei das afficirte *k* in einigen Sprachen wiederhergestellt, „geheilt" worden. Schon Havet hatte in der Révue critique vom 23. November 1872 auf das Missliche der Ascoli'schen Symbole hingewiesen und zugleich bemerkt: Il est certain qu'il y avait un

Schwierigkeiten übrig, die Fick nur erst theilweise zu erledigen versucht hat; die bedeutendste, die er gar nicht erwähnt hat, scheint mir in dem Umstande zu liegen, dass es der sonstigen Erfahrung widerspricht, dem Urvolk eine grössere Distinctionsgabe in Betreff der Laute seiner Sprache zuzutrauen, als den sonst so viel höher entwickelten Einzelvölkern; bei den Vocalen z. B. sehen wir ja gerade den umgekehrten Fall eintreten, dass das eine *a* der Ursprache sich späterhin in fünf verschiedene Vocale spaltet. Doch kommt hier ohne Zweifel viel auf Rechnung der Schrift, die es, nachdem man einmal nur ein Zeichen für die gutturale Tenuis besass, nicht zuliess die ursprüngliche Zweiheit des K-lauts auch da wo nicht andere Laute dafür eingetreten waren, durchgängig festzuhalten. Nur die Römer haben, praktisch wie sie waren, das von den Griechen überkommene Koppa zur Bewahrung des alten Unterschieds vermittelst ihres *qu* benutzt; während es im Griechischen in den Dialekten, die es sich noch erhalten haben, lediglich zur Bezeichnung des unbedeutenden physiologischen Unterschieds zwischen demjenigen *k*, welches dunkleren und jenem, welches helleren Vocalen vorausgeht, benutzt wird.*)

Mit dem aus der Geschichte der gutturalen Tenuis (oder Tenues) entnommenen Einwande steht und fällt Schmidt's Argumentation gegen die Annahme einer europäischen Periode; es war daher ganz in der Ordnung, hierauf in einem Werke, das eben diese Annahme zu erweisen unternimmt, den Hauptnachdruck zu legen. Auch bei allen Besprechungen, die das Schmidt'sche Schriftchen bisher gefunden hat, ist dies geschehen, und in die Reihe derselben gehört gewissermassen auch Fick's Werk hinein, dessen Plan kurz dahin angegeben werden kann, dass er sich widerlegend, berichtigend, ergänzend auch in all seinen übrigen Theilen durchaus an den Gedankengang Schmidt's hält. Welche Punkte dabei Fick für

*) Eine neue Bestätigung hierzu, wenn es einer solchen bedürfte, liefert der seit einigen Jahren durch die Publicationen von Oekonomides näher bekannt gewordene lokrische Dialekt; ganz constant steht hier das Koppa vor *ο*, *ω*, *οο*, *οι*; vor den übrigen Vocalen ebenso regelmässig das *κ* (s. Allen de dialecto Locrensium in Curtius' Studien III, 217).

die wichtigsten hält, wird am deutlichsten aus folgender Angabe seiner Kapitelüberschriften erhellen: I. Stellung der Slavoletten zu Germanen und Ariern. II. Das Vorkommen von *k* und k_3 im europäischen Wortschatze. III. Die Stellung der Griechen zu den Ariern. IV. Abweichende Lautgestalt alter Nomina bei den Europäern und Ariern. V. Die gemeinsam-europäische Entwickelung des *e*-Vocals. VI. Die gemeinsam-europäische Entwickelung des *l*. VII. Gemeinsam-europäischer Wortschatz. VIII. Die Indogermanen Europas ehemals ein Volk.

Der letzte Abschnitt recapitulirt noch einmal den Hauptinhalt des ganzen Buches und bezeichnet als die Hauptentwicklungen, durch die sich die europäischen Sprachen von den arischen scheiden, folgende drei: 1) eine reiche Entfaltung des *e*-Vocals gegenüber dem ursprachlichen und arischen *a*, 2) die Entwickelung des *l* aus dem *r* der Ursprache, gegenüber dem *r* der arischen Einheitsperiode, 3) der gemeinsame Besitz von mehreren Hunderten theilweise höchst origineller Wörter und selbst Wurzeln, die den arischen Sprachen völlig abgehen. Es befremdet, in diesem Resumé gerade nur zwei der Lautlehre und ein dem Wortschatz angehöriges Moment hervorgehoben und auf die von dem Verf. selbst mit so vielem Fleisse gesammelten Uebereinstimmungen in Betreff des Formenbaues augenscheinlich ein viel geringeres Gewicht gelegt zu sehen — von den syntaktischen Beweisgründen ganz zu geschweigen: so charakteristisch gerade letztere für den Verwandtschaftsgrad zweier verglichener Sprachen sind, wie ich im vorigen Artikel und in meiner Geschichte des Infinitivs an einigen Beispielen gezeigt habe, so werden sie doch auch in dieser neuen Untersuchung kaum nur gestreift. Aber auch wer Fick darin beistimmt, dass er auf lautliche Coincidenzpunkte am meisten gibt, wird doch mit Verwunderung bemerken, dass er sich gerade auf die angeblich europäische Entwickelung des *l* mitberuft. Das arme, viel umstrittene, viel verkannte *l*! Schon von Bopp's Zeiten her ist die Frage nach dem Vorkommen oder Nichtvorkommen desselben so vielfach hin- und hergewendet worden — eine eigene Monographie darüber liegt nun auch vor, die es wieder der Ursprache vindicirt — dass nachgerade

ein hoch sanguinisches Temperament dazu gehört, um eine Einigung der Forscher in Betreff derselben noch zu erwarten. Warum hat also Fick gerade diese noch so problematische Uebereinstimmung, warum hat er z. B. nicht geradezu das von ihm so eingehend nachgewiesene Zusammentreffen der europäischen Sprachen in der Behandlnng der beiden *k*-laute unter seine drei Hauptargumente aufgenommen? Ich weiss hiefür keinen anderen Grund ausfindig zu machen, als die Anordnungs- und Darstellungsart des Verf.'s, die desshalb hier noch zu besprechen ist.

Der grosse Umfang des Werkes (432 S.) erklärt sich nämlich nur theilweise aus den langen Wortverzeichnissen, die in dasselbe eingefügt sind — nicht eben zur Erhöhung seiner Lesbarkeit: solches lexicalische Beweismaterial sollte doch durchweg in Beilagen verwiesen werden — mindestens den gleichen Antheil hat daran die schleppende Manier des Verf.'s. Der Recapitulationen nicht nur, sondern der einfachen Wiederholungen und selbst Verbreiterungen der doch nur theilweise neuen Gedanken, die Fick uns vorführt, ist kein Ende; sollte aber ein Gefühl der Ermüdung hierüber sich nicht auch bei ihm selbst eingestellt und ihn hie und da ins andere Extrem, nämlich zu einer übertriebenen Prägnanz und Kürze getrieben haben? An derjenigen Stelle wenigstens, die mich zu diesem Seitenblick auf seine Darstellung geführt hat, gewinnt man entschieden den Eindruck, als habe Fick, in der Besorgniss, die Leser durch eine nochmalige vollständige Aufzählung der schon bis zum Ueberdruss oft vorgeführten Argumente für die europäische Spracheinheit zu langweilen, rasch zu den drei nächsten besten gegriffen, ohne näher zu überlegen, ob es auch die drei schlagendsten seien.

Die soeben gerügten Mängel durften hier um so weniger übergangen werden, da sie sich, wie das Gesagte ergibt, neben der Form auch auf den Inhalt des Fick'schen Buches beziehen; was jedoch die Haupttendenz desselben betrifft, so kann ich hier schliesslich nur das Eingangs ausgesprochene Urtheil wiederholen, denn wenn die Annahme einer europäischen Periode schon bisher unter den stimmführenden Sprachforschern ziem-

lich allgemein verbreitet war, so ist sie nun, durch den Schmidtschen Angriff blos momentan erschüttert, durch Fick's reiches Beweismaterial über jede Anfechtung erhoben. Ausser den rein sprachvergleichenden sind es auch noch historisch-linguistische Momente, auf die er sich stützt; so wird namentlich, um den Anhängern der „organischen Vermittelungs"-theorie auch den letzten Halt zu entziehen, in Betreff der kleineren Völker, „welche die breite Scheidezone zwischen den Ariern im Osten und den uns nach Sprache und Nationalität völlig bekannten Indogermanen Europa's" einst einnahmen, nachgewiesen, dass dieselben sich trotz der Spärlichkeit der Data, die die uns erhaltenen historischen Notizen und Sprachüberreste liefern, sich doch mit aller Bestimmtheit theils den Ariern, theils den europäischen Indogermanen zuweisen lassen. Im Norden kommen hier die Skythen und Sauromaten in Betracht, sie waren schon von Müllenhoff, dessen bez. sehr schlagende Argumentation Fick hier kurz widergibt, als Iranier erwiesen; dagegen zeigt Fick in Betreff der beiden grossen Nationen des Südens, der Phryger und Thraker, von denen man die ersteren bisher gleichfalls meistens der iranischen Sprachfamilie zugesellt hat, auf Grund ihm von Wachsmuth mitgetheilter Zeugnisse, dass sie vielmehr europäischen Stammes sind. Zu einer Vermittlerrolle in dem von den Freunden der geographischen Theorie geforderten Sinne leihen sich also auch diese Völker so wenig wie die Slavolitauer und Griechen her.

Hat es demnach einmal in einer frühen, aber uns doch schon viel näher als die indogermanische Urzeit liegenden Epoche eine grosse europäische Gesammt-Nation gegeben, so hat auch auf diese wie auf das indog. Urvolk die historische Forschung ihr Recht wahrzunehmen. Es ist daher dankenswerth, dass Fick den Versuch gemacht hat (S. 265 ff. an einer nur wegen des fehlenden Registers von flüchtigen Lesern leicht zu übersehenden Stelle), den seit Kuhn öfter unternommenen Schilderungen von dem Culturzustand der Indogermanen ein Bild von der Gesittung des europäischen Urvolks gegenüberzustellen. Indem er demselben eine auf dem neuesten Stande der Forschung stehende Skizze von dem Leben und den Sitten der Indogermanen vor-

anstellt, gewinnt er den Vortheil, die Fortschritte, die die Europäer nach ihrer Trennung von dem arischen Schwestervolke gemacht hatten, deutlich vor Augen führen zu können. So erscheint das schon in der indogermanischen Epoche sehr entwickelte Familienleben bei den Europäern durch die Prägung von Bezeichnungen für den Grossvater, die Manneschwester, den Schwestersohn, dann einer Reihe von Kosenamen noch weiter gesteigert; auf politischem Gebiet tritt neben den König die Gemeinde tauta als „die Machthabende," die mit dem König zusammen die Gesetze (osk. *ligu*, lat. *lex* = german. *laga*, eigentlich „das Gelegte") erlässt; die den Europäern bekannte Pflanzen- und Thierwelt weist auf den Westen unseres Erdtheils als ihren Stammsitz hin, auch waren sie ohne Frage schon mit dem Meer und verschiedenen Seethieren bekannt; vor Allem aber waren sie aus sesshaften Viehzüchtern zu Ackerbauern geworden: daran lassen zahlreiche sprachliche Belege keinen Zweifel, ebendamit stimmt auch die Geschichte, die uns wohl in Asien, nirgends aber auf europäischem Boden Hirtenvölker indogermanischen Stammes kennen lehrt.

Diese culturhistorischen Ergebnisse bilden die anziehendste Partië des Fick'schen Werkes, die man daher gerne noch weiter ausgesponnen sähe; der Schilderung der europäischen Urzeit hätte eine eben solche — nicht gerade des nord- oder südeuropäischen Urvolks, da über die innere Gliederung der Europäer noch allzu grosse Unsicherheit besteht — der europäischen Einzelvölker folgen sollen. So hat ja z. B. Mommsen in seiner römischen Geschichte das Bild der „gräcoitalischen," und italischen Periode, schon früher J. Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache die Germanen unmittelbar vor ihrem Eintreten in die historische Zeit mit wenigen, aber prägnanten Zügen gezeichnet. Auf Grund der raschen Fortschritte, welche die indogermanische Sprachwissenschaft inzwischen gemacht hat, liessen sich jetzt sehr viel detaillirtere Schilderungen dieser Art entwerfen. Als Muster für dieselben möchte ich, damit zugleich zum Schlusse auf das neueste Werk über die indogermanische Urgeschichte hinweisend, die höchst lebendige, von einer Menge geistreicher und beachtenswerther Einfälle und Combinationen

durchzogene Darstellung der Sitten und Einrichtungen, Begriffe und Anschauungen der alten Kelten empfehlen, welche der zu früh verstorbene Bacmeister in seinen Keltischen Briefen (Strassburg 1874, herausgeg. von O. Keller) auf Grund der Sprachvergleichung gegeben hat. Auch auf die schwierige Frage nach der verwandtschaftlichen Stellung der Kelten wirft dieses Buch, ohne ausdrücklich darauf einzugehen, manch interessantes Streiflicht; mir ist aus den zahlreichen, grossentheils neuen Etymologieen Bacmeisters die Menge von Analogieen mit dem germanischen Wortschatz, die sich darunter finden, auffällig entgegengetreten. Ich erinnere hierbei an das, was ich über die nothwendigen Fehlerquellen bei allen Untersuchungen über den Verwandtschaftsgrad der indog. Sprachen im vorigen Artikel bemerkte; bedenkt man, in wie später Zeit erst — verglichen mit dem lateinischen nämlich — sowohl auf keltischem, als auf germanischem Sprachgebiete die ältesten Denkmäler beginnen, und erwägt man ferner die sprüchwörtliche Neuerungssucht, welche die Kelten in geradem Gegensatz zu dem Conservatismus der Litauer auch in Betreff der Sprachbildung an den Tag legen, so muss es doppelt auffallen, noch so viel altes Sprachgut bei ihnen vorzufinden, das sie nur mit den Germanen gemein haben. So liefert auch die neueste Forschung über die Sprache der Kelten wieder eine Bestätigung der Ebel'schen Ansicht, die sie am nächsten an die Germanen rücken, und gegen die Schleicher'sche, die sie mit den Römern verbinden wollte.

Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen, ein Beitrag zur Lösung der Streitfrage über die Heimath des indogermanischen Urvolkes von Dr. Carl Pauli. — Münden, 1873. Verlag von Hans Augustin. —

Diese kleine interessante Schrift sollte, wie der Titel andeutet, einen doppelten Zweck erfüllen. Zunächst galt es die Wurzel und verwandtschaftliche Sonderformation gewisser, bei den indogermanischen Völkern gebräuchlicher Benennungen eines und desselben Objektes fest zu stellen und zu vergleichen. Daraus aber versprach der Verfasser auch einen Schluss auf die noch so zweifelhaft dünkende Heimath des indogermanischen Urvolkes ziehen zu können. Die Bedeutung der Arbeit liegt lediglich in der Behandlung des ersten Theiles der Aufgabe. Dass wir mittels des hieraus gewonnenen Resultates wirklich einen Schritt weiter in der Räthsellösung betreffs unserer Urgeschichte gekommen seien, kann ich aber nicht behaupten. Der Verfasser selbst fasst jenes Resultat der sprachlichen Untersuchung in die folgenden beiden Sätze zusammen:

„1) Die Ausdrücke für den Löwen bei den europäischen Indogermanen weisen allesamt eine Gestaltung auf, die den Laut- und Wortbildungsgesetzen jeder dieser Sprachen völlig gemäss ist; und ferner ist die für jede Sprache sich so ergebende Grundform von den Grundformen der anderen abweichend gebildet, so dass es aus beiden Gründen schwer fällt an eine Entlehnung innerhalb des Kreises der genannten Sprachen zu glauben;

2) Alle diese Ausdrücke leiten auf eine im Lateinischen (und vielleicht auch im Griechischen) noch höchst lebendige Wurzeln *liv* (*lu*) „graugelb sein“ zurück; wo aber eine Wort-

gruppe ihr evidentes Etymon findet, da ist auch ihre Heimath, und deshalb vermag ich an eine Entlehnung aus den semitischen Formen, die an sich den Lauten nach nicht völlig unmöglich scheint, nicht zu glauben. —"

Die vorhergehende Untersuchung hatte also ergeben, dass jeder der vier Hauptsprachstämme der europäischen Indogermanen (mit Ausnahme des Keltischen) dieselbe Wurzel *liv* (*lu*) zur Bezeichnung des „Löwen" eigenartig fortgebildet habe. Aus der Vergleichung der griechischen Worte *λέων*, *λέαινα*, Homer. Dativ: *λείουσι*, Nom.: *λῖς* (*livs*) hatten sich die griechischen Grundformen: *liv-*, *laivant-*, *laivanja-;* aus der Vergleichung der lateinischen Worte *leo*, *lea*, die lat. Grdf.: *laiva-*; aus der Vergleichung der deutschen Worte *lewo*, *leo*, *louwo*, *lewe*, *leuwe*, *leu*, *löuwe*, *löwe*, alleman. *lio*, *lioin*, *lionna*, die deutsche Grdf.: *lavjan-*, *laivan;* — und aus der Vergleichung der slavisch-litauischen Worte *lĭvŭ*, *lev*, *levŭ*, lit. *liútas*, *liutine*, lett. *lauwa*, zemoritisch: *láwas*, *lẽwas* die slavo-lit. Grdf.: *ljava-*, *ljavā-*, *liuta-* ergeben.

Man könnte dies gelten lassen, da positive Beweise für eine Falschheit der sprachlichen Schlüsse fehlen. Man könnte die Verschiedenheit der Stammbildungen sogar wohl natürlich daraus erklären, dass mit dem Verluste des wirklichen Objektes auch die ursprüngliche gemeinsame und gleich gebildete Bezeichnung desselben verloren ging, und um zur Bezeichnung einer blossen Vorstellung von einem aus den Augen verlorenen, nur durch Hörensagen wieder bekannt gewordenen oder, wenn man will, bekannt gebliebenen Objekte von jedem der bereits getrennten Völker in verschiedener, der Einzelsprache entsprechendster Weise aus der altgemeinsamen Wurzel neue Stämme gebildet wurden. „Ethnische Weiterbildungen einer und derselben proethnischen einfacheren Form" nennt ja auch der Verfasser seine angegebenen Grundformen.

Zugleich aber regt sich mir der Gedanke, ob man denn nicht Angesichts dieser Verschiedenheit ebensogut, der Ansicht des Verfassers gerade entgegen, daraus einen Schluss auf die Entlehnung ziehen könne? Dass ein altgemeinsames Wort in den verwandten Sprachen sich — abgesehen von ge-

wissen allgemeinen sprachlichen Gesetzen — ziemlich gleichförmig erhalte ist so natürlich, wie dass andererseits ein entlehntes Wort in jeder einzelnen Sprache, durch keine Altgemeinsamkeit gehemmt, recht nach Art und Lust dieser Einzelnen sich umforme. Somit wäre mindestens die Unmöglichkeit der Entlehnung nicht erwiesen worden, vielmehr die Möglichkeit gerade wegen dieser Verschiedenheit der Stammbildungen noch völlig annehmbar! — Nun aber dünkt mich auch diese Verschiedenheit durchaus nicht so bedeutend, wie der Verf. sie darstellen möchte. Zunächst kann ich die Berechtigung zur Annahme eines älteren lat. *leus* für *leo* wegen des dichterischen Feminins *lea*, neben dem eingestandenermassen dem Griechischen entlehnten *leaena*, nach Analogie des *deus* mit dem Feminin *dea*, nicht anerkennen. Mir scheint diese Operation der einfachen Deutung: „*leo* aus gr. *leon*, *leaena* aus gr. *leaina*“ gegenüber in ähnlicher Weise umständlich, wie dies der Verf. bei anderer Gelegenheit der Corssen'schen Beweisführung vorwirft. Dass dem Dichter die Lizenz zustand, wo er das langathmige Fremdwort nicht gebrauchen wollte oder konnte, sich ein so nahe liegendes römischeres *lea* nach Analogie der *lupa*, *equa* u. a. m. zu bilden, wird Niemand leugnen mögen. Oder sollte es etwa schon ein älteres gr. *λεά* neben *λέαινα* wie *θεά* neben *θέαινα* gegeben haben? — Es drängt sich nun freilich die Vermuthung auf, dass, wie das Lateinische dem Griechischen, geographisch-historischem Gesetze nach auch das Deutsche dem Slavisch-Litauischen entlehnt sein dürfte. *Lauwa*, *Ljawa*, *Lěwas*, *Lewu* klingen dem *leuwe*, *lewa* ähnlich genug. Nichts destoweniger würde sich diese Annahme nicht halten können. Erstens steht das litauische *liútas* durchaus von allen deutschen Bildungen ab. Zweitens kennt nur das Hochdeutsche, nicht das Nordische und Angelsächsische, den Namen des Löwen; letztere haben ihn ersichtlich später entlehnt. Drittens deuten aber sowohl die ahd. Formen *leo*, *lewo* als die alemannische: *lio*, *lionna* fast zweifellos auf lat.: *leo*, *leaena*; dass sie sich späterhin durchaus verdeutschten, war eben ganz natürlich, sobald das Fremdwort deutsch geworden: mhd. *schrîbe*, *schreip*, *geschriben* dünkt auch so echt deutsch wie *schrîte*, *schreit*, *ge-*

schriten, und doch ist es ein dem Lateinischen entlehntes Wort. Viertens ist offenbar die Kenntniss des Löwen den Hochdeutschen erst durch die lateinische Sprache wieder vermittelt worden; im deutschen Walde war, nach der sicher hier massgebenden uralten Thiersage, nicht der fremde Löwe, sondern der heimische Bär König; Name und Gestalt erscheint erst durch lateinischen Einfluss in später, ahd. Periode. —

Ohne also die Schlüsse des Dr. Pauli umstossen zu wollen, möchte ich doch die Möglichkeit auch folgender, aus obigen, nur angedeuteten Beobachtungen geschöpfter Annahme dagegen aufrecht erhalten. Es muss einleuchten, dass Joh. Schmidt („Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprache") mit seiner Verwandelung der Schleicherischen Stammbaum-Theorie in die Theorie continuirlich fortschreitender Entwickelung, so zu sagen: „Völkerverschiebung," das Rechte in Betreff der Urgeschichte der indog. Sprachen getroffen hat. Danach bildet das Griechische einerseits das Bindeglied des Arischen und des Südeuropäischen: es steht sprachlich wie geographisch zwischen dem Zend und dem Italischen; andererseits bildet das Lituslavische das Bindeglied des Arischen und des Nordeuropäischen: es steht sprachlich wie geographisch zwischen dem Zend und dem Germanischen. Das Keltische bildet schliesslich die Bindegruppe zwischen dem Italischen und dem Germanischen. Mag es formell dem Ersteren näher stehen, so bemerkt man doch in den Begriffsbezeichnungen zumal auf dem Gebiete des Kriegshandwerkes zwischen ihm und dem Germanischen besonders auffällige Verwandtschaft. — Es lässt sich nun für sicher annehmen, dass von all diesen Völkern diejenigen, welche am nächsten und engsten zu der arischen Gruppe sich hielten und mit den später das Zend redenden Stämmen, sei es am Kaukasus, sei es in Skythien, sei es am Kaspisee, längere Zeit noch zusammen wohnten, die urindogermanische Bezeichnung des südlichen Geschöpfes durch jene Wurzel *liv* (*lu*) eigenthümlicher sich erhalten haben als die ferner Stehenden. Man darf also wohl annehmen, dass die Griechen diese Wurzel mit den Stammbildungen *laivant* und *laivanja* neben dem ursprünglichen *liv*, die Lituslaven dieselbe Wurzel mit den Stammbil-

dungen *ljava* und *liúta*, also Süd-Europäer und Nord-Europäer, dergestalt von einander getrennt, erhalten und fortgebildet haben, während die Italiker ihr Wort dem Griechischen, die Deutschen dem Lateinischen entlehnten, da sie in keiner Weise mehr in Beziehung zu dem wirklichen Objekte gestanden hatten, das unter jenen zusammenwohnenden Ariern, Griechen und Lituslaven noch übel gehaust haben mochte. Den Grenzsprachen von Europa und Asien scheint das Wort in bezüglich eigenartiger Form, auch nach dem Schwinden des Objektes, eigenthümlich verblieben; die ferneren Sprachen haben ihre Bezeichnungen dafür erst wieder entlehnen müssen. Diese Erklärung dünkt mich nicht weniger natürlich als die des Verf.'s vorliegender Schrift. Darüber zu entscheiden, welche Möglichkeit der Wirklichkeit entspreche, wird vorläufig schwerlich gelingen.

Der zweite Punkt der sprachlichen Erörterung betrifft die Wurzel der angeführten Worte selbst. Hier muss ich dem Verf. unbedingt Recht geben. Wodurch sich die Aehnlichkeit der semitischen Worte erkläre, ob etwa, wie manch eine sonstige Aehnlichkeit, aus einer alten Nachbarschaft in Armenien, bleibe dahingestellt als noch offene Frage, deren Beantwortung allerdings höchst interessant sein und die hier gepflogene Untersuchung vielleicht erst zum rechten Ende bringen würde, was, wie wir sehen werden, dem Verf. noch nicht gelang. Auch in der Deutung der Wurzel möchte ich noch einen Schritt weiter gehen. Ist sie, was mir zweifellos scheint, auf europäischem Boden *liv* (*lu*), d. h. ursprünglich *lu*, davon *liv* = *liu* die erste Steigerung darstellt, und ihre Grundbedeutung: „gelbgrau sein“ oder, wie die abgeleiteten Worte *lividus*, *lūridus*, *lūteus* (*Aurora lūtea*), *oblīvio* (vergessen = verblassen) nicht minder anzunehmen rathen: „blass“ also „hell sein,“ (wonach man auch *lavare* (*λούειν*) *lau* zweite Steigerung, „blank machen“ unter dieselbe Wurzel wird zu stellen haben) so führt sie sehr natürlich auf die — oft zur formalen Vergleichung vom Verf. angezogene — Wurzel *du*, *div*, glänzen zurück, so dass das *l* der Bezeichnungen für den Löwen ein secundärer Laut für das ursprüngliche *d* wäre, eine Schwächung, welche ja wohlbekannt ist. Hieraus erklärt sich das beschränkte Gebiet für die jün-

geren Formen mit *l* dem grossen der älteren gegenüber. Denkt man nun an die eigenthümlichste europäische Form des Löwennamens, das litauische *liútas* und erinnert sich an die sanskr. Bezeichnung des Löwen als *mriga-dyut* d. i. Gazellen-Jäger, so möchte man beinahe, bedrängt durch die bedenkliche Erkenntniss, dass die asiatischen Sprachen jene Wurzel *lu* oder *du* durchaus nicht gebrauchen, um den Löwen zu bezeichnen, nach dieser merkwürdigen Erscheinung als einem, wenn auch noch so zarten Faden zur Rettung aus der wirklich übeln Bedenklichkeit greifen. Sollte nicht dieses *mr'ga-dyut* nur einer späteren Umdeutung des alten, unverstandenen *dyut*, *liúta*, Löwe in einen *dyut*, von Worten *du*, *div*, *dyu* jagen, Jäger, seine Entstehung verdanken? — Constatiren kann man jedoch nur, dass, wenn W. *lu*, blass sein, auf W. *du*, glänzen, zurückzuleiten ist, auf europäischem Boden für erstere Bedeutung überhaupt nur die schwächere Form mit *l* in Gebrauch erscheint.

So wäre denn gegen den ersten Theil der Arbeit, wie zuvor bemerkt, etwas Positives nicht einzuwenden gewesen, dagegen aber auch ihm ein positiver Werth nicht beizumessen, da sein Resultat nur eine Möglichkeit war, der eine andere Möglichkeit leicht gegenüber gestellt werden konnte. Der zweite Theil, der dies Resultat zur Lösung der Heimatsfrage verwenden sollte, ist äusserst kurz und unbefriedigend ausgefallen. Das Versprechen des Titels, dass die Arbeit in der That zu dieser Lösung beitragen solle, hatte übrigens bereits der erste Satz wieder bedeutend eingeschränkt, indem er darauf hinzuzuweisen schien, dass es überhaupt nur gelte einen einzelnen Beweisgrund gegen die asiatische Heimat der Indogermanen als hinfällig erkennen zu lassen. Es war nämlich behauptet worden: weil die indogermanisch-europäischen Sprachen die Urnamen der bedeutendsten asiatischen Raubthiere Löwe und Tiger, nicht kannten, so dürfe man auch den Ursitz dieser Völker nicht in Asien annehmen. „Diese Behauptung“ sagt Pauli „erscheint mir in Bezug auf den Löwen nicht haltbar.“ — Wenn die ganze Abhandlung mit all ihren interessanten Details lediglich in der Absicht diese Behauptung Benfey's als

unhaltbar darzustellen geschrieben ward, verlohnte es sich wahrlich der Mühe nicht. Denn das kann doch offenbar ein Grund nicht sein die asiatische Heimat zu verwerfen: dass die Völker Bezeichnungen für gewisse in ihren Ursitzen heimische Geschöpfe mit der Zeit verloren, da sie die Geschöpfe nicht mehr kannten, und später, als sie ihnen wieder bekannt wurden, sie natürlich mit Fremdworten benennen mussten! Galt es dagegen zu zeigen, dass, obwohl jener Einwand an sich schon haltlos war, überdies auch die Voraussetzung eine falsche gewesen, so muss man gestehen, dass dies Letztere dem Dr. Pauli, wenigstens in Bezug auf das Griechische und Lituslavische recht wohl gelungen ist. Doch noch eine andere Möglichkeit war vorhanden. Entweder eine Bezeichnung geht mit dem Objekte verloren, oder: sie wird für ähnliche Objekte nach ihrer begrifflichen Bedeutung späterhin weiterverwandt. Es wäre denkbar, ja, zu erwarten wäre es gewesen, dass die Wurzel *lu* in ihrer Bedeutung des „Graugelb-seins“ zur Bezeichnung eines anderen graugelben Geschöpfes von den Völkern verwendet worden sei, welche den Löwen nicht mehr „persönlich“ kannten. Davon keine Spur! All jene Worte bezeichnen einzig den fremden König der Thiere. In dieser wunderlichen Erscheinung möchte ich eine Bestätigung meiner Annahme sehen. Mindestens den Deutschen und Italikern musste das Wort, das sie nur für ein ihnen nicht mehr bekanntes Objekt gebrauchten, als Fremdwort zugeführt worden sein, und zwar von solchen, bei denen es, wie bei Griechen und Lituslaven, nach vorhistorischer Hypothese, als eigenthümliches, specifisch unterschieden fortgebildetes Wort noch lebendig geblieben sein konnte. — Man musste sich dann dafür erklären, dass überall in jenen Ländern noch nach der Trennung der Völker wirklich Löwen gehaust haben, welche sie dann, jedes in seiner Art, mittels der gemeinsamen Wurzel benannten, was allerdings, so unglaublich wie es dünkt, der einzige stichhaltige Beweis für die Richtigkeit der Paul'schen Annahme wäre. Darauf beinahe läuft auch seine ganze Untersuchung hinaus, wenn er schliesslich, das Versprechen des Titels wieder in voller Bedeutung aufnehmend, die Folgerung für die Heimathsfrage dahin präcisirt: „dass es in der Urheimath

der Indogermanen Löwen gab," woran er natürlich die weitere Bemerkung knüpfen musste: dass Anhänger der europäischen Heimath nun nachzuweisen haben würden, es habe wenigstens zur Zeit vor der Trennung in Europa Löwen gegeben, was er selbst nicht für unmöglich hält. Dies also ist das ganze Resultat: die verschiedenen Benennungen des Löwen bei den Indogermanen führen auf Eine Wurzel zurück, welche zu der Bezeichnung desselben Thieres bereits vom Urvolke benutzt worden sein muss. Das Urvolk hat also da gesessen, wo es einmal Löwen gab d. h. wahrscheinlich in Asien, oder was auch nicht unglaublich, in Europa. — Ich füge hinzu: doppelt wahrscheinlich in Europa, da gerade den asiatischen Sprachen, wenn man auf jenes von mir angezogene sanskr. *dyut* nicht reflectiren will, die Wurzel fehlt, so dass nach erbrachtem Beweise für die europäischen Löwen der dann immer noch herrschende Zweifel, welches der beiden Löwenländer, Asien oder Europa, die Heimat gewesen, in der That eine Schwächung zu Gunsten des gerade jene Wurzel allein besitzenden Europa erleiden dürfte, die weder Pauli noch mir selber angenehm sein würde! — Dieser Mangel der Wurzel *lu* zur Bezeichnung des Löwen bei den Ariern ist der dunkle Punkt in der gesammten Forschung nach der Heimat mittels jener Wurzel. Wie soll man das erklären? Man steht vor allerlei Hypothesen rathlos. Entweder man nimmt an: die Wurzel war einst den Indogermanen gemeinsam, aber gerade die Asiaten verloren sie oder ersetzten sie, wie sanskr. *si͂mhas* vermuthen lässt, durch eine begrifflich verwandte, während die Europäer sie seltsamer Weise beibehielten und fortbildeten.

Oder man wagt die Vermuthung, es habe eine Zeit gegeben, in welcher die später als Griechen und Lituslaven nach Süden und Norden sich scheidenden Stämme bereits von den Ariern getrennt noch eine Einheit gebildet; und eben in dieser Zeit sei unter ihnen zur Bezeichnung des damals also dort noch vorkommenden Raubthieres die Wurzel *lu* für indog. *du* in Gebrauch gekommen. Oder aber man greift nach der semitischen Hypothese, etwa in dieser Weise: einst wohnten Arier sowohl wie spätere Europäer des indog. Stammes nachbarlich

oder gar untermischt mit Semiten zusammen, und nahmen von diesen das Wort für den Löwen in die eigene Sprache auf, das jedoch die Arier später nach Südosten sich ausbreitend mit selbst gebildeten Benennungen vertauschten, indes die nach Nordwesten sich vertheilenden Europäer die semitische Wurzel mit der lautlich verwandten eigenen Wurzel *lu* identificirend nach der Art ihrer Einzelsprachen fortbildeten. Bei letzterer Annahme fiele also auch die von mir vorgeschlagene Ableitung aus indog. *du*. Sämmtliche Möglichkeiten sind so bedenklich und so wenig genügend, während doch Pauli's Arbeit ihnen allen noch freies Feld liess, ja, sie herausforderte, so dass man gestehen muss, der Löwe überhaupt sei ein nicht gut gewählter Zeuge für irgend welche Heimath der Indogermanen. Bestenfalls bleibt es bei einem Entweder-Oder. Schlimmstenfalls — nach unserer Ueberzeugung — darf sogar Europa als siegreicher dünken. Der Löwe kann also unverrichteter Sache wieder abtreten, und ich sehe mich genöthigt, nochmals für das Zeugniss meines Drachen zu plaidiren, wodurch ich einst jene unliebsame Europa-Hypothese widerlegen zu können meinte. Ich erinnere an dieser Stelle nur mit kurzen Worten daran, dass ich aus folgender Betrachtung den der asiatischen Heimath günstigen Schluss zog. Ich fand das Bild des feuerspeienden Drachen im höchsten Norden zur mythischen Darstellung des kalten Winters benutzt, den der Sonnenheld erlegt, und dasselbe Bild im warmen Süden zur mythischen Darstellung der dörrenden Sonnengluth, von welcher der Gewittergott die Erde befreit. Offenbar war das letztere Bild als das natürlichere das ursprünglichere, dagegen das erstere, der Vernunft geradezu widersprechend dünkende, nur noch ein überkommenes Bild, während der Gegenstand sich gänzlich verwandelt hatte. War dies richtig, so lag es auf der Hand: dass die Völker, bei denen dies mythische Bild für die feindliche Macht sich erhielt, von jenem Lande ausgingen, wo selbst das Bild noch ganz dem Gegenstande entsprochen hatte. Damit aber war die asiatische Heimat der Indogermanen meiner Ansicht nach, bereits erwiesen. Ich hatte gehofft in Pauli's Schrift meinem mythologischen einen sprachwissenschaftlichen

Beweis zur Seite treten zu sehen. So anerkennenswerth jedoch die Arbeit gerade in sprachwissenschaftlicher Beziehung ist, den daraus zu gewinnenden Beweis, den eigentlichen „Beitrag zur Lösung der Streitfrage über die Heimath des indogermanischen Urvolkes“ ist Dr. Pauli uns leider eben schuldig geblieben. —

Berlin, im November 1873. Hans von Wolzogen.

Antikritik.

Wie Einer den Nagel auf den Kopf trifft.

Ein freundschaftlicher Dialog.

Freund: Sie können unmöglich einen Mann von Whitney's Stellung in der Wissenschaft ohne Entgegnung lassen. Das habe ich Ihnen schon vor zwei Jahren gesagt, als sein Aufsatz in der Review erschienen war, und kann es jetzt, da derselbe in einem Buche*) neu abgedruckt ist, das in weit verbreiteten deutschen Blättern gerühmt wird, nur um so dringender wiederholen.

Ich: Damals wenigstens hatte ich unseres Freundes X Ansicht auf Seiten meines Schweigens.

Er: Ja, ich erinnere mich noch genau dessen, was der gute Träumer sagte.

Ich: Nun? Was sagte er?

Er: Erinnern Sie sich nicht? Wie er declamirte:

„Das Gute schelten? — Magst's probiren!
Es geht, wenn Du Dich frech erkühnst;
Doch treten, wenn's die Menschen spüren,
Sie Dich in Quark, wie Du's verdienst.“

Nun bin ich überhaupt kein Freund von Göthes Manieren; aber ich wäre zufrieden gewesen, wenn Sie diese Verse Göthes mit einigen Nutz-Anwendungen auf den vorliegenden Fall als Ihre Gegen-Erklärung veröffentlicht hätten. Nur nicht schwei-

---

*) Whitney, Oriental and linguistic studies.

gen. Sie sehen ja: wenn's die Menschen spüren. Darin liegt alles. Sollen es denn die Menschen spüren, auch wenn niemand sie darauf hinweist?

Ich: Haben denn die Menschen keine Augen zu sehen?

Er: O gewiss, Freund, sie sehen alles, was man ihnen zeigt, und wie man es ihnen zeigt; glauben es zu sehen. Da kommt Whitney, er kommt von weit her und ruft: seht, ich bin der Mann; der Steinthal ist ein schreckliches Nichts. So sehen die Leute Whitney als Mann, und Steinthal ist nichts. Dann kommt Michel und sagt: was ist das für ein Mann! wie trifft der den Nagel auf den Kopf! Auf, guter Freund, machen Sie ein neues Sprichwort: „Der trifft den Nagel auf den Kopf, sagte Michel, da hatte jemand auf einen Nagel geschlagen, der spitz hervorstach und die Hand durchbohrte.“

Ich: Das Sprichwort würde gut sein. Aber meinen Sie denn, die Leute sehen nicht, wie Der, indem er tolpatschig auf den scharf-spitzen Nagel schlug, die Hand annagelte?

Er: Nun die Thatsache ist ja, dass sie das so wenig sehen, als es jener fühlte. Und wie sollten sie auch? Sie dürfen das gar nicht von ihnen verlangen. Als zum Beispiel . . .

Ich: Lassen Sie die Beispiele. Kurz, ich habe anderes zu thun als Antikritiken zu schreiben.

Er: Ja, Gott Lob, anderes und besseres.

Ich: Liegt mein Buch nicht vor? Ich habe gesprochen; Whitney hat auch gesprochen. — Der Leser urtheile. Welche Veranlassung habe ich, auf eine Kritik zu erwidern? Wozu soll ich dem Leser vorgreifen? Er sei Richter.

Er: Die Sache liegt aber dem Richter nicht in gleicher Weise vor. Sie sollten bedenken, dass Whitney verstehen sehr leicht ist, und was man leicht versteht, ergötzt; was Sie schreiben (das können wir uns doch nicht verhehlen, und Sie könnten es von Vielen hören, ja Sie haben es selbst ausgesprochen) also was Sie schreiben ist schwer zu verstehen und macht Mühe. Der Grund ist der weitreichende Zusammenhang und Anderes; gleichviel was. Und nun erwarten Sie, das Publicum soll sich den ganzen Zusammenhang Ihres Buches, nein, Ihrer Bücher vergegenwärtigen, dauernd gegenwärtig halten, um ihn an Whit-

neys Angriffen zu messen? Und es wäre zu viel gefordert, dass Sie dem von Ihnen gequälten Publicum ein wenig zu Hülfe kommen? Mehr als das, ein wenig helfen, können Sie nicht und sollen Sie auch nicht . . . Sie schweigen! Wo ist Ihre ehemalige Streit- und Kampfes-Lust hingerathen? Wie friedlich, wie mild sind Sie geworden! Sie werden trotz all dem und unter allen Umständen bleiben, der Sie sind; wirken aber was Sie könnten, werden Sie nicht.

Ich: Wo meine Kampfes-Lust hingerathen ist? Vielleicht irren Sie; ich habe sie vielleicht nie gehabt. Doch davon ein andermal. Jetzt aber will ich es Ihnen sagen, warum ich Whitneys Angriff ignoriren muss. Wäre mir eine . . .

Er: Sie stocken.

Ich: Nun ich will sagen: wäre mir eine Herausforderung zu einer wissenschaftlichen Rede und Gegenrede in parlamentarischen Ausdrücken, in den Formen der guten Gesellschaft hingeworfen worden, dann wäre ich frisch, frei und fröhlich darauf eingegangen. Jetzt, wie die Sache liegt, hätte ich Dinge zu sagen, für die der gute Ton keinen Ausdruck hat.

Er: So, das ist freilich etwas anderes. Und warum sagen Sie mir das erst jetzt? Bisher haben Sie mir immer nur gesagt, Sie haben keine Zeit und die Sache lohne Ihnen nicht, Whitneys Einreden wollen nichts bedeuten u. s. w.

Ich: Nun, und damit habe ich Ihnen schon die Lust benommen, die sogenannte Kritik zu lesen. Wenn ich nun erst genauer zeigen sollte, wie die Whitney'sche Kritik . . .

Er: Nun, unter uns dürfen Sie ja reden.

Ich: Ja . . . O Sokrates, warum bist Du dem Professor Whitney nicht erschienen, als er die Feder eintauchte, seine Kritik zu schreiben!

Er: Sie werden komisch, Freund. Aber gut, das ist ja die rechte Stimmung um mit heiterem Witz dem Publicum inhaltslose Irrthümer aufzudecken. Schreiben Sie Ihre Antikritik sokratisch-platonisch! Dass ich nicht gleich darauf verfiel und es Ihnen anrieth! Mir wäre das schon ganz besonders recht und das Allerliebste.

Ich: Es geht nicht. Diese Form ist für die Whitney'sche Sache zu fein.

Er: Immer mehr! Sie machen ja neugierig, Sie spannen. Was also ist's?

Ich: Sie wissen, dass ich in meinen Kritiken ungern oder nie aus dem Kreise wissenschaftlicher Epitheta gehe. Mit feinem Witze, mit sokratischer Ironie lassen sich recht wohl Irrthümer bekämpfen. Hier aber müsste ich doch . . .

Er: Ei nun, so reden Sie endlich!

Ich: Hier habe ich die Kritik Whitneys. Wir wollen sie ruhig von vorn bis hinten durchnehmen. Hören Sie zu. Erstlich wird mir so viel Ehre gespendet, als mir gebührt und, wie Andere meinen, noch mehr als das, ein wenig zuviel. Er nennt auch die Titel meiner Haupt-Werke, also ausser dem neuesten auch die Charakteristiken, die Geschichte der Sprachwissenschaft und die Mande-Neger-Sprachen.

Er: Und hat er die alle gelesen?

Ich: Darüber mögen Sie denken wie Sie wollen. Von den Charakteristiken sagt er, dass sie auf dem Arbeitstische jedes tieferen Sprachforschers gelegen haben müssen.

Er: Muss sie auch jeder gelesen haben?

Ich: Mein Gesichtspunkt und meine Methode seien streng metaphysisch, distinctively and highly metaphysical.

Er: Sind Ihre Charakteristiken und die Neger-Sprachen metaphysisch? Das kann man dem Publicum alles sagen! Aber nun weiss ich wirklich nicht, ob Whitney nicht gelesen oder nicht gedacht hat? Was also weiter?

Ich: Sie werden schon am Anfang ungeduldig. Ich bin also insbesondere der Schüler, Interpret und Fortsetzer Wilhelm's von Humboldt.

Er: Soll das ein Lob oder ein Tadel sein? Es kommt eben darauf an, wer Wilhelm von Humboldt war. Aeussert sich Whitney über Humboldt?

Ich: Das war ein Mann, sagt er, den heut zu Tage die Mode ist höchlich zu rühmen, ohne ihn zu verstehen oder auch nur ihn zu lesen.

Er: Wie treffend! Solche Bemerkung macht nur der, der es in sich selbst gefunden hat.

Ich: Ich bin in Deutschland, vielleicht in der Welt derjenige Mann, der jenes scharfsinnigen und tiefen, aber unklaren und gänzlich unbrauchbaren (unpractical) Denkers Mysterien durchdringt, seine Verwickelungen entwirrt, und seine dunklen Sprüche deutet.

Er: Und das wollen Sie Deutschland gesagt sein lassen? wollen nicht hinweisen auf solche Inconsistency: scharfsinnig und tief, und trotzdem unbrauchbar! Aber doch, das ist ja sehr richtig. Für den, der weder Schärfe erfasst, noch in die Tiefe dringt, muss Scharfes und Tiefes ungenutzt bei Seite bleiben.

Ich: Humboldt's Schicksal werde ich so wenig ändern, dass ich im Gegentheil es verschlimmert habe. Früher kannte man ihn nicht: jetzt kennt man ihn eben so wenig; früher aber pries man ihn: jetzt heisst es kurz, Steinthal habe ihn widerlegt. Woher soll mir da die Lust kommen?

Er: Nun, fahren Sie jetzt nur in Withney fort.

Ich: Schön. Nun sehen Sie hier das Ende seiner Expectoration. Er will die metaphysische Richtung an sich nicht verurtheilen, wie Viele wohl thun. Die Metaphysik führt zu Höhen und zu Tiefen, die in anderer Weise nicht zu erreichen seien; sie gewährt die erhabenste Arbeit und den feinsten Genuss, dessen der Mensch fähig sei: die Metaphysiker, bemerkt Whitney, sagen es, und sie müssen es natürlich wissen. Aber, fordert Whitney, wenn sie herabsteigen und von Dingen reden, welche im Gesichtskreise des gemeinen Menschenverstandes, des Common Sense liegen, so müssen sich ihre Ansichten und Schlüsse mit denen des gemeinen Menschenverstandes reimen; oder, wo nicht, so müssen sie uns zeigen können, warum nicht und müssen unsern gemeinen Verstand durch ihren ungemeinen überführen. Die Vertheidiger von Ansichten, wie die Steinthalschen, bilden noch immer (wie Whitney meint: bloss durch die Tradition von den Jahrhunderten der Dunkelheit) den grössten und einflussreichsten Theil derer, die über die Theorie der Sprache schreiben . . .

Er: Welcher Humbug! Das Jahrhundert Wilhelms von Humboldt ein Jahrhundert der Dunkelheit! Und die Theorie der Sprache liegt im Bereich des gemeinen Menschenverstandes! Woher weiss denn das der gemeine Menschenverstand? Und so leeres Gerede setzt man dem ersten Kapitel der Einleitung Ihres Abrisses, Ihrer Theorie der Erkenntniss entgegen!

Ich: Ja Freund, das thut man unter Händeklatschen in Deutschland. Versuche doch einer solchen Humbug, (Sie haben recht, nicht common sense) solchen Humbug zu widerlegen!

Er: Jetzt sehe ich allerdings auch, wie jemand, der (um einen Ausdruck von Ihnen anzuwenden) in der goldenen Wiege der aristotelischen Logik gewiegt ist, an dessen Wiege Kant'sche Lieder gesungen wurden, schwer an diese Commonsensisten herankommen kann. Doch hilft's nichts. Zeigen Sie doch, dass es nicht heissen kann: common sense, sondern Logik. Und wenn es gilt, sich zu legitimiren, verweisen Sie doch auf das öffentlich ausgesprochene Urtheil der Physiologen über Ihr Buch. Aber erst weiter.

Ich: Nun kommen wir zum Schluss des Herrn Whitney. Solche Schreiber also, die noch aus den Jahrhunderten der Dunkelheit stammen, blicken mit Verachtung auf die entgegengesetzte Partei herab als verloren in der Gedankenwirre der Oberflächlichkeit und Philisterhaftigkeit.

Er: Halt, hinc illae lacrimae! Hier hat er sich verrathen. Er fühlt sich von Ihnen beleidigt und spricht mit Ingrimm gegen Sie. Ja, Ihre Kritik seiner Vorlesungen hat ihn erbittert. Aber, wie ist mir denn? Mir ist gar nicht, als hätten Sie ihn so getadelt.

Ich: Ich habe gesagt, seine Ansichten seien gesund und nüchtern. Jetzt muss ich das freilich zurücknehmen. Doch davon ein ander Mal. Hören Sie also aus: Nach Whitney's Ansicht ist die Tiefe der Metaphysiker rein subjectiv, und ihr ganzes System ist bestimmt, weggefegt zu werden und dem naturwissenschaftlichen, dem inductiven Platz zu machen. Dieses allein ist . . .

Er: Lassen Sie! an diesem Gerede habe ich in Deutschland genug.

Ich: Aber in Deutschland hat es mehr Sinn, als in Amerika.

Er: Noch schlimmer; aber wieso?

Ich: Ich meine, es könnte in Deutschland mehr Sinn haben, weil hier die Induction nichts mit thörichtem Common sense zu thun hat. Freilich gibt es bei uns eben so geistlose Linguisten wie Hr. Whitney ist; freilich schreien sie so laut und sinnlos wie er: Induction, naturwissenschaftliche Methode! Sammt und sonders haben ja diese Leute keine Ahnung von Naturwissenschaft. Verstünden sie etwas davon, so würden sie sehen, wie unsre Helmholtz, du Bois-Reymond, Virchow u. s. w. echte Metaphysiker sind, welche inductorisch in das Innere der Natur, hinter den natürlichen Schein in das zu Grunde liegende Wesen der Erscheinung dringen. Hier ist Common sense und Induction ganz und gar von Metaphysik durchtränkt. Hier also kann man zu den Linguisten sagen: Naturwissenschaftliche Methode wollt Ihr? Das ist recht. Nun geht zu den grossen Naturforschern und studirt sie gründlich! In Amerika aber tritt folgendes wunderliche Verhältniss ein. Wer hat die Induction erfunden? Sokrates. Und wer hat ihm als seinem ärgsten Feinde den Giftbecher in die Hand gedrückt? Common sense. Herr Common sense in Athen hatte natürlich auch das Streben, suum esse conservare; und da ihm Sokrates den Krieg erklärt hatte, so ward er von ihm hingerichtet. Denn Common sense hat gute Fäuste. Von der Geburt an also steht Induction dem Common sense feindlich gegenüber. Darum sagte ich vorhin, o wenn doch Sokrates dem Whitney erschienen wäre!

Er: Ja, sehen Sie, ich glaube, Sokrates erscheint nur dem, von dessen Daimonion er herbeigesehnt wird. Whitney aber wird wohl keins haben. Indessen gleichviel, wie glauben Sie denn, dass Sokrates den Whitney angeredet hätte? Mit so einem Sokratischen Dialoge könnten Sie uns einen Hauptspass machen.

Ich: Wie Sokrates den Whitney angeredet hätte, das weiss ich; ich weiss nur nicht, wie ihm Whitney geantwortet hätte. Darum kann ich nur sagen, dass er nach einem Eingange wie folgt: „O Wahrheitsfreundester, Falschheitsdrachentödtendster, Sprachgeschichtsforschester, Kritikumsichtigehrlichster u. s. w.„

gefragt haben würde, was Common sense sei und leiste. Er würde durch seine Fragen Whitney zum Geständniss gebracht haben, dass er nie gewusst habe, was Common sense ist, und dass dieser nicht das Geringste weder von Jurisprudenz, noch von Medizin, noch von irgend einer Wissenschaft, einer Kunst, einem Gewerbe verstehe; dass das Copernikanische System nicht weniger als Hume und Berkeley, und der elektrische Telegraph ebenso sehr wie Thier- und Pflanzen-Physiologie und Medizin (von welchen Dingen allen der Linguist nichts zu wissen braucht) sich alle im Gegensatz zum Common sense bewegen, daher der Common sense sie theils zwar angefeindet hat, theils aber, weil er ihren Nutzen sieht, sie anstaunt, und wenn nicht für Zauberei, sie doch für Taschenspielerei hält. Daher denn auch derselbe wohl von Sprachwissenschaft absolut nichts verstehen werde, überhaupt aber der deutsche Holzhauer Recht behalten werde, welcher meinte, zum Holz hauen gehöre auch Wissenschaft, welcher also damit erklären wollte, der Common sense reiche nicht aus für die edle Holzhauerkunst; und auch der Berliner Recht behalten werde, welcher Common sense übersetzt durch „mein dummer Menschen-Verstand," indem er, bescheiden wie er ist, sich zwar den Common sense zuschreibt, beim Andern aber, den er achtet, das Wissen voraussetzt. Scheint Ihnen dies ein passender Inhalt zu einem Dialog? Doch wir müssen zu Whitney.

Ich habe Ihnen Anfang und Ende gezeigt, den Gegensatz der Principien.

Er: Ich habe ja aber noch gar nicht gehört, was Whitney von Psychologie sagt. Darauf käme es doch an.

Ich: Natürlich; aber davon lieber später, damit uns nicht Whitney vorwerfe, wir lesen gerade so wie wir die Sache metaphysisch behandeln, nämlich das Letzte zuerst. Also bleiben wir, nachdem wir nun doch schon einmal metaphysisch gesündigt haben, indem wir den Schluss an den Anfang knüpften, lieber bei seiner Anordnung und gehen der Reihe nach.

Whitney will nicht eine umfassende Analyse und Kritik meines Buches geben, noch auch die allgemeinen Züge meines

Systems darstellen. Er zieht es vor ein einzelnes Object oder Kapitel vorzunehmen, nämlich den Ursprung der Sprache.

Er: Aber Bester, der Mann hat Sie entschieden nicht gelesen. Ihr ganzes Buch zeigt ja nur den Ursprung der Sprache. Wie kann er sagen, dieser bilde nur ein Kapitel, sei ein einzelnes Object Ihres Buches. Oder was liegt hier vor?

Ich: Ich würde es ebensowenig wissen, wenn es nicht gleich hier stünde. „Der Ursprung der Sprache ist behandelt in dem letzten Kapitel der Einleitung."

Er: Hilf Himmel, über den Unverstand! Der muss die Deutschen für blind halten! Nein, das ist unmöglich, er hat Ihr Buch nicht gelesen. Geben Sie es doch her. So. Nur ihr prachtvolles Inhaltsverzeichniss hätte er brauchen anzusehen, dessen Studium Sie ja in der Vorrede empfohlen haben. Sah er denn hier nicht gross und breit, eine ganze Seite des Inhaltsverzeichnisses, „Hervortreten der Sprache," „Entwickelung der Sprache." Das hat er nicht beachtet? nicht gesehen? Denn hätte er es gesehen, so hätte er es auch beachten müssen.

Ich: Nein, Bester. Darauf nimmt er gar keine Rücksicht.

Er: Ich begreife; denn dann hätte er auch beachten müssen, dass alles Vorangehende und Folgende in Ihrem Buche nur Begründungen und Ausführungen jener beiden Kern-Abschnitte sind. Aber was ist denn das? Ich werde noch gar nicht klug aus der Sache. Also Ihre Theorie vom Ursprung der Sprache will er darlegen und prüfen, und dazu greift er nach dem Kapitel in der Einleitung? In diesem aber steht ja Ihre Theorie selbst noch nicht einmal andeutungsweise, sondern lediglich und ausschliesslich um die Fragestellung handelt es sich da — natürlich; wie es sich für die Einleitung ziemt. Nun nimmt also Whitney Ihre Fragestellung für Ihre Beantwortung der Frage?

Ich: Ja, ja, das thut er. Aber gerathen Sie nur nicht ausser sich.

Er: Nein, Ihre Geduld geht zu weit. Das ist ja in der Geschichte aller Kritik noch gar nicht dagewesen! Oder haben Sie sich nicht deutlich ausgedrückt? Doch! Da steht ja im Inhaltsverzeichniss: „Fassung der Aufgabe. Voriges Jahrhundert.

Umgestaltung der Aufgabe. Disposition der Untersuchung." Das ist doch alles deutlich für jeden der lesen kann. Und im Buche selbst. S. 72. „Wir kommen endlich zur genaueren Feststellung der uns in diesem Buche beschäftigenden Aufgabe." Und so weiter. S. 74. Hier: „Es ist aber bei jeder Untersuchung von grösster Wichtigkeit, klar darüber zu sein, was man sucht. Ueber falsch gestellte, unklar gedachte Fragen" und so weiter. „Die richtige Stellung der Frage .. Gehen wir also an die Untersuchung des Ursprungs der Sprache nicht, ohne vorher gesehen zu haben, welche Forderung diese Frage in sich schliesst, welche Bedeutung sie nur haben kann." Hier weiter S. 77. „Das eben Gesagte jedoch bezeichnet nur ein Moment der völlig verschiedenen Stellung, die wir im Gegensatze zum vorigen Jahrhundert in Bezug auf die Frage um den Ursprung der Sprache einnehmen." Weiter S. 78. „Sehen wir nun, wie auf solchem Standpunkte der Sinn der Aufgabe, die durch die Frage um den Ursprung der Sprache gestellt ist, sich . . . völlig umgestalten muss." S. 80. „So gestaltet sich also die Frage." u. s. w. Nein, diesmal sind Sie unschuldig, unschuldig wie Herr Fiebel an der Dummheit des Bauern-Jungen, der nicht lesen lernt. Das ist ja der greulichste Humbug, ein Schw . . .

Ich: Ich bitte Sie, ich will davon nichts hören.

Er: Es ist ja ein gründerhafter . . .

Ich: Ich will nichts hören. Mag es sein, was es will.

Er: Nein, Hr. Whitney, mit Ihnen hat Sokrates, der Märtyrer des logischen Denkens, nichts zu thun. Wenn er Sie, Hr. Prof. Whitney, hätte warnen sollen, so hätte er sagen müssen, dass Sie mit Ihrer Kritik nicht vor den richtenden Linguisten, sondern vor den ethischen Richter gerathen.

Ich: Still doch, still doch!

Er: Aber, ich bitte Sie, wie benimmt man sich, wenn man die Frage kritisirt, als wäre sie die Antwort?

Ich: Nun, so hören oder lesen Sie doch ein wenig weiter, so werden Sie sehen, wie fein sich das anhört. Erstlich, er bemerkt es selbst, dass es sich nur um die Fragestellung handelt. Sehen Sie hier S. 6: what demand this present que-

stion contains, what significance it can alone have. S. 17 heisst es dann aber schon: „Wir sehen nun ziemlich klar, wie viel und wie wenig wir von Prof. Steinthal für die Lösung der wirklichen Frage vom Ursprung der Sprache zu erwarten haben.“ Das kann freilich und muss wohl bedeuten, dass Steinthal nach Whitneys Kritik eine falsche Frage vom Ursprunge der Sprache gestellt hat. Weiter: „Es ist indessen von Wichtigkeit, dass wir fortfahren seinen Reflexionen zu folgen und uns zu merken, zu welchem Ergebniss, *result*, sie wirklich kommen.“ Da wird es zweideutig, worauf die Sache hinaus will. Nun endlich S. 29 wird meine Stelle S. 84 f. citirt: „Es kann schon hier mit Rücksicht auf das Dargelegte gesagt werden, was später (*hereafter*, übersetzt Whitney richtig) noch deutlicher werden wird: der Mensch lernt nicht sowohl sprechen, als verstehen.“ Und so weiter, der ganze Absatz bis zu Ende: „So lernt auch der Urmensch die Ursprache, die er eben falls nicht geschaffen hat, die vielmehr nur von der Seele der Urgesellschaft geboren wird.“ Und nun fügt Whitney hinzu: „Dies mag die Spitze (*climax*) des Kapitels sein. Wir haben jetzt unsere Lösung der Frage, our solution of the question, vollständig. Fragst Du, welches war der Ursprung der Sprache? Nun, da war einst . . .“ Nun folgt eine sein sollende Darlegung des vorher von mir Ausgesprochenen, die den Anspruch macht, witzig zu sein. Natürlich ist der Witz ganz eines Mannes, der weder auf das *hereafter* nur den flüchtigsten Blick geworfen hat, noch auch von völkerpsychologischen Darlegungen des Gesammtgeistes das Geringste weiss. Und er schliesst: Du, der Du fragst, welches der Ursprung der Sprache war, „Bist Du nun befriedigt? Kann es einen grössern Hohn geben als diesen? Wir verlangen nach Brod, und ein Stein ist uns zugeworfen. Was haben diese Dinge (*statements*) mit dem Ursprung der Sprache zu thun? Warum all dies lange Gerede, um zu einem so einfachen Ergebniss zu kommen?“

Er: Halt, dieser Jes . . .

Ich: Still doch! Wir haben nur zu sehen was vorliegt, was Hr. Whitney gibt; wir sind nicht Sitten-Richter.

Er: Nein, ich meine auch, ethische Kritik soll nicht in

die wissenschaftliche Kritik dringen. Aber, ich möchte Lessing fragen: wenn das Vorliegende, das Ausgesprochene, nicht verstanden werden kann, ob man dann nicht auf das Dahinterliegende gehen soll.

Ich: Lassen Sie es lieber unverstanden. Wenn Sie an einen Ort kommen, wo es übel riecht, suchen Sie die Quelle des Geruchs auf? Nein, denn Sie wissen, dass Sie damit den Geruch in seiner Kraft aufsuchen.

Er: Gewiss werde ich diese Quelle aufsuchen, wenn sie Deutschland zu verpesten und so mir überall hin zu folgen droht; ja ich werde in ihr wühlen müssen, um sie fortzuschaffen, wenn ich keine Arbeiter finde, die es für mich thun. Was soll das heissen? Jemand fragt: welchen Ursprung hatte die Sprache? Darauf sagt der Gefragte: das wollen wir untersuchen. Zuerst aber wollen wir sehen, was in deiner Frage liegt, in Wahrheit liegt. Darauf setzt er dem Fragenden auseinander, welchen Sinn die Frage nur haben kann, und sagt dann: So; nachdem wir nun die Frage bestimmt haben, lass uns an die Beantwortung gehen, die freilich mühsam und lang sein wird. Da dreht sich der Frager um und schreit: „Was, ich habe Dich gefragt; nun giebst Du mir meine Frage zurück. Du spottest meiner!“ Was wird die Welt zu solchem Frager sagen? Bist Du zu faul, um eine lange, schwierige Antwort hinzunehmen, so sage es; aber den, der Dir die Antwort vorzulegen sich anschickt, anklagen, dass er Dir bisher nur die Frage deutlich gemacht hat, das ist . . .

Ich: Lassen Sie es doch sein, was es will.

Er: Ja gewiss, ich will es sein lassen, was es ist. Aber dass hinter solchem Benehmen etwas liegt, was die Welt hervorzuholen und zu richten das Recht, die Pflicht hat, das würde Lessing nicht leugnen. Und also sage ich . . .

Ich: Ich will's nicht wissen; und wenn Sie nicht aufhören, so höre ich auf. Wenn Sie nicht ruhig zuhören wollen, so sind wir fertig.

Er: Schon gut. Fahren Sie nur fort. Aber erst nur noch Eins. Wie konnte Whitney glauben, dass Sie so wunderlich seien, nicht zu merken, dass Sie in Ihrer, wie er meint, Lösung

sein sollenden Darstellung nicht Lösung, sondern Frage geben? Wie konnte er glauben, es werde ihm dies, wenn er es auch hundert Mal sagt, irgend jemand glauben, der Sie nicht als einen Blödsinnigen, noch als betrügerischen Renommisten kennt?

Ich: Das ersehen Sie sogleich aus dem Anfang der Whitney'schen Kritik. Er hat sich wohl gesichert. Schon als er mich lobte, hat er mich streng metaphysisch genannt. Ich weiss nicht, welchen Eindruck das in Nord-Amerika machen muss. Aber ich schliesse von Deutschland. Wer hier ein Metaphysiker genannt wird, das ist ein Thier auf dürrer Haide. So wird's in Amerika auch sein. Das erste, was von solch' einem metaphysischen zweibeinigen federlosen Thier feststeht, ist, dass er alles am verkehrten Ende anfasst. Whitney sagt also (hier S. 5) „Es ist charakteristisch für Steinthals synthetischen und aprioristischen Gang, dass er es für nothwendig hält, beim eigentlichen Beginn die geheimnissvollste und schwierigste Frage in der ganzen Wissenschaft abzumachen, eine Frage, welche die meisten Gelehrten ohne Zweifel vorziehen würden an das Ende ihres Werkes zu verschieben.

Er: Nun ja, er hat nicht einmal so viel von Ihnen verstanden, dass er wüsste, wie nach Ihnen die Frage vom Ursprunge der Sprache keine bestimmte, keine einzelne Frage ist, die in einem abgesonderten Kapitel behandelt werden kann; dass sie vielmehr kurzweg einziger Gegenstand der Sprachwissenschaft ist. Das hätte er aber schon aus Ihrer Schrift über den Ursprung der Sprache ersehen müssen. Kennt er sie denn?

Ich: Er erwähnt sie nicht. Nun also! Aber, sagt Whitney, Steinthal „ist durchaus (nothing if not) metaphysisch, und die metaphysische Methode erfordert, dass man hinter die Dinge komme, mit denen man zu thun hat, und sie durch eine Nothwendigkeit aus irgend einem vorbestimmenden Princip entwickele."

Er: Nun wissen Sie doch, was Sie sind.

Ich: Wenn ich es nicht längst gewusst hätte.

Nun also nehmen wir an, Whitney habe klar gewusst, dass ich in der Einleitung nur die Frage stelle . . .

Er: Aber, mein Gott, was Sie mir eben vorgelesen haben,

beweist doch klar, dass er meint, Sie hätten hier die Frage erledigen wollen; und das macht er Ihnen ja zum Vorwurf, dass Sie das am Anfang thun.

Ich: Gleichviel! Wir setzen, Whitney habe klar gewusst und gesagt, dass es sich um die Stellung der Frage handle, und er wolle, bei der hohen Wichtigkeit eben der Fragestellung, diese an sich prüfen.

Er: Nun, das hätte Whitney allerdings thun können. Nur darf doch nichts eine grössere Bedeutung haben wollen, als ihm seiner Natur nach zukommt. Sie haben aber oft geäussert, wie bei aller Wichtigkeit der Frage an sich ein gerechter Kritiker die Behandlung derselben nicht unbeachtet lassen dürfe: vor allem, weil diese Ausführung der naturgemässe Commentar zum richtigen Verständniss der Frage ist, wie auch umgekehrt; und dann, weil nicht bloss eine gute Frage leichtfertig und in jeder Weise ungenügend behandelt werden kann, sondern auch eine völlig falsch gestellte Frage einen gründlichen Arbeiter zu Ergebnissen führen kann, durch welche die Wissenschaft wahrhaft gefördert wird, wenn auch nach anderer Seite hin, als der Verfasser glaubte. Hat nun vielleicht Hr. Whitney Ihnen diese Gerechtigkeit erwiesen?

Ich: Nein, das hat er nicht. Ich habe aber selbst die Wichtigkeit der Frage so stark betont, dass ich mir eine isolirte Prüfung gefallen lassen muss.

Er: Gewiss. Wir müssen nur darüber klar sein, was bei solcher Prüfung für das Ganze herauskommen kann. Und darüber scheint Whitney ganz und gar nicht im Klaren zu sein. Den Aufsatz nennt er: „Steinthal über den Ursprung der Sprache;“ und in der Sammlung heisst derselbe: „Steinthal und die psychologische Theorie der Sprache.“ Er glaubt also mit der Prüfung der Fragestellung habe er Sie ganz und gar vernichtet. Nun muss ich doch sagen, Sie wissen, wie sehr ich gerade dieses Kapitel in der Einleitung schätze; das heisst: stylistisch und didaktisch. Sie werden schwerlich noch einmal so glücklich gewesen sein in Bezug auf Klarheit und Fluss und Fasslichkeit. Bei all dem aber könnte ich doch nur sagen: dieses Kapitel komme mir vor, wie eine schöne Freitreppe zu einem

prächtigen Gebäude. Mehr ist es nicht; es ist also doch immer nur etwas Aeusseres, das zum Gebäude selbst nicht gehört. Bricht jemand die Freitreppe ab, so hat er nichts an jenem zerstört. Das Gebäude selbst bleibt darum immer noch eben so schön, als es war, bloss dass man keinen bequemen Zugang mehr hat. Indessen wer fliegen oder klettern kann, käme noch recht wohl hinein. Und sollte doch am Ende ein freier Flug das einzige Mittel sein, um sich in eine Wissenschaft zu versetzen? Sollten wir jemals durch ein stufenweises Aufsteigen von der Ebene an, immer um einen Zoll höher zur Spitze gelangen?

Ich: Das soll doch nicht einen Gegensatz in der Methode der Erkenntniss darstellen?

Er: Nein, nur in der Didaktik. Er soll nur die Hoffnung berühren, die wir von Schülern haben können. Einige scheinen zu fliegen, andere munterer oder träger zu steigen. Oder führt vielleicht nur ein Flug zum Ziel?

Ich: Die Etymologie gibt Ihnen schon darauf Antwort. Denn die Wurzel, welche fliegen bedeutet, *pat* . . .

Er: Also griech. *πέτομαι.*

Ich: Ja wohl. Diese ist fast oder geradezu identisch mit der Wurzel *path* gehen, welche im *πατέω* treten, *πάτος* Pfad vorliegt. Also alles Gehen, sagt die Etymologie, ist ein Fliegen.

Er: Dann sagt sie ja ziemlich das Gegentheil von der Physiologie, welche erklärt, Gehen sei ein fortgesetzt unterbrochenes Fallen.

Ich: O, dem stimmt die Etymologie auch bei. Denn dieselbe Wurzel *pat* bedeutet auch fallen in *πίπτω*. In die Höhe fallen nennen wir fliegen; herabfliegen nennen wir fallen: wer die Treppe hinabgeht, fällt; wer sie hinaufgeht, fliegt. Also sehen Sie, dass, wie langsam und vorsichtig er auch zu einer Wissenschaft hinansteigt, er immer fliegt. Der Geist kann nicht getragen, gezogen, gestossen werden, wie Masse; er ist durchaus selbst-thätig, wie der lebendige Organismus auch. Wer kann einen todten Puls schlagen, todte Lungen athmen machen?

Er: Und also, meinen Sie, wenn man auch die herrlichste Freitreppe baute, so käme es allemal noch darauf an, ob ein

Schüler hinauffliegen wolle und könne. Wer nicht zwei Flüglein hat, bleibt unten.

Ich: Gewiss. Indessen muss doch ein Baumeister allemal gute Treppen bauen. Und nun lassen sie uns sehen, ob die unsrige fest gebaut war, oder ob sie unter dem Riesen-Fuss des Hrn. Whitney zusammengebrochen ist.

Zuerst vermisst er eine Definition der Sprache.

Er: Der Tolpatsch! Da muss Ihre Treppe schön gekracht haben!

Ich! Er hätte nämlich, sagt er, so etwas erwartet, wie: „Sprache ist hörbares Denken; oder der Leib, dessen Seele Gedanke ist; oder Sprache ist die gesprochene Vermittelung des Denkens (language is the spoken instrumentality of thought); oder eine Masse (a body) geäusserter Zeichen für Vorstellungen."

Er: Wen hätten Sie denn mit solchen Definitionen belehren sollen? Hrn. Whitney nicht; denn er kannte sie. Unsere Jugend in den Elementar-Schulen auch nicht; denn sie kennt sie ebenfalls. Wen also? Sie haben aber den Grund angegeben, wenn ich mich recht erinnere, warum Sie keine Definition geben. Hat er denn den beachtet.

Ich: Nun, zum Theil; und den Theil hat er leider nicht verstanden. Ich sagte, die Sprache lasse sich nicht definiren, weil sie erstlich in sich zu mannichfaltig sei. Das übersetzt der gute Mann durch *language is manifold*, und entgegnet, Locomotiven sind auch zahlreich und verschieden; und wenn die Sprache wächst und sich entwickelt, so ist auch die Constructionsweise der Locomotiven immerfort wechselnd. Dennoch lässt sich einem schlichten Manne eine Definition von Locomotiven geben.

Er: Nun ja, was soll man mit einem Menschen anfangen, der eine Uebersetzung, wie jedes Fremdwörterbuch sie gibt, für eine Definition hält. Er möge nur einmal einem schlichten Manne, der Common Sense hat, solche Definition von Locomotive geben, so wird er hören, wie der ihm sagt: danach habe ich nicht gefragt; das weiss ich selber. So wenig Logik also kennt Whitney, dass er noch nicht einmal zwischen Verbal-

und Real-Definition, zwischen Wort-Erklärung und Sach-Definition unterscheidet!

Ich: Nun gebe ich ja aber dennoch eine Definition. Ich sage hier S. 74: „Und so verhält es sich mit der Sprache. Wenn man fragt, wie sie ist, so lautet die richtige Antwort: sie ist, was sie wird; d. h. ihre Definition liegt in ihrer Entwickelung."

Er: Und das habe ich immer so verstanden: (und wer kann es anders verstehen?) ihre Definition wird mit der ganzen Sprachwissenschaft gegeben. Und was sagt Whitney dazu?

Ich: Es sei nicht der Mühe werth gewesen, den Punkt zu erörtern, nur um zu einem so dürren Ergebniss wie dies zu gelangen.

Er: Solche Eier, wie Ihrem Geist entstammen, müssen freilich jemanden, der sie bei der Berührung sogleich zerdrückt, sehr unfruchtbar vorkommen. Wer noch nicht einmal Verbal- und Realdefinition unterscheidet, wie soll der etwas von Parmenides und Heraklit wissen! Nein, an diesem Punkte waren Sie klar genug. Diese erste Stufe Ihrer Treppe war gut genug für jeden der gehen kann, wenn auch nicht für den Lahmen und Steifen.

Ich: Nun so gehen wir weiter. Whitney kommt jetzt zu meiner Bemerkung über den Streit um den Ursprung der Sprache im vorigen Jahrhundert.

Er: Weiss er daran auch zu mäkeln?

Ich: Er meint, wenn ich die Ansichten der Vertheidiger des menschlichen Ursprungs des vorigen Jahrhunderts trivial und roh nenne und ihren Gegnern, welche den göttlichen Ursprung behaupteten, einen tiefern Blick zuschreibe, so gehe aus meiner kurzen Darstellung und Charakterisirung dieser Anschauungen gerade das Gegentheil hervor.

Er: So! Nun das ist Geschmackssache.

Ich: Whitney scheint wie Sie zu denken und sagt, er möge davon nicht weiter reden, es sei von geringem Belang. Von viel grösserer Wichtigkeit aber sei es anzumerken, dass ich nirgends in dem Kapitel Bezug nehme auf eine Ansicht von der Natur und dem Ursprung der Sprache, welche von einer ganzen Schule von linguistischen Forschern heutigen Tages

behauptet werde, und welche der zuerst dargestellten Ansicht, nämlich der vom menschlichen Ursprunge, verwandt ist, nur modificirt nach der bessern Erkenntniss und tiefern Einsicht der neuern Zeiten.

Er: Was ist das? Eine linguistische Schule, welche den menschlichen Ursprung der Sprache behauptet, natürlich im Einklang mit der Denkweise der spätern Zeiten, wen meint er denn? Da kann ich nur an Herder denken und an Humboldt und Grimm und an alle neuern Sprachforscher, Whitney und Sie mit eingeschlossen. Und auf diese Schule sollten Sie keinen Bezug genommen haben? also Sie hätten auf Sich selbst nicht verwiesen? Wie soll ich das verstehn?

Ich: Das kommt eben. Es heisst weiter: „Ein Anhänger dieser Ansicht dürfte wahrscheinlich einwenden, dass es eine leichte Sache ist Vorwürfe und Spott auf die vorhundertjährige Gestalt derselben zu werfen.“

Er: Gewiss leicht, sogar sehr leicht, so leicht, dass Sie sich nicht einmal die Mühe zu geben brauchten, Ihre Vorwürfe zu begründen, da sie sich von selbst verstehen, um so mehr, als sie schon wer weiss wie oft ausgesprochen sind. Sie erinnern mit einem Satze daran, und damit abgethan. Wer kann daran Anstoss nehmen? Sie machen ja auch eigentlich niemand einen Vorwurf, und von Spott ist hier bei Ihnen keine Spur. Sie charakterisiren eine Zeit, die wir weit hinter uns haben.

Ich: Ja, so denken Sie. Aber hören Sie Whitney: Es könnte also leicht jemand einwenden, „dass, von der Form des vorigen Jahrhunderts eine Verdammung der gegenwärtigen Form jener Ansicht zu erschliessen und eine Verurtheilung von jener auf diese zu übertragen, zwar sehr leicht und bequem, aber viel weniger aufrichtig und ehrlich ist“ . . .

Er: Ich erstarre —

Ich: „Und er würde gerechtfertigt sein, indem er hinzufügte, dass ihre gegenwärtigen Gegner in der Lage (*habit*) sind, sie in solcher Weise zu bekämpfen und in solcher allein.“

Er: Jetzt ist mir alles klar! Jch sagte schon vorhin, er ist von Ihnen beleidigt, glaubt es zu sein. Hier ist die Beleidigung: Sie haben ihn in Ihrem Buche nicht genannt,

nicht gerühmt als Führer einer grossen Schule! Das war ein gross Verbrechen! Der Geck! Nein, schreiben Sie mit Bezug auf ihn keinen Sokratischen Dialog über Common Sense. Whitney hat mit Common Sense, Induction, Naturwissenschaft oder Geschichte gar nichts zu thun; das sind bloss vorgehaltene Schilde vor seiner hochmüthigen Eitelkeit. Auch ist auf seine Veranlassung nicht von feinen Schattirungen der Volksgeister selbst in der Wissenschaft zu reden; er steht gar nicht innerhalb des Nord-Amerikanischen oder irgend eines Volksgeistes. Vor uns steht in ihm ein geckenhaftes Individuum mit zügellosem Hochmuth. Mit ihm haben Sie nur Eins zu machen, auf Göthes Rath: treten Sie ihn in Quark!

Ich: Diesen Rath gestatten Sie mir wohl in Ueberlegung zu ziehen. Noch freilich habe ich keine Lust, was ich als Kind oft gesehen habe, jetzt als Geschäft zu betreiben: Braunkohlen zu treten.

Er: Nein, das ist schmachvoll! Ob wohl ausser Whitney noch irgend ein Mensch auf den Gedanken gekommen ist, Sie bildeten sich ein, mit Ihrer Bemerkung über das vorige Jahrhundert zugleich einige oder alle Linguisten von heute zu treffen! Wie?

Ich: Ich kann es auch nicht glauben. Ich habe dazu nicht die geringste Veranlassung gegeben. Jeder musste annehmen, was ich wirklich annehme, dass jeder Sprachforscher von heute, unmöglich von Bemerkungen über das vorige Jahrhundert getroffen werden könne, weil jeder mit der Substanz seines Geistes unserem Zeitgeiste angehört.

Er: Aber der Eitle will genannt und gerühmt sein. Und seine ingeniösen Interpretationskünste spüren unwillkürlich Beleidigungen auf. So findet er unwillkürlich und doch durch seine Schuld, in der Bosheit seines Herzens, Gelegenheit, sich an Ihnen zu rächen.

Ich: Nun, wollen Sie weiter hören?

Er: Eigentlich habe ich kein Interesse mehr daran, zu hören, was eine keifende, beleidigte Coquette über Sie schilt. Indessen, dergleichen macht ja Spass. Also fahren Sie fort, und ich hoffe, Sie nicht mehr zu unterbrechen.

Ich: Nun denn, um so schneller werden wir fertig.

Whitney bemerkt, dass ich mich auch nicht der andern Partei anschliessen könne, welche für die Sprache einen göttlichen Ursprung in Anspruch nimmt. Und führt meine Gründe an, und prüft sie.

Er: Gott, welche Gründlichkeit!

Ich: Zuerst kommt meine Ansicht vom Verhältniss der Religions-Philosophie zur Special-Wissenschaft in Betracht.

Er: Nun dieses Verhältniss wäre ihm wohl schwer zu fassen geworden, selbst wenn er seine Vernunft nicht vor Ingrimm verloren hätte; nun, da er sie verloren hat, wird er es gewiss gründlich missverstehen.

Ich: Hören Sie doch! „Wenn, sagt er, die Religionsphilosophie das Monopol hat die Idee Gottes einzuführen, dann tritt, sobald diese Idee eintritt, auch Religionsphilosophie ein: und die letztere ist in diesem Falle berufen, ein Problem lösen zu helfen, welches die Wissenschaft unlöslich findet. Religionsphilosophie und die speciellen Wissenschaften mögen so verschieden sein, dass sie auch nicht einmal die Idee eines Gottes gemeinsam haben; aber wenigstens kann doch dieselbe Person Beides sein, Mann der Wissenschaft und (wenn auch ohne es zu wissen) Religionsphilosoph; und was er in dem einen Charakter nicht erreichen kann, mag er versuchen in dem andern zu erreichen. Wenn Steinthal sagen will, dass es nicht wissenschaftlich sei, an einen göttlichen Schöpfer zu appelliren, dass es nur die Schwäche des Mannes der Wissenschaft zeigt, dessen Problem wirklich lösbar ist ohne solchen Appell: dann werden wir verstehen, was er meint, und vielleicht herzlich mit ihm einverstanden sein."

Er: Und was deutet darauf hin, Hr. Whitney, dass Steinthal das nicht sagen will? Oder inwiefern ist es zweifelhaft, dass er mindestens das auch sagen will, wenn auch vielleicht noch etwas mehr? Warum wollen Sie also nicht herzlich mit ihm übereinstimmen? Freilich kann diese herzliche Uebereinstimmung Steinthal sehr gleichgültig sein. Also lesen Sie nur das Aber.

Ich: „Aber behaupten, dass Gott die Sprache nicht könne

hervorgebracht haben, weil wir in unserer Classification der Erkenntniss die Idee Gottes unter eine andere Rubrik als die Linguistik bringen, scheint uns reine Wortspielerei."

Er: Dass die hier ganz auf Ihrer Seite ist, Hr. Whitney, werden vielleicht Sie selbst nicht bestreiten. Denn wo hat Steinthal behauptet, was Sie ihn aussagen lassen, nur damit Sie nicht Veranlassung haben, mit ihm herzlich übereinzustimmen? Also wo hat er gesagt, Gott könne die Sprache nicht geschaffen haben, weil Gott keine Idee der Linguistik ist? Steinthal wollte nur erklären, warum er sich den Kämpfern für den göttlichen Ursprung nicht anschliessen könne, und gibt dafür zuerst einen „ganz allgemeinen" Grund an, der aus der allgemeinen Methodologie fliesst. Da Gott keine Kategorie der Linguistik ist, so kann Steinthal als Linguist mit Gott nicht operiren. Ob er es als Religionsphilosoph thut? Das gehört nicht hierher. Jedenfalls ist nicht in Steinthal's Worten, sondern nur in Ihrem herzlichen Widerpruch, Hr. Whitney, in Ihrer Missgunst, der Grund des erwünschten Missverständnisses.

Ich: Sollte ich wirklich zu der Thorheit von einem Monopol der Religionsphilosophie Veranlassung gegeben haben? Was ich meinte, war natürlich dies. Der Botaniker z. B. erklärt, wie die Pflanze überhaupt, und jede insbesondere, wächst und gedeiht. Dabei bringt er Ursachen vor. Die Religionsphilosophie aber, ohne sich um Pflanze und Thier zu kümmern, zeigt dass die Kette der Ursächlichkeit ohne Gott keinen Zusammenhalt haben kann; dass also jede Ursache für sich, wie der Complex von Ursachen, innerhalb dessen sie liegt, Gott voraussetzt. Folglich muss zu jeder causalen Naturbetrachtung, wenn diese erschöpfend und wirklich erklärend sein soll, wie der Religionsphilosoph fordert, Gott, wenn auch still, doch durchweg, im Hintergrunde des Geistes als letzte Ergänzung hinzugedacht werden. Der Religionsphilosoph hat also auf die Botanik als Naturwissenschaft gar keinen Einfluss. Er kann ihr nirgends etwas geben, was sie aus sich, nach ihrer Natur sich schaffen muss. Hat aber die Botanik ihre Pflicht vollbracht, ihre Aufgabe geleistet, so dürfte dann doch der Botaniker auch Religions-Philosoph sein, und so gibt er der ganzen Causal-

Betrachtung einen Abschluss in Gott. So hat der Sprachforscher zu zeigen, wie sich die Sprache rein causal entwickelt; und in die Reihe der wirkenden Ursachen kann Gott nicht eintreten. Hat aber der Sprachforscher sein Geschäft vollendet, so mag er als Religionsphilosoph hinzudenken, was ihm nöthig scheint. Habe ich das klar genug in meinem Buche gesagt?

Er: Wenigstens klar genug, um die Reden Whitney's, wenn er nicht den Diabolus um jeden Preis spielen wollte, unmöglich zu machen. Wie konnte Common Sense sagen, der Religionsphilosoph werde aufgefordert ein Problem lösen zu helfen, welches die Wissenschaft unlösbar findet, da ja diese nur behaupten kann: *φυσικά* oder *ἀνθρώπινα πάντα*, jene aber nur *πάντα θεῖα*. Könnte dasselbe Problem zwei Mal in zwei verschiedenen Weisen zu so entgegengesetztem Ergebniss gelöst werden, so würden auch diese beide Lösungen einander widersprechen. Dass dies nicht geschehen dürfe, haben Sie ausgesprochen. Es sind also ganz verschiedene Probleme, welche die Sprachwissenschaft, und andererseits, welche die Religionsphilosophie zu lösen berufen ist. Dasselbe was *φυσικά* ist, ist auch *θεῖα*; denn Alles und Jedes ist Beides: *πάντα θεῖα καὶ φυσικὰ πάντα* d. h. Alles und Jedes kann in doppelter Weise betrachtet werden, weil es ein zwiefaches Problem darbietet. Einerseits steht es im Zusammenhange der Causalität und bietet ein mechanisches Problem: so fällt es der Special-Wissenschaft zu; andererseits bietet es andere Seiten dar und andere Probleme, und so wird es Gegenstand der Religionsphilosophie. Beide Seiten und die beiderseitigen Probleme müssen streng aus einander gehalten werden; und wer mit Kategorien der Religionsphilosophie ein Problem der Mechanik erklären will, lässt sich eine heillose Verwirrung zu Schulden kommen.

Ich: O, Sie haben mich sehr gut verstanden; Sie haben auch meine Sprachwissenschaft und ausserdem meine Religionsphilosophie gehört. Aber, ob das was Sie eben sagten, aus meinen wenigen Sätzen hier zu ersehen war?

Er: Nun, wenn nicht, so war wenigstens was Whitney herausgelesen hat, unter allen Umständen nicht darin. Gehen Sie nur weiter.

Ich: Es sei. Nun kommen die beiden besonderen Gründe. Gegen den ersten weiss er nichts einzuwenden. Gott kann nicht als Lehrer der Sprache für die Menschen gedacht werden. So hat er sie vielleicht den Menschen anerschaffen? Was ich hiergegen sage, citirt der gewissenhafte Mann vollständig in wörtlicher Uebersetzung. Und in der That, Whitney versteht gut deutsch, ich glaube, besser als ich englisch. Wenigstens übersetzt er besser mein Deutsch, als ich sein Englisch. Er findet aber in meinem Beweise gegen die göttliche Anerschaffung der Sprache eine dunkle Verschlungenheit. Trotzdem glaubt er die Schwäche meines Schlusses so hervorheben zu können, dass sie Jedem sogleich einleuchten soll. Ich zeige nämlich, sagt er, „die Annahme sei unmöglich, weil, nun, warum sollten die Dinge so gewesen sein?“ Whitney glaubt nun den Spiess umdrehen zu können: sie ist möglich, weil, nun, warum sollten die Dinge nicht so gewesen sein? Was der Schöpfer für geeignet gehalten hat oder nicht, für die ersten Menschen zu thun, um ihnen einen schönen Anstoss für das Leben zu geben, können wir nicht entscheiden.“ Ueberhaupt, meint er, begehe ich den Fehler, nicht zu beachten, dass es sich um ein Wunder handeln soll, das eben den Natur-Gesetzen nicht entsprechen kann.

Er: Er aber, meine ich, begeht den Fehler, nicht vorauszusetzen, dass Sie mindestens gerade so gescheit sind wie er, und dass, wenn Sie auch aristotelische Logik studirt haben, Sie doch auch so viel Logik im Leibe und im kleinen Finger haben, als er. Disputiren Sie mit Wundergläubigen? Sie wollen „in aller Kürze“ erklären, warum wir heute uns den Verfechtern des göttlichen Ursprungs der Sprache nicht anschliessen können, Wir, das heisst, Leute, die eine Religionsphilosophie haben, nach welcher Alles eben sowohl göttlich als natürlich ist, und welche in keinem Punkte den mechanischen Wissenschaften widerspricht oder hilft.

Ich: Sie mögen rechthaben. Vielleicht auch liegt Whitney's Fehler wo anders. Gleichviel. Er fährt fort: „Die Annahme des göttlichen Ursprungs der Sprache, wie wir sie verstehen“ . . .

Er: Ja, Whitney's Fehler lag wo anders. „Wie wir sie verstehen!“ Nur mit ihm sollten Sie sich beschäftigen. Alle Andern, selbst die Wundergläubigen, sind ihm gleichgiltig. Nur Er! Also wie versteht er sie?

Ich: Sie leugne gar nicht, dass jedermann in seiner menschlichen Natur die Fähigkeit besitze, die Sprache zu lernen, zu gebrauchen und zu machen; sie enthalte nur, dass, während diese Fähigkeit unendlich oder endlich lang sich entwickeln müsse, um Sprachen hervorzubringen wie diejenigen, welche wir kennen, die ersten Menschen wunderbar durch Anticipation in Besitz ihrer vollendeten Früchte gesetzt waren.

Er: Nun ja, Hr. Whitney, Sie mögen die Sache so verstehen. Um Sie aber handelt es sich nicht. Diejenigen, welche in Deutschland den göttlichen Ursprung behauptet haben, haben dies nur darum gethan, weil sie zeigen zu können glaubten, dass der Mensch ohne Wunder, wie er naturgemäss ist, die Sprache nicht habe schaffen können. Wir haben es nicht mit Ihnen und Ihres Gleichen zu thun, sondern, wenn nicht mit der Sache selbst um der Wahrheit willen, dann mit Männern wie Haman und Lessing. Denkt man an den Magus im Norden, so erscheint diese Whitney'sche Annahme vom Ursprunge der Sprache wie die Kinderlehre eines gutmüthigen Pastors.

Ich: Lassen wir ihm also die Advocatur der Kindereien. Wir kommen jetzt zu Ernsterm und wirklich Ernstem. Whitney erkennt das an, indem er zu dem von mir angedeuteten Umschwung in unserer Anschauung vom Menschen kommt.

Er: Mir aber wird schon unheimlich bang, wenn ich denke, wie sich wohl der kniffige Advocat zu Göthes schönem Ausspruch verhalten wird, den Sie bei dieser Gelegenheit citiren, und eben zu dieser ganzen erhebenden Anschauung unserer grossen Zeit, unserer Classiker in der Poesie, Philosophie und Philologie. Sie haben, wie mir scheint, überhaupt diese grosse Zeit der deutschen Intellectualität in aller Kürze treffend und begeistert gekennzeichnet.

Ich: Was also kann daran liegen, wenn Whitney gegen diesen Geist bellt? Auch an meinen Worten in jener Stelle

kann nicht viel liegen, weder einem Andern noch mir. Ich habe es immer als den Stolz der neuen Sprachwissenschaft bezeichnet, dass sie mit und in und aus jenem Geiste gezeugt, empfangen und geboren ist, die würdige Schwester Schillerscher und Götheshcer Poesie und der höchsten philosophischen Speculation, die bisher dem menschlichen Geiste gelungen ist. Und in allen meinen Arbeiten war ich bemüht, diesem schlechthin humanen Geist nach der einen Richtung, in welcher ich arbeite, Ausdruck zu geben. Schön und ganz dem Wesen der Sache angemessen ist es auch, dass unser goldenes Zeitalter nach keinem Fürsten benannt wird, obwohl mancher Fürst voll jenes Geistes war. Freilich wird dieser Geist jetzt in Deutschland selbst vielfach verläugnet, auch in der Philologie und Sprachwissenschaft selbst. Aber wenn ich beim Ueberblick der Wenigen, die heute noch aus der Zeit unserer Classiker in Kunst und Wissenschaft am Leben sind (ein günstiges Geschick erhalte sie uns noch lange, diese Alten!) und bei der Erinnerung an die Reihe derer aus jenem Kreise, die ich kannte, und die nicht mehr unter den Lebenden sind, wenn ich daran gemahnt werde, dass ich anfange, angefangen habe alt zu werden, so freut es mich doch, ganz junge Männer emporkommen zu sehen, die sich dasselbe Losungswort angeeignet haben, denen zum Theil ich selbst es überliefert habe, das mir von Böckh und Humboldt gegeben ward, und das ich treu bis an mein Ende wahren, und für das ich, wenn es nöthig ist, kämpfen werde. Amen!

Er: Ja und Amen! — Und was sagt Whitney?

Ich: Auch hier zeige sich, sagt er, Steinthals vollständiger Widerspruch gegen die inductiven und wissenschaftlichen Tendenzen des Tages.

Er: Das ist, wie wir schon wissen, die Phrase, hinter der er seine kleine Person birgt.

Ich: Er nämlich würde gesagt haben, die herrschende Triebfeder des modernen Gedankens sei genau das Gegentheil von dem, was von mir angegeben sei. Was ich sage, das gehöre den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts; und ich müsse wohl an einen intellectuellen und moralischen Fall des

Menschengeschlechts glauben. Und so gehe er an meine Darlegung mit einem Gefühl der Entmuthigung und Hoffnungslosigkeit. Wenn ich auf die Hülfe seitens einer rationalen Psychologie hinweise, so komme es darauf an, welcher Art diese sei. Er sagt (S. 12) „Die Seele des Menschen und ihre Kräfte und Wirkungen seien, nach Allem, das Mysterium der Mysterien für uns; die Erscheinungen der Sprache aber sind eine ihrer äussern Kundgebungen und vergleichsweise eine einfache Sache; das Licht also, welches diese auf die Seele werfen kann, muss wahrscheinlich grösser sein, als das welches sie von unserm Begriff von der Seele empfangen sollen."

Er: Für einen Advocatus Diaboli ist das geschickt gesprochen. Wenn der Richter es nicht schon weiss, so wird es wahrlich schwer oder unmöglich sein, ihm diese Phrasenhaftigkeit klar zu legen. Wie da der Seele und ihren Kräften und Wirkungen die äussern Kundgebungen gegenübergestellt werden; wie die Sprache bloss zu einer äussern Kundgebung herabgesetzt wird; wie einfach eine solche Kundgebung sein muss gegen die ganze Seele mit allen äussern Kundgebungen und allen innern Kräften und Bewegungen; wie das Mysterium aller Mysterien von dem Einfachen doch eher Licht bekommen, als ihm geben könne: das ist geschickt an einander gereiht. Und doch könnte man vielleicht dem Richter klar machen, was Wechselwirkung heisst; und wie wohl in einem Rundbogen jeder Stein den andern hält; und wie eine Aufgabe durch eine approximative Methode gelöst werden könne. Was meinen Sie? Oder, mir fällt etwas anderes ein. Wenn wir Herrn Common sense zum Richter bekämen, könnten wir nicht so sagen: „Denken Sie Sich, vielbezopfter Herr, die Seele habe 10 Kräfte, 100 Wirkungen und 1000 Manifestationen, deren eine die Sprache ist. Die Finsterniss, welche die Seele mit ihren 10 Kräften und 100 Wirkungen vor uns verhüllt, gleiche der ägyptischen Finsterniss einer unterirdischen Höhle, in der wir uns unglücklicher Weise befinden. Jede der 1000 Manifestationen aber könne uns einen dünnen Strahl Lichts bringen. Wer wird nun wohl mehr Licht haben, derjenige, welcher sich bloss eine Manifestation, z. B. die Sprache, ihr Licht zustrahlen lässt,

oder derjenige, der sein Auge so lenkt, dass ihm die sämmtlichen 1000 Manifestationen ihre 1000 dünnen Strahlen zusenden müssen? Was meint Ihr wohlweiser Zopf?" Nun, würde ich damit Eindruck machen? Oder, halt! jetzt hab' ich's. Wir wollen dem Richter sagen: Unser Ankläger, Hr. Whitney, lügt. Es ist nicht wahr, dass Steinthal der einfachen Sprachwissenschaft Licht von der mysteriösesten Psychologie holen will, sondern gerade umgekehrt, er bringt der Dunkelheit der letztern Disciplin Licht aus der Sprache. Denn, haben Sie nicht der Psychologie die Kategorie der Vorstellung gegeben, und ihr damit das primäre Element, so zu sagen: das Molecule, geschaffen? und haben Sie die Vorstellung nicht durch Analyse der Sprache gefunden? Sie lächeln zu allem.

Ich: Ja wohl.

Ich bin mit Whitney fertig, und stimme ihm bei in seinen Schlussworten: „Nur der Erfolg kann entscheiden." Und den will er nun prüfen trotz aller Hoffnungslosigkeit. Wollen Sie ebenfalls hören, wie er prüft; trotz aller Hoffnungslosigkeit?

Er: Gewiss, wir müssen hören, wie das ausläuft.

Ich: Abermals hält er mir eine schreckliche Strafpredigt, dass ich mir den Gegner in den Gräbern der Männer des vorigen Jahrhunderts aufsuche. Es ist hier (S. 13) derselbe lächerliche Missverstand, den er schon (S. 7) ausgekramt hat. Ihn hätte ich bekämpfen sollen, und er nenne die Sprache nicht eine Erfindung jemandes zu irgend einer Zeit.

Er: Sie sehen aber hier doppelt bestätigt das Unglaubliche, dass Whitney für Ihre wirkliche volle Auflösung hält, was nur Fragestellung und pädagogische Einleitung ist. Gerade hier kommt er mit seinem Vorwurf und spricht die Absicht aus, das Ergebniss prüfen zu wollen, hier, wo er Ihre Worte vor Augen haben musste: „Sehen wir, wie auf solchem Standpunkte der Sinn der Aufgabe, die durch die Frage um den Ursprung der Sprache gestellt ist, sich heute im Vergleich zum vorigen Jahrhundert völlig umgestalten muss." Warum haben Sie nicht hinzugefügt: sogar beim grossen Whitney sich umgestalten muss!

Ich: Ja diese Sünde war gross. Whitney meint also mit

einem Eifer, dass man glauben mag, es handle sich um mein grundlegendes Princip: wenn ich (S. 80) zu dem Schlusse komme, „dass es wichtiger und anziehender sei, die Gesetze zu erforschen nach denen die Sprache sowohl ursprünglich bestand und lebte, als auch heute noch besteht und lebt, und dass weniger daran liegt die Besonderheiten zu kennen, unter denen die erste Schöpfung von Statten gegangen sein mag:“ Whitney also bemerkt hiergegen: „Aber worauf läuft nach allem Steinthal's Einwand hinaus? Dass es etwas grösseres (*a grander thing*) sei, ein Chemiker oder Physiker zu sein, als menschliche Cultur zu studiren, wie sie in der Geschichte der mechanischen Erfindungen vorliegt. Das mag so sein; es wäre unnütz, die Frage der grössern oder kleinern Würde (*relative dignity*) zu discutiren; aber in jedem Falle sind die beiden gänzlich verschieden, und es gibt Raum und Beschäftigung für Beide. Der Historiker ergreift seine Aufgabe nicht voll ohne die Hülfe des Physikers, der ihm die Natur der praktischen Probleme lehren muss, welche menschlicher Scharfsinn gelöst hat, eines nach dem andern; jedoch ist er ein unabhängiger Arbeiter in einem besondern Zweige der Untersuchung, auf welchem der Physiker vielleicht so wenig bewandert ist, als er in Physik. Ebenso mag es etwas weit grösseres (*a far grander thing*) sein, Psychologe zu sein, als historischer Sprachforscher; indessen, die beiden sind nicht in derselben Arbeit begriffen, und der eminente Psychologe mag sich als blosser Stümper zeigen, wenn er mit den Thatsachen und Principien der linguistischen Geschichte zu thun hat.“

Er: Ah, da haben wir den Humbug in seiner Blüthe. Nun ja, er mag sich von Ihnen beleidigt fühlen. Aber das ist es nicht. — Steinthal oder Whitney, wer ist der Grössere? das ist die Frage, die rein persönliche Frage. Haben Sie von Dignität gesprochen? Nein! Wichtiger und anziehender, sagen Sie, sei die heutige Frage als die von vor hundert Jahren. Aber er weiss nichts ohne Beziehung auf seine *dignity*. Nun könnten Sie und Whitney ja ruhig neben einander arbeiten auf verschiedenen Gebieten. Da schmerzt es ihn nur zugestehen zu müssen, dass er sich vom Psychologen über die Natur

des Sprach-Problems belehren lassen müsse. Aber seinen Unmuth darüber schüttet er aus in der Behauptung, dass Sie dafür auch in der Sprach-Geschichte ein Stümper seien.

Ich: Schade, dass ihm das gar nichts nützt. Denn in seinen „Vorlesungen“ hat er gesagt (S. 398), zu den ersten Aeusserungen, den historischen Anfängen der Sprache führe die historische Forschung nicht. Die Frage vom Ursprunge der Sprache (und von der ist doch jetzt die Rede) könne nicht historisch erledigt werden; ihre Entscheidung verlange eine andere Methode, „allgemeinere Betrachtungen und Analogien durch Schlüsse aus den Thatsachen der menschlichen Natur und den Thatsachen der Sprache, zusammen genommen, und aus ihren Beziehungen zu einander. Sie fällt vielmehr in das Gebiet der Sprachphilosophie als eines Zweiges der Anthropologie, denn in das der geschichtlichen Sprachwissenschaft.“ Zweifelhaft ist freilich, ob er unter Anthropologie versteht, was wir Psychologie nennen; aber die Negation der Sprachgeschichte ist unzweideutig. Jetzt muss sich freilich sein eigener Satz eine Umdrehung gefallen lassen, wobei er dann auch zurücknimmt, was er den Augenblick zuvor zugesteht. Hat er nicht gesagt, der Geschichtsforscher der praktischen Erfindungen müsse sich vom Physiker über die Natur der Probleme belehren lassen? Aber weiter heisst es (S. 16): Alle Fragen über Geschichte und Ursprung der Sprache seien vornehmlich historisch, und „Psychologie hat damit gerade so viel zu thun, als Mechanik und Chemie mit dem Studium der menschlichen Erfindungen; sie ist unschätzbar als Kritik und Hülfe; aber werthlos als Grundlage und in Stellvertretung.“

Er: Welche Kniffe! Wer hat von Stellvertretung (*substitute*) gesprochen? Das ist ja eine sophistische Unterstellung!

Ich: Ohne Verdrehung meiner Worte wäre von jetzt ab seine Kritik gar nicht mehr fortzusetzen gewesen. Denn ich verlasse ja schrittweise die Ansicht des vorigen Jahrhunderts und stelle sie in ihrer neuen Gestalt auf. So entwickelte ich ja hier (S. 80) das Wesen einer werthvollen, ja einer tiefen Wissenschaft der Geschichte der Erfindungen, zu der dann auch die Sprachwissenschaft als ein Theil gezogen werden kann. Er

aber muss sich nun einmal in den äussersten (*utterly*) Gegensatz zu mir drängen, mag darüber seine und meine Ansicht entstellt werden. Er meint (und das hätte ich ganz verkannt), was in der Linguistik einer besondern Maschine entspreche, sei „nicht die Erzeugung der Sprache überhaupt; fern davon; es ist die Erzeugung eines einzelnen Wortes oder Form.“ Jedes einzelne Element (*item*) hat seine Geschichte für sich. „Die Geschichte der Sprache ist weiter nichts als die Summe und das Ergebniss (*the sum and result*) solcher einzelnen Geschichten.“

Er: Himmel, welch blöde Sophistik! auf welche Schläfrigkeit des Lesers muss dieser Mensch gerechnet haben! Das zwar könnte sich dem Leser leicht entziehen, dass Sie in Ihrer pädagogischen Darstellung die einzelnen Momente der Wahrheit nur allmählich vorführen können. Aber was ist Summe und Ergebniss? Bei Summe liesse sich allenfalls noch denken, dass dabei die einzelnen Ansätze der Rechnung sämmtlich mit gedacht werden sollen. Aber Ergebniss? Muss dies nicht etwas Einheitliches sein, so zu sagen: ein Schlusssatz, wenn auch aus noch so vielen einzelnen Vordersätzen? Nein, meint Whitney. Die Geschichte der Sprache ist eine Sammlung unzähliger Geschichten. Und wenn das wäre, was geht Sie das an? Müsste dann jede einzelne Wort-Erfindungs-Geschichte weniger den Forderungen entsprechen, die Sie aufstellen? Oder wird ein Leser glauben, dass Sie, wenn Sie von Geschichte oder vom Ursprung der Sprache reden, Sie an die Schöpfung einzelner Wörter gar nicht denken? Sie wollen Obst haben, sollen die Leser glauben, aber keinen Apfel, keine Kirsche.

Ich: O, hören Sie nur weiter. An diese einzelnen Geschichten reicht die Psychologie nicht heran: darauf will Whitney hinaus.

Er: Da wäre ich doch neugierig, wie er das plausibel machen will?

Ich: O das ist sehr einfach. Er sagt: „Welches von all den unzähligen Ereignissen der linguistischen Geschichte ist uns durch die apriorische Methode zugänglich?“

Er: Das fragt ein Mensch den Verfasser des ersten Kapitels Ihrer Einleitung?

Ich: Ja wohl, und sehr nachdrücklich: „Welches Wort oder welche Form in irgend einer Sprache unter der Sonne könnten wir prophezeit haben aus den Gesetzen der Handlung des menschlichen Geistes und der Seele?"

Er: Wie schmälich! und wie dumm!

Ich: Sie kommen mir mit Ihren Zwischenreden wirklich vor wie Junker Tobias, während Malvolio den Brief deutet.

Er: Ja ein Malvolio ist er. Und der redet von inductiver Sprachwissenschaft? Wenn nun Jemand zum Physiker sagte: Welche von allen mechanischen Erfindungen ist der apriorischen Methode zugänglich? welche Maschine hättest du aus den Gesetzen der Bewegung der Natur und der Materie prophezeien können? Wie würde dieser Physiker einen solchen Frager ansehen?

Ich: Wissen Sie wie? So ruhig, wie ich Whitney ansehe, und er würde ihm sagen: Es sprach der heilige Nikolas, geh' in die Schule und lerne was. Also weiter in Whitney: „Möge der Himmel die Sprachwissenschaft vor Psychologie bewahren!"

Er: Das sagt er eben, da er zugestanden hat, sie sei Hülfe und Kritik! Er will also kritiklos sein. Geben Sie ihm doch das Zeugniss, dass er des Himmels Hülfe nicht nöthig hat.

Ich: Aber nun, wollte ich Ihnen vorlesen, was kommt (S. 17, 18), Sie würden platzen vor Lachen. Mit einem Ernst, einem Pathos, einer Ausführlichkeit, wie wir sie in Deutschland der wichtigsten, principiellsten Frage zuwenden, die noch von Niemanden gelöst ist, wird dargelegt, dass die Sprache eine Handlung des Körpers ist; z. B. das Wort „springen" so gut wie das wirkliche.

Er: Ja, der Casus macht mich lachen. Wozu war denn also der ganze Lärm, den er um die Psychologie in der Sprachwissenschaft gemacht hat? Das war ja alles ganz kurz zu haben: Gymnastik ist nicht Psychologie. Aber nun wird's auch tragisch. Denn Whitney rühmt sich ja sehr, die Entdeckung gemacht zu haben, dass sprechen und denken nicht identisch sind. Sehr begreiflich nach ihm, der sprechen für eine bloss körperliche Bewegung hält. Die Grammatiker aber, welche diese Identität behaupteten, haben eine innere und eine

äussere Sprache behauptet. Nur von der innern Seite haben sie behauptet, dass sie mit dem Denken identisch sei; von der äussern haben sie wie Whitney geglaubt, dass sie eine körperliche Bewegung ist. Dass aber die innere und die äussere Seite identisch sei, hat niemand behauptet. Also haben Becker und Genossen in Wahrheit dasselbe gesagt, was Whitney; und dieser leugnet in Wahrheit nicht, was jene meinten. Denn Denken ist gewiss die innere Seite der Sprache. Das würde ganz klar werden, wenn Whitney an die innere Seite der Grammatik ginge. Da würde er nur logische Kategorien, Denkformen finden, und das hat Becker behauptet.

Ich: Auf Whitney's eigene Ansicht gehe ich nicht ein. Allerdings ist ihm die Sprache bloss eine Summe von Zeichen (S. 23), und von innerer Sprachform hat er keine Ahnung. Doch davon mag ich nicht reden. Auch wird es mir zu langweilig weiter zu lesen, und mir sagen zu lassen, dass ich nicht daran gedacht habe, heute gebildete Wörter wie „Locomotive“ und „Spectroskop“ zu erklären; ich flüchte mich lieber, meint Whitney, in die Dunkelheit alter Zeiten zurück. Das wirft er mir vor, dem er zugleich vorwirft, dass ich alles aus dem heutigen Bewusstsein erkläre. Der Drang, sich hervorzuthun im Gegensatze gegen mich treibt ihn zu den tollsten Sprüngen, die er aber nicht leiblich, sondern geistig macht. Ich will also nur andeuten, dass er auch vom Sprechenlernen der Kinder redet, und dass er mir die scharfsinnige Erinnerung macht, das Kind, welches ein Wort ergreife, erzeuge es so wenig, wie der Urmensch, der, von einem Wolfe angefallen, einen Stein zur Vertheidigung aufhebt, diesen Stein erzeugt hat.

Er: Damit, versichere ich Sie, wird er gegen Sie reussiren.

Ich: Davon bin ich überzeugt. Er hat, wie die Sophistik allemal und in wohl erklärlicher Weise, viel mehr Ausdauer darin, dem Gediegenen seine spitzfindig aufgeblasenen und ausstaffirten Nichtigkeiten gegenüberzustellen, als ich habe sein Gewäsch zu widerlegen. Er wird durch jeden meiner Sätze gehoben und gewinnt Inhalt; ich bekomme von ihm nichts als leere Blasen. Ueberall bei ihm gähnt mich hohle Leere an, überall grinzte mich hochmüthig Eitelkeit an.

Er: Hören Sie auf, ich bitte Sie selbst darum; genug, und verzeihen Sie, dass ich Ihre Geduld übermässig beansprucht habe. Die Sache liegt in der That anders, als ich bisher meinte. Ich werde Hrn. Whitney nicht fragen: wie konnten Sie, da Sie im Denken so ungebildet sind, sich anmaassen, ein Werk zu kritisiren, das an der Stirn das Motto trägt: „Denken ist schwer?“ Ich werde nicht so fragen. Hier handelt es sich nicht um Gedanken, sondern um Thatsachen.

Dass es jemand wagen kann, den historischen Standpunkt so entschieden gegen den psychologischen zu stellen bei Gelegenheit eines Verf.'s, der Bände zur Sprachgeschichte verfasst hat, der von der Psychologie in Werken und Abhandlungen bewiesen hat, dass sie historisch sein müsse, und von der Geschichte, dass sie psychologisch sein müsse, der also den Gegensatz von Geschichte und Psychologie gar nicht kennt; bei Gelegenheit eines Werkes, in dessen Vorrede und Einleitung, Kap. II., angegeben wird, dass dem ersten Bande, welcher die allgemeine Sprachlehre enthält, andere Bände folgen sollen, welche die linguistische Ethnologie und die Sprach-Geschichte bearbeiten werden; dass jemand es wagen kann, Ihre Betrachtungsweise, weil sie psychologisch ist, kurzweg streng metaphysisch zu nennen, da doch jeder, der wirklich etwas von Ihnen gelesen hat, wissen muss, dass Ihre Psychologie durchaus empirisch ist, obwohl rational: dass jemand dergleichen wagen kann, das ist nicht entschuldbarer Irrthum, sondern ein Beweis von Unverschämtheit, die nicht stark genug gegeisselt werden könnte. Ueberhaupt scheint mir, Whitney's Kritik sei einzig in der Geschichte der Wissenschaften. Dass eine Kritik so nichtig und inhaltsleer, so wenig auf die Sache eingehend ist und sie nur berührt, um sie zu verdrehen, das mag schon vorgekommen sein; dass jemand mit so aufgeblasener Eitelkeit nichts weiter gesucht hat, als sein liebes Persönchen mit seiner Weisheit herauszustellen, mag schon dagewesen sein; dass schon jemand nicht nur so unverschämt hochmüthig geschimpft*),

*) Um von dem hochmüthigen Ton, welcher Hrn. Whitney schon zur Natur geworden ist, noch ein Beispiel zu geben, das nicht mich betrifft, so wähle ich folgendes. Whitney sagt von Hrn. Prof. Häckel in Jena: The

sondern sogar so jesuitisch den Angegriffenen moralisch verdächtigt hat, auch das mag nicht ohne Beispiel sein. Aber alle diese Eigenschaften vereint: das ist doch vielleicht einzig.

Ich: Also Sie meinen nun ebenfalls, wir schweigen.

Er: O keineswegs! In Quark mit ihm! wie Göthe sagt. Nein, Sie haben Deutschland zu zeigen, was ihm angethan worden ist. Göthe, Humboldt u. s. w. geschmäht. Sie haben das saubere Bubenstück blosszulegen. Und Sie haben zu zeigen, dass wenn irgendwo die Lust entstehen sollte, solche Manier in die wissenschaftliche Kritik einzuführen, Sie ganz der Mann dazu sind, der für jeden Klotz den angemessenen Keil hat; der der Sophistik ihren Spiegel, der Grobheit einen Schild entgegenhält, und den vergifteten Pfeil moralischer Verdächtigung in die Brust des Schützen zurück schnellt. Indessen, ich werde Ihnen die Mühe ersparen. Ich habe Sie ja nun gehört, und so denke ich die Kritik schon machen zu können. Sie aber setzen bloss Ihren Namen darunter.

Der Freund verliess mich. Scherzend hatte ich auf sein letztes Wort „gewiss“ gesagt. Nach acht Tagen kam er wieder zu mir. Er brachte mir eine Antikritik — das vorstehende Gespräch. Hier ist es, und hier auch mein Name darunter.

H. Steinthal.

Es versteht sich, dass ich nun die Verantwortlichkeit für

---

latter gentleman, particularly, appears to be one of those headlong Darwinians who take the whole process of development by natural selection as already proved and unquestionable, and go on with the fullest and most provoking confidence to draw out its details. Und weiter: But we cannot think the theory yet converted into a scientific fact; and those are perhaps the worst foes to its success who are over-hasty to take it and use it as proved fact. Nor have we patience with men who, inspired by it, claim to be wise respecting mans grand and great-grand ancestors to a degree far beyond what is yet written in the book of science. — Wer sind *We* denn? Wen wollen denn *We* glauben machen, dass *We* etwas von Naturwissenschaft verstehn, und dass *We* wissen, was im Buche der Wissenschaft geschrieben ist? Das werden *We* niemanden glauben machen, der wenigstens Darwin, die Abstammung des Menschen, I. S. 4 gelesen hat.

das Gespräch tragen muss, und kurz, dass ich der Verf. bin. Ich bedaure, zu solchem Auftreten gezwungen zu sein und, um mich doch auch hierbei zu befriedigen, so benutze ich die Gelegenheit, die Männer, welche S. 240 gemeint sind, verehrungsvoll zu grüssen, und um wenigstens Einen bei Namen zu nennen: ich grüsse den alten Schömann, und wünsche, dass er mit mir zufrieden sei und bleibe.

D. O.

Notizen aus Amerika.

mitgetheilt von

Prof. **H. Steinthal.**

1. Doppelte Muttersprache.

In den Verhandlungen der fünften Jahres-Versammlung der amerikanischen philolog. Ges. (1873) zeigt sich ein recht erfreuliches Leben der philologischen Studien. Die linguistische Seite ist allerdings vorzugsweise vertreten, was wir von unserm allgemeinen Gesichtspunkte aus nicht für glücklich halten würden, wenn die Verhandlungen auch in dieser Arbeits-Theilung das treue Abbild des Zustandes der Philologie in Amerika bieten sollten. — Schade ist es, dass in solchen Berichten nicht gesagt werden kann, in welchem Maasse der Theilnahme die Vorträge aufgenommen wurden. Mit Freuden aber bemerke ich, dass in der Amerikaner Philologen-Versammlung keine Sectionen bestehen. In Deutschland habe ich es rühmend aussprechen hören, alles Leben der Versammlungen sei in den Sectionen. Nun wartet es nur ab! Ihr werdet bald sehen, was Sections-Leben bedeutet. Ich spreche es nicht aus; das Wortspiel mit einem anatomischen Ausdruck liegt ja zu nahe. Wenn ich zu Euch sagte: „Bedenket, wie ganz anders muss ein Mann auftreten, wenn er vor Vertretern aller Zweige der Philologie

spricht, als wenn er zu Special-Fachgenossen redet," so würdet Ihr mir mit beiden Händen rechtgeben — aber in einem Sinne, der dem meinigen entgegengesetzt ist. Aber erlaubt die Frage: was versammelt Ihr Euch, wenn Ihr nur zusammenkommt, Euch zu sondern?

Genug hierüber. Eine Mittheilung aber, welche den Vortrag des Hrn. Prof. Brewer über „die Aneignung einer doppelten Mutter-Sprache" betrifft, wollen wir vollständig übersetzen. Für die deutschen Pädagogen war es von jeher ein Trübsal zu sehen, wie Kinder schon im zartesten Alter durch die Bonne eine fremde Sprache neben dem Deutschen erlernten; man knüpfte daran allerlei Befürchtungen, nicht nur für den Patriotismus, sondern auch die geistige Entwickelung des Kindes. Durchschlagende Beobachtungen über den unglücklichen Erfolg solcher Doppel-Sprachigkeit waren schwer anzustellen. Herr Brewer theilt uns nun Erfahrungen mit, die er in Athen zu machen Gelegenheit hatte. Dort lernen Kinder griechisch und zugleich etwa deutsch oder englisch. Was fand sich?

„Es ward beobachtet, dass ein Kind im Anfang die beiden Sprachen nicht als gleichbedeutende (alternative) Ausdrucksweisen gebrauchte, sondern jedes Wort zur Mittheilung einer bestimmten Vorstellung an eine bestimmte Person anwandte. Ein Kind, das nur sechs Wörter erworben hatte, drei deutsche und drei griechische, richtete nie eins der deutschen Wörter an die griechischen Dienstboten, noch auch hatte es Gelegenheit dazu; aber es verstand gewisse Befehle, wenn sie in der einen oder der andern Sprache gegeben wurden, und hatte eine deutsche und eine griechische Weise Nein zu sagen gelernt."

„Bei älteren Kindern wurde beobachtet, dass sie, während sie in der einen Sprache redeten, einzelne Worte aus der andern borgten; z. B. „Ich habe *πόνους* in meinem *δοντάκι*," und dass sie Idiotismen nachahmten: z. B. „der Baum macht weisse Blüten," oder: „ist nicht hier," für: es ist nicht hier."

„Wenn eine gewisse kindliche Kenntniss beider Sprachen erreicht war, so wurden sie nicht mehr gleichförmig angewandt, sondern jede in einem ergänzenden Verhältniss zur andern, indem die eine in der Schule, die andere zu Hause gebraucht

ward, die eine auf dem Markt, die andere in der Familie, (parlor). Keine der beiden Sprachen wird so schnell oder so vollständig erlernt, als wenn sie ausschliesslich gebraucht wird. Wenn Personen, welche so erzogen sind, versuchen eine der Sprachen für Gegenstände zu gebrauchen, welche sie in der andern zu behandeln gewohnt sind, so erscheinen sie wie Ausländer.“

„Es ward auch bemerkt, dass die Sprache einer Gemeinde, mag sie gebildet sein oder nicht, deren Mitglieder von Kindheit an sich eine andere Sprache aneignen, ganz besonders Veränderungen ausgesetzt ist, selbst bis zu dem Masse, dass sie sich zu einer neuen Sprache entwickelt.“

Abgesehen davon, dass wir an der Richtigkeit dieser Beobachtungen des Hrn. Brewer zu zweifeln nicht den mindesten Grund haben, lässt sich alles hier Bemerkte leicht begreifen.

2. Science, scientific.

In derselben Versammlung sprach Hr. Prof. Comfort über die Neigung, gewissen Wörtern von allgemeinerer Bedeutung einen beschränktern, besondern Sinn zu geben, und erläutert dies an Beispielen aus der englischen Sprache. Zunächst erinnert er an ältere Beispiele. *Hound*, welches ursprünglich den Hund bedeutete, bezeichnet jetzt speciell den Jagdhund; *deer*, ursprünglich unser Thier, jetzt Rothwild (Hirsch und Reh); *stool*, eig. Stuhl, jetzt Sessel (ohne Lehne); *starve* eig. sterben überhaupt, jetzt verhungern oder erfrieren. Missverständniss entsteht hieraus nicht, zumal wenn die Aenderung vom Volke ausgeht.

„Aber, fährt Hr. Comfort fort, es ist bemerkenswerth, dass Männer der Gelehrsamkeit, Leiter der Erziehung, eine gleiche Aenderung im Gebrauche einiger der wichtigsten Wörter in der Sprache bewirken, zumal wenn aus solcher Aenderung der Bedeutung nach logischem Gesetz irrige Eindrücke und Schlüsse folgen. Eins der beachtenswerthesten Beispiele hiervon liegt in dem Gebrauche des Wortes *science* und seiner Ableitungen.“ Sehr oft nämlich „bezieht sich *science* zumeist oder ausschliess-

lich auf die Natur-Wissenschaften," woraus sich natürlich für den Studirenden wie für das Publicum arge Schlüsse betreffs der Psychologie und Philosophie ergeben müssen.

Hr. Comfort ist wohl (ob durch deutschen Einfluss?) nach Hrn. Whitney's Meinung noch voll von Ansichten der Jahrhunderte der Dunkelheit. Ich aber rufe ihm über's Meer ein Bravo zu.

Auch in Deutschland haben populäre Schriftsteller den Versuch gemacht, das Wort ,Wissenschaft und wissenschaftlich' auf die Natur-Wissenschaften zu beschränken, dabei geleitet oder verleitet durch Unkenntniss und Unverstand, vielleicht noch durch andres. Noch aber ist die Hoffnung begründet, dass unsere Meister in der Naturforschung jenen schädlichen Sprachgebrauch nicht aufkommen lassen werden.

Wir erwähnen endlich noch einen Vortrag des Hrn. Dr. Easton über Aphasie, bloss um daran die Frage zu knüpfen, ob auch in einer deutschen Philologen-Versammlung ein solcher Vortrag denkbar wäre, und die Bemerkung hinzuzufügen, dass aus dem kurzen Bericht hervorzugehen scheint, dass Wilhelm von Humboldt's Theorie in Amerika noch nicht, wie Hr. Whitney wünscht, weggefegt ist.

Zur deutschen Orthographie.

Seit einem halben Jahrhundert, seit dem Emporblühen eines germanistischen Zweiges der Philologie, haben die Bemühungen Einzelner nicht aufgehört, die deutsche Rechtschreibung zu reformiren; und in neuester Zeit sind sie aus den Gelehrten-Kreisen auch in die Schulen, selbst die Elementar-Schulen gedrungen. Die Verbände der Gymnasien der grössten deutschen Staaten haben unter sich je eine Orthographie vereinbart, und so auch die Berliner Gymnasien. Besonders aber haben sich zwei Männer um diese Frage bemüht, welche vor-

zugsweise dazu berufen sind: Hr. Dr. Michaelis und Hr. Dr. Sanders. Jenen zwang die Stenographie zu einer Prüfung unserer Schreibweise, diesen, wie früher Grimm, das Wörterbuch.

Ich will hier die von diesen beiden verdienstvollen Männern gemachten Vorschläge nicht prüfen, aber doch der dringenden Beachtung empfehlen; — prüfen mag ich sie nicht, weil meine Ansicht folgende ist.

Ich erkenne erstlich die Nothwendigkeit einer Reform unserer Rechtschreibung an. Wer noch nie über diesen Gegenstand nachgedacht hat, der mache folgendes Experiment mit sich. Er denke an drei auf einander folgenden Tagen, jeden Tag eine Stunde (das ist doch wenig?) darüber nach, wie wir das Dehnungszeichen *h* bald setzen bald nicht, wie auch nach dem Vocal *i* das *e* als Dehnungszeichen mit *h* wechselt, oder auch *h* noch zum *e* hinzutritt (stiehlt), bald wieder jedes Längen-Zeichen fehlt, und wie die Kürzung durch Doppel-Consonanz bezeichnet wird. Wenn er dann noch weiss, ob man *nahm* oder *nam*, *kam* oder *kahm*, *Rahmen* oder *Ramen*, *lam* oder *lahm* schreibt, und wann *t* oder *th* zu setzen ist: dann will ich sagen, er habe viel Talent zum Philisterthum, was um so ehrenwerther ist, da er ja kein Philister ist, wie er bewiesen hat.

Wie schädlich das ganz irrationale Wesen unserer Schreibung auf die Schuljugend und damit auf unser Volk wirken muss, leuchtet ein. Es begünstigt einen Autoritätsglauben, dem jeder Unterricht entgegen arbeiten sollte.

Wer nun dies alles zugesteht und vielleicht der Meinung ist, die Schreibung werde sich schon selbst regeln, wie sie sich seit dem vorigen Jahrhundert schon vereinfacht habe und rationeller geworden sei, so werde sie es immer mehr werden: dem antworte ich, dass auf solchem Wege, da auch die Sprache sich ändert, eine gesunde Schreibweise nie entstehn werde.

Nach meiner Ansicht kann nur folgender Weg zu einem gedeihlichen Ziele führen. Irgend eine Akademie, ich denke zunächst an die Berliner, nimmt die Sache derartig in die Hand, dass sie sich mit sämmtlichen Akademieen oder ihnen gleichstehenden Gesellschaften des deutschen Reiches, Deutsch-

Oesterreichs und der Schweiz in Verbindung setzt, und eine Commission bildet, zu der jede Akademie oder Gelehrten-Gesellschaft einen, zwei oder drei Abgeordnete schicken kann, einen Psychologen, einen allgemeinen Sprachforscher und einen Germanisten, jede je nach der Eigenthümlichkeit ihrer Mitglieder.

Diese Commission hat eine deutsche Orthographie zu bilden, der sich nur Narren auf eigene Faust nicht unterwerfen werden.

Streng massgebender Grundsatz dieser Commission muss sein: die deutsche Sprache wird, so weit die Bequemlichkeit es gestattet, nach den Gesetzen des allgemeinen linguistischen Alphabets geschrieben.

Da die Aussprache schwankt, so kann es vielleicht jeder grössern Provinz in Deutschland innerhalb festgestellter Grenzen überlassen bleiben, die ihrige geltend zu machen.

Auch könnte das dehnende *h*, wo es organisch begründet ist, wie im Zahlwort *zehn*, in denjenigen Gegenden, wo eben der Dialekt es hörbar werden lässt, wie bei der häufigen Aussprache „zechne,“ beibehalten werden.

Unsere klassischen Schriftsteller werden nach derjenigen Aussprache, die mit Recht die allgemeine genannt wird, umgedruckt. Es ist wohl in der Ordnung, dass Schillers und Göthes Dramen so geschrieben erscheinen, wie jeder gute Schauspieler Deutschlands ohne Unterschied von Nord und Süd, Ost und West, sie spricht. Diese Schreibung wird von selbst durch die Macht der Classiker grössere provinzielle Differenzen nicht aufkommen lassen.

Für den Druck ist nur das lateinische Alphabet zulässig. Die Schreibung der *S*-laute wird die geringste Schwierigkeit des Unternehmens ausmachen.

Für die Currentschrift bleibt die übliche deutsche Weise in Gebrauch, erstlich weil hier jederman verfahren mag, wie er will; zweitens weil sie mit ihren kurzen und eckigen Zügen sowohl zur Schnelligkeit als auch zugleich zur Deutlichkeit viel geeigneter ist, als die runden Formen der lateinischen Schrift. Aber den Stenographen bleibt die Aufgabe ein Alphabet zu

erfinden, das, kürzer als das heutige, und eine Vorstufe zur Stenographie, doch der Schönheit die nothwendige Rücksicht schenkt.

Ob grosse oder kleine Anfangsbuchstaben? kann jedem überlassen werden: ich bin für Beibehaltung und rathe den Engländern sie einzuführen. Man schreibe in Byron die Substantiva gross, und er wird viel leichter zu verstehn sein. Wie gelegentlich auch im Deutschen der Sinn betroffen wird, je nachdem ein Buchstabe gross oder klein ist, mag ein Beispiel bei Sanders zeigen, nämlich aus Schiller: „Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe ein Bürger *derer*, welche kommen werden," derer, d. h. der Jahrhunderte; nicht *Derer*, was heissen würde: ein Genosse oder Mitbürger der spätern Menschen.

Nennt sich Deutschland die Heimat der Sprachwissenschaft, so geziemt es sich, dass der Deutsche zuerst, seine Sprache nicht nach historisch überlieferter Verkehrtheit sondern linguistisch rational schreibe. Neben diesem universellen Princip bleibt der berechtigten Individualität Raum genug.

H. Steinthal.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Zur Religionsphilosophie.

Ein Hauptgrund, warum wir es uns nicht gefallen lassen können, dass man den Namen Völkerpsychologie durch den der Culturgeschichte oder ähnliche Benennungen ersetze, warum durch solche Namen unser Begriff jener Disciplin verfälscht und beschränkt wird, ist der, dass dieselbe nicht bloß historisch Gewordenes aus dem causalen Mechanismus des Geistes erklären soll, sondern auch zur Gestaltung der Gegenwart beizutragen hat, zur Bildung unserer Weltanschauung und der ihr entsprechenden öffentlichen Einrichtungen. Eine Disciplin, wie sie, welche sich zum Object den Gesammtgeist gewählt, kann sich z. B. nicht damit begnügen, das Leben der religiösen Gemeinde in seinem geschichtlichen Schicksal zu erforschen; sondern sie muss positiv, durch bestimmte Aufstellungen, die Religion unserer Tage bestimmen. Genau so verhält es sich mit der Ethik. Beide Disciplinen, Ethik und Religionsphilosophie, sind nicht mehr ohne völkerpsychologische Grundlage zu erbauen.

Man gesteht das Gesagte vielleicht ohne Weiteres zu, aber doch nur insofern, als es sich um Ordnung von Gemeindeverhältnissen, um Verkörperung und Aeußerung religiöser Ideen, Betätigung des religiösen Gefühls, Ueberlieferung und Auffassung von Glaubenssätzen, Herstellung der Gemeinsamkeit im Glauben handelt, dagegen ganz und gar nicht, insofern bestimmt werden soll, was den Inhalt der religiösen Ideen künftig ausmachen wird. Man gibt wohl gern zu, dass die Ethik lehrt, der Mensch solle Gemeinden und Gesellschaften aller Art bilden deren Mechanismus die Völkerpsychologie zu erforschen hat;

aber über die Ideen, welche diese Gesellschaften beseelen sollen, habe die Völkerpsychologie nichts zu sagen, zur Entwicklung der ethischen Ideen selbst könne sie nichts beitragen. Denn, meint man, die Religion wohnt im Gemüte des Einzelnen und entwickelt sich in ihm; die ethischen Verhältnisse beginnen mit dem Verhalten des Einzelnen zu sich selbst und werden vom Einzelnen weiter geführt zu einem Verhalten gegen Andere.

So meint man, weil man bisher vielleicht immer so gemeint hat — aber auch mit Recht? Die Völkerpsychologie wird allerdings damit beginnen müssen, diese Individualisations-Ansichten wegzuräumen und den Menschen in der Wissenschaft so hinzustellen, wie er sich in Wirklichkeit zeigt, als Gesellschaftswesen. Der Mensch ist eine Gesellschaft von Menschen oder aber — gar nicht. Was ist eine Biene ohne Bienenstock? Aehnlich ist ein Mensch ohne Gesellschaft.

Also die ethischen und religiösen Ideen selbst, ihrem eigensten Inhalt und Wesen nach, sind nicht ohne Mithülfe der Völkerpsychologie, sind nur aus dem Gesammtgeiste und für diesen zu entwickeln. Sittlichkeit und Religion gehören nicht dem Einzelnen, sondern der Gesammtheit; der Einzelne nimmt nur Teil am Gemeinsamen, und diese Teilnahme ist seine individuelle Sittlichkeit.

Diese Bemerkung — sollte sie paradox klingen? Sie ist ganz trivial, wird tausend Mal geäußert — wenn man sich nur selbst verstünde, bedächte, was man sagt. Wie oft, wenn von der Sittlichkeit einer historischen Person vergangener Zeiten, ferner Orte, fremder Sitten die Rede ist, wird gesagt, man müsse den Mann nach seiner Zeit und den damals und dort obwaltenden Umständen beurteilen! Was heisst das? Doch nichts anderes als: von der Sittlichkeit jenes Individuum könne im Grunde und der Hauptsache nach nicht geredet werden, sondern von der der Gesammtheit, in der er lebte, und wie er diese in sich darstellte. Und wir Alle — wer von uns hat denn seine Ethik und seine Religion gemacht? Wären wir durch Zufall von einem Brahmanen erzogen, unsere Religion wäre eine andere, als sie heute ist. Welche Religion wird Blanca von Filnek haben, wenn Rabbi Nathan sie erzieht? und welche der

Sohn des Rabbi Mortara, wenn er im Franziskaner Kloster gebildet wird?

Geistig schafft nicht das Individuum die Gesammtheit, sondern der Gesammtgeist schafft den Einzelgeist: dieser Grundsatz muss auch auf Ethik nnd Religion nach allen Seiten dieser geistigen Betätigungen und also auch auf ihren idealen Gehalt angewandt werden.

Ich will für die folgenden Blätter anknüpfen an:

Jürgen Bona Meyer, Philosophische Zeitfragen: Populäre Aufsätze. 1874. 466 S. 8.

Dieser Band erscheint jetzt in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage. Vor vier Jahren erschien die erste. Diesen glänzenden Erfolg verdankt das Buch vor allem der gefälligen Darstellung, bei der die Gründlichkeit nicht leidet. Das Populäre liegt nur in der Abwesenheit systematischer Erschöpfung und systematischen Zusammenhanges. Der Erfolg war aber auch gewiss von der gemäßigten Parteistellung des Verfs. abhängig. Er spricht in zwölf Abhandlungen über folgende Themata: 1. Die Philosophie und unsere Zeit. 2. Kraft und Stoff, Zweck und Ursache. 3. Die Entstehung der Arten (Darwinismus). 4. Die Rangordnung der organischen Wesen. 5. Tier und Mensch. 6. Seele und Leib. 7. Die Temperamente. 8. Der Wille und seine Freiheit. 9. Das Gewissen und die sittliche Weltordnung. 10. Die Zukunft der Seele (Unsterblichkeitsglaube). 11. Religion und Philosophie in unserer Zeit. 12. Die philosophischen Systeme und die Zukunft der Philosophie. Man sieht leicht einen inneren Zusammenhang dieser Punkte; sie gehören sämmtlich in denselben Kreis und werden ihn wohl auch erschöpfen. Es ist dies der Kreis, den Lotze in seinem Mikrokosmos zuerst bearbeitet, vielleicht zuerst bestimmt gezogen hat. Sollen wir ihn nicht kurzweg als den der Religionsphilosophie bezeichnen? Es sind die Fragen, die wohl noch niemals mit solcher Lebhaftigkeit behandelt wurden, wie heute. Der Verf. nun zeigt sich als ruhiger Verteidiger der Philosophie und Religion gegen die Negationen der neuen naturalistischen Richtung.

Ich stimme vielfältig, und namentlich in den allgemeinsten Punkten mit dem Verf. überein, weiche aber in der Durch-

führung der Einzelheiten doch oft und wesentlich von ihm ab. Manchmal verstehe ich auch den Verf. nicht gut genug und ich bin unsicher über meine Stellung zu ihm. So sogleich in dem ersten Kapitel. Wie da die Aufgabe der Philosophie definirt wird (denn wenn es sich auch über drei oder vier Seiten erstreckt, so nenne ich das doch nur Definition), so scheint es mir allerdings ganz übereinstimmend mit dem zu geschehen, wie ich es auf den ersten Blättern meines „Abrisses" getan habe. Bedenklich aber werde ich, wenn ich beim Verf. (S. 9) lese: „Die Philosophie erscheint nunmehr als die eigentliche Wissenschaft vom Geiste." Ich würde so nicht reden, und darum bin ich nicht sicher, ob ich den Ausdruck richtig verstehe. Ich will aber hierauf diesmal nicht näher eingehen. Ich überschlage auch die Darwinsche Frage und komme zur Religion.

Nach Erwähnung des Gegensatzes zwischen den Strenggläubigen und den Atheisten, und weiter zwischen diesen beiden Ganzen und den Halben sagt der Verf. (S. 376): „Mehr als je bedürfen wir einer befriedigenden Religionsphilosophie, welche das rechte Wort findet für den Glauben, der in unserer Zeit die Masse denkender Geister zu einigen vermag." Diesem Vernunft-Glauben steht immer noch die Ansicht entgegen, die sich schon in den letzten Jahrhunderten des Heidentums geltend machte, dass der wissenschaftliche Denker und das ungebildete Volk ganz verschieden zur Religion stehen. Letzteres könne und dürfe die positive Religion nicht aufgeben, wenn der Staat die Gesellschaft und alle Cultur nicht untergehen sollen; der Denker aber möge sich für sich und seines Gleichen reinere Begriffe bilden. Der Verf. spricht lebhaft dagegen, dass in den Volksschulen eine andere Religion gelehrt werde, und eine andere auf Gymnasien; dass die Frauen eine andere Religion haben sollen und eine andere die Männer u. s. w. Er sagt (S. 382): „Es gibt nur ein für Alle gleiches menschliches Recht auf Wahrheit, und eine für Alle gleiche Pflicht sie zu erstreben; nur in der Art die Wahrheit aufzunehmen und für's Leben zu verwerten, können und dürfen die Unterschiede der Naturanlagen in Betracht kommen." Und weiter: „Der Wert

einer Religion ist nicht allein nach dem beiläufigen Nutzen zu bestimmen, den dieselbe als Beistand in Glück und Unglück den einzelnen Menschen gewähren mag" ganz und gar nicht aber, fügen wir unzweifelhaft in des Verfs. Sinn hinzu, nach dem Nutzen, den die Religion dem Staate und der Polizei gewährt); „sondern vor Allem hängt derselbe von der Befriedigung ab, welche dieselbe dem aufrichtigen Streben nach Wahrheit sichern kann. Nur ein Glaube, der sich mit diesem unabweislichen Streben der menschlichen Vernunft in Einklang hält, hat Aussicht auf dauernden Bestand im Fortschritte der Menschheit. Ein solcher Glaube aber lässt sich nicht den verschiedenen Menschenkreisen von Jugend auf in verschiedenem Grade zumessen. . . Hat der religiöse Glaube einen wahren Grund in der Menschenseele, so ist die Pflege desselben in der Erziehung für alle Menschen, gleichviel wes Geschlechtes, Standes oder Berufes sie sind, einigermaßen wichtig. Die Verschiedenheit dieser Pflege kann dann nur noch die Form, nicht die Sache selbst betreffen."

Solche und ähnliche Aeußerungen, in genügender und anziehender Ausführlichkeit vorgeführt, werden es sein, welche, wie sie des Verfs. edle Gesinnung aussprechen, so auch sich den großen Leserkreis erworben haben. Gegen solche Darlegungen Gegenbemerkungen machen, ist unangenehm, nicht nur für den Leser, sondern zumeist für mich selbst. Doch kann ich folgendes Bedenken nicht verschweigen. Wenn ich mir gewisse Verhältnisse vergegenwärtige, möchte ich wirklich eine Verschiedenheit des Glaubens als notwendig befürworten, nur gerade umgekehrt als man bisher getan. Man verschone doch, meine ich, Sinn und Gemüt des einfachen, mitten im praktischen Leben stehenden und darin den grössten Teil seiner Zeit und Kraft verwendenden Menschen, Mann oder Weib, mit Speculationen über die letzten Dinge. Dergleichen überlasse man dem Denker. Ich scherze nicht; es ist mir sehr Ernst — der Leser glaube es: bitterer Ernst. Dieses „Ganze," „Wahrheit" ist nur für Philosophen gemacht. Sie mögen zusehen, wie sie „den alten Sauerteig verdauen," sich gut rüsten, dass ihnen vor „dem ew'gen Glanze" nicht bange wird; dem Volke „taugt einzig Tag und Nacht."

Sehe ich schwarz? Die Religion hat unsägliches Elend über die Welt verbreitet. Liebe predigend, hat sie Hass gesät; um die Menschen selig zu machen, hat sie Scheiterhaufen errichtet, unaussprechliche Folterqualen ersonnen. — Nicht die Religion, sagt man, hat das getan; die Bosheit hat sich der Religion bemächtigt. — Es mag so sein, ja. Und nun? ist das nicht noch schlimmer? Nehmen wir doch der Bosheit mit der Religion das grauenhafteste Mittel ihrer Zerstörungslust und entziehen wir damit ihrer qualvollen Herrschaft ein weites Gebiet. — Abusus non tollit usum — nun freilich; überlasse man doch die Religion den Philosophen. Die werden den usus kennen; und verfallen sie dem abusus, so schaden sie höchstens sich selbst. Aber verschont das Volk!

Dass die Religion, Liebe und Heil verkündend, Hass und Unheil bringt, ist nicht das Erste, ist nur das Zweite. Das Erste ist: die Religion, „die Wahrheit,“ verdummt die Menschen. Der Verf. gesteht ja zu: „In der Art die Wahrheit aufzunehmen dürfen die Unterschiede der Naturanlagen in Betracht kommen.“ Ich frage jeden Psychologen, ob nicht in den Begriffen Gott und Unsterblichkeit der Seele eine unvermeidliche, natürliche Dialektik steckt, die notwendig in den finstersten Aberglauben verführen muss. Nur der Philosoph kann sich davor hüten. Er hat die Kraft sich zu sagen: so weit und nicht weiter. Er kann die Phantasie zügeln, kann sogar sich logische Consequenz versagen: so kann der gemeine Verstand nicht sich selbst beherrschen; „die Naturanlage“ gestattet es nicht. Ihm wird alles Transcendentale zum grausigen Gespenst. Der liebe Gott wird notwendig zürnen und strafen, und die unsterbliche Seele hat die ewige Qual.

Ist also Glaube und Aberglaube ein zusammengewachsenes, untrennbares Zwillingspaar, kommt aber alle Nahrung, die ich dem Engel reichen möchte, nur dem Caliban zu Gute, so dass sich dieser mästet, und jener zur blossen schönen Engels-Larve wird, wohinter sich der Caliban versteckt: so lasse man doch das ganze Paar fahren.

Man stelle es also den Denkern frei, ob sie Theisten, Pantheisten, Atheisten, Deisten (und warum nicht auch Pandeisten?)

sein wollen: dem Volke aber predigt nichts von Gott und ja nichts von Unsterblichkeit. Kommt ein Mann des Volkes, ein Schuhmacher z. B., auf dergleichen, redet es ihm aus, so lange es möglich ist; oder winkt ihm einverstanden zu mit der Bemerkung: „aber sag' es nicht weiter."

Mein Rat ist nicht unerhört, und das verdient, erwähnt zu werden, um so mehr, als man es bisher verkannt hat. Es ist bekannte Tatsache, die von allen, welche die hebräische Bibel philologisch interpretiren, eingeräumt wird, dass in derselben die Unsterblichkeit der Seele nicht gelehrt wird. Das ist nun von den Verächtern des Judentums allemal als Beweis eines niedrigen religiösen Standpunktes angesehen worden. Dass es kaum ein Volk gibt, das nicht an Unsterblichkeit der Seele glaubte, und dass es unbegreiflich ist, wie die Israeliten, die so manches von Aegypten, von Babylonien oder Tyrus gelernt haben sollen, gerade dies nicht gelernt hätten: beides macht eine Unkenntniss der Unsterblichkeitslehre unter jenem Volke sehr unwahrscheinlich. Nun kommt aber das Wichtigste hinzu: fehlt auch jede klare Aussage dieser Lehre, so findet sich dafür nicht nur der Zweifel gegen dieselbe im „Prediger;" sondern ihre entschiedene Läugnung wird ja im Pentateuch ausgesprochen. „Das Blut ist die Seele": so spricht man nur, wenn man eine andere Vorstellung bekämpft. Die Todtenbeschwörung ist verboten: das ist doch nur möglich, wenn der Unsterblichkeitsglaube vertreten ist. Der Unfug des Spiritualismus würde vom Pentateuch als Götzendienst angesehen werden.

Die Propheten und die Priester, welche den Monotheismus sichern wollten, hatten die Gefahr begriffen, welche dem Gottes-Glauben aus der Unsterblichkeitslehre drohte. Wir wissen nicht minder, dass alle Pfaffenherschaft und aller Pfaffentrug auf der Furcht vor dem Leben nach dem Tode steht. Diese Lehre ist die unheilsvollste, verderblichste von allen, die jemals ersonnen waren. Die ursprünglichsten Lehrer des Monotheismus bekämpften sie als eine heidnische, noch aus der heidnischen Zeit im Volke wurzelnde. Nun konnten sie freilich dem Einzelnen keine zukünftige Belohnung und Bestrafung verheissen. Nur eins konnten sie lehren: der israelitische Staat werde Be-

stand haben und gedeihen, wenn das Volk, und also jeder Einzelne, die Lehre Gottes beobachten werde. Wenn es z. B. heisst: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf dass du lange lebest im Lande, das dein Gott dir gibt," so ist es falsch, hierin Verheißung eines langen Lebens für den Einzelnen zu sehen. Nur dem Volke wird lange Dauer versprochen; ihm hat Gott das gelobte Land gegeben.

Wir wissen freilich, dass diese Abweisung der Unsterblichkeitslehre nicht lange gefruchtet hat. Der poetische Aberglaube knüpfte sich an die Messias-Lehre. Immerhin verdient es Beachtung, dass er in dem Gebetbuche der Juden eine geringe Rolle spielt. Zunächst erscheint er in folgendem Gebet, das allerdings an hervorragender Stelle steht, wo es wörtlich also heißt: „Du bist mächtig in Ewigkeit, o Herr, Du belebest die Todten, bist reich an Hülfe. Du ernährst die Lebenden in Gnaden, belebst die Todten in großer Barmherzigkeit, stützest die Fallenden und heilst die Kranken, erlösest die Gefesselten und bewährst deine Treue den im Staube Schlafenden. Wer ist wie Du, Allmächtiger, und wer Dir ähnlich? König, der tödtet und belebt und sprossen lässet das Heil. Und Du bist zuverlässig, die Todten zu beleben. Gelobt seist Du Gott, der die Todten belebt." Trotz der vielfachen Wiederholungen ist doch der Ausdruck etwas unbestimmt durch den Zusammenhang oder die Beimischung. Gott belebt die Todten, wie er die Fallenden stützt, die Kranken heilt. Zur exacten historischen Auffassung dieses Gebets, das ohne geschichtliche Gelehrsamkeit gar nicht vollkommen verstanden werden kann, wäre noch manches zu bemerken. — In einem andern Gebete ist der Ausdruck materieller: „Gelobet seist Du Gott, der die Seelen den todten Leibern wiedergibt." Hier kann der Sinn kaum dadurch gemildert werden, dass es ein Früh-Gebet nach dem Erwachen aus dem Schlafe ist; im Gegenteil erhält dadurch die Auferstehung der Todten eine erklärende Analogie.

Mehr Stellen dieser Art kenne ich wenigstens nicht, gibt es wohl auch nicht. Dagegen muss ich nun auf ein drittes Gebet hinweisen, das ein still gesprochenes Glaubensbekenntnis enthalten soll, wo jeder Glaube an Unsterblichkeit fehlt, ob-

wohl man alle Ursache hat, ihn zu erwarten. Es heisst: „Nicht im Vertrauen auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf Deine Barmherzigkeit flehen wir zu Dir. Was sind wir?“ Nun wird die Nichtigkeit kurz, aber entschieden, ausgesprochen und mit den wirklichen Worten des „Prediger“ geschlossen: „und einen Vorzug des Menschen vor dem Tier gibt es nicht, denn Alles ist eitel.“ Hierauf nun folgt das „Aber.“ Erwartet man nicht, dass der Unsterblichkeit gedacht werde? Das ganze „Aber“ indessen enthält weiter nichts als: Heil uns, nochmals Heil uns! denn wir bekennen Gott. Darauf also läuft der ganze Lärm über die Auserwähltheit hinaus: Tiere und Menschen, Juden oder Nichtjuden sind gleich nichtig; aber Heil dem Juden, dem Auserwählten, denn er bekennt Gott.

Kaum minder zu verdammen und zu beklagen, als die Unsterblichkeitsphantasie ist ein Unverstand, der sich an den Glauben an Gott und an eine göttliche Leitung der menschlichen Geschicke anschliesst. In der abscheulichsten Weise nämlich, ganz nach den niederträchtigen Gelüsten des eigenen Herzens, will man bald hier bald da „den Finger Gottes“ erkennen.

Kurz, ich bitte euch, macht den Glauben zur Sache der Denker. Euch wird er nicht schaden. Uns aber, das einfache Volk, befreit von dieser schrecklichen Erfindung.

Ich kenne Schleiermacher nicht gut genug. Doch kann ich nicht verhehlen, dass ich, wenn ich an seine Reden über die Religion denke, auf die sich natürlich auch der Verf. beruft, den Gedanken nicht unterdrücken kann, hier liege wohl ein Betrug vor. Da wird uns ganz allgemein von Religion gesprochen, von einer Religion, wie sie Spinoza auch hatte, und jeder edle Mensch in sich findet. Und dann, hat er den Vogel erst in der Hand, so sperrt er ihn in den Käfig der positiven Religion, welche mit jener in den Reden gar keine Gemeinsamkeit hat. Der Kunstgriff war grob; und doch sind so Viele an dem Leim kleben geblieben.

Den Verf. brauche ich vor diesem trügerischen Spiel nicht zu warnen. Er scheint mir Kraft genug zu haben, um jeden Käfig zu zerbrechen. Und so überhaupt die Denker. Um das

arbeitende Volk ist mir auch nicht bange, und die Blasirten sind wohl nicht zu fürchten. Aber um das aristokratische Volk würde ich nicht ohne Sorge sein; es läuft in jede Kirche, welche ein Prediger zur Mode zu bringen versteht. Daher, bietet man uns einen Glauben, so verlange ich eine genaue Angabe der Glaubenssätze, die wir annehmen sollen. Diese Sätze müssen so beschaffen sein, dass sie jedem gesunden Sinne unmittelbar einleuchten, und vorzüglich daraufhin werden wir sie sorgfältig zu prüfen haben, ob sich nicht hinter dem einen oder dem andern dieser Sätze ein Teufel verborgen hält, der uns binnen kurzem wieder in das ganze Elend des Offenbarungsglaubens führt.

Der Verf. macht am Schlusse seines Kapitels (S. 436) Vielen, zu denen ich zu gehören bekennen muss, den Vorwurf der „Unwahrheit im Glauben“. Nämlich so: Glaubensbekenntnisse stehen einander gegenüber; aber die Bekenner erachten sich in großer Zahl nicht mehr an sie gebunden. Katholiken, Protestanten, Reformirte und Juden treffen zusammen in einem Glauben; aber sie fühlen sich nicht getrieben diesem gemeinsamen Glauben auch einen gemeinsamen Ausdruck zu geben. Sie bleiben unter einem Bekenntniss mit denen vereint, die sie verketzern und verdammen.“ Mir scheint dieser Vorwurf nicht gerecht.

Ich mache zuerst auf eine Tatsache aufmerksam, die nicht wegzuläugnen sein wird. Zwischen dem Katholiken, dem Protestanten und dem Juden, welche in einem und demselben Glauben zusammentreffen, macht sich fortwährend eine Differenz sehr stark geltend. Diese betrifft gar nicht den Glauben, stört dessen Einheit gar nicht: sondern nur um eine historische Ansicht handelt es sich. Was ist „der natürliche Vernunftglaube?“ Darauf antwortet der Bekenner desselben, wenn er als Christ erzogen ist: „geläuterter Christenglaube“ (S. 375), und der Verf. selbst erklärt, dass dieser Theismus „das im rechten Glauben begonnene Werk des Christentums vollenden werde“ (S. 427). Das wird sowohl der Katholik wie der Protestant sagen; nur wird jener nicht zugestehen wollen, dass der Protestantismus eine notwendige Phase des Läuterungsprocesses bilde, noch auch dieser, dass der Katholicismus als

eine Stufe der Reinigung des Christentums anzusehn sei; jedenfalls wird letzterer behaupten, dass die Vernunftreligion unmittelbar dem Protestantismus entspringe, dass sie notwendig durch diese Stufe wandern musste. Der Christ wird dem Juden zugestehen, dass das Werk des Christentums von den jüdischen Propheten begonnen ward, wird aber behaupten, dass das Judentum erst im Christentum vollendet worden ist, und dass die Vernunftreligion nicht dem Judentum, sondern unmittelbar nur dem Christentum entspringe. Der Jude wird eine ganz andre Auffassung des historischen Hergangs der religiösen Entwicklung haben und behaupten, ohne Rückgang zu den Propheten sei die Vernunftreligion unmöglich. Ich will nicht noch den Muhamedaner, Brahmanen und Buddhisten redend einführen; aber auf den Philologen muss ich hinweisen, der uns alle belächelt: wie stünd's um eure Humanität, hättet ihr nicht Plato und Cicero u. s. w. gelesen!

Dieser Streit zwischen Nicht-mehr-Katholiken, -Protestanten, -Juden, zwischen lauter Vernunftgläubigen ist so heftig, wie der zwischen den Offenbarungsbekenntnissen. Und ist er zu verwundern? ist er nicht leicht erklärlich?

Jeder will, dass, um herbartisch zu reden, ein richtiges und schönes Bild von ihm im Bewusstsein des Andern sich finde; und er hat ein Recht auf dieses sein Bild im Andern; er kann fordern, dass es richtig sei. Wer bin ich aber, und was umschließt ein Bild von mir? Etwa mich, dieses leiblich gesonderte Individuum? Das ist eben grundfalsch. Ich bin nicht solch ein Einzelner, ein Ich = Ich, sondern ein Ich = Wir. Ich bin nicht bloß Einer von unseren Leuten, sondern ich bin unsere Leute. Daher die Empfindlichkeit, die man den Juden zum Vorwurf macht, weil der Christ nicht leicht Gelegenheit hat, zu erfahren, wie empfindlich er ist, wenn ein Andersgläubiger über die Christen unvortheilhaft spricht. Dieselbe Empfindlichkeit haben auch die Vernunftgläubigen. Auch von seinen Eltern und Voreltern fordert er im Andern ein richtiges und schönes Bild. Sie alle, die verstorbenen Vorfahren, müssen Teil haben an der Vernunftreligion, und sie alle haben an ihr mitgeschaffen. Dann kommt noch die nationale Eifer-

sucht. Wer hat die Vernunftreligion erzeugt? Der Deutsche! Und wie der Franzose? Der Engländer? Der Pole? u. s. w.

In dieser Verlegenheit, die nur nicht vertuscht werden darf, wüsste ich wohl Rat. Das erste Dogma der Vernuftreligion sei: alle Religionsformen aller Völker, welche die Cultur gefördert haben, sind als Vorbereitungen der Vernunftreligion zu erachten, und es ist zuzugestehen, dass sie alle zur Herbeiführung derselben mitgewirkt haben; sämmtlich aber sind sie durch diese überwunden; und die Vernunftreligion ist nicht ein geläutertes Christentum oder Judentum u. s. w., sondern etwas ganz Andres als diese, völlig und principiell von ihnen verschieden.

Sehen wir uns nun aber des Verfs. Theismus an. Er führt uns (S. 426) „zur Vorstellung von Gott als einem Wesen, das in seinem Bewusstsein die Welt des endlichen Daseins neben und außer sich hat; der Pantheismus geht über zum Theismus. Gott erscheint nun als der allmächtige und allwissende Grund alles Daseins, aber dieses durch Gott gewordene Dasein des Endlichen wird nicht aufgesogen vom göttlichen Wesen selbst, sondern bewahrt seine begrenzte Selbstständigkeit neben demselben. Auf dem Boden dieser Vorstellung lässt sich die Annahme der bedingten Freiheit des einzelnen Willens in Einklang denken mit der unbedingten Macht Gottes in der Idee einer sittlichen Weltleitung, einer göttlichen Vorsehung. Und indem wir diese Macht also wirksam denken in der Herbeiführung eines heiligen Tugendreiches der Geister, wird uns der allmächtige und allwissende Gott zugleich zum Gott des allerheiligsten Wollens.“ Diese theistische Gottesidee hat zum Quell sowohl unser Denken, wie unser Fühlen und auch unser Wollen (S. 423): „Unser Denken treibt uns an, in dem Wechsel der Erscheinungen einen letzten Halt, einen letzten Grund zu suchen und diesen als eine einheitlich wirkende, das All durchdringende Kraft uns vorzustellen; unser Wollen unterstützt diesen Gedankentrieb von der sittlichen Seite durch die Forderung, dass diese Kraft auch im Stande sei, den Wirrwarr der zahllosen endlichen Willenstriebe zur Harmonie einer sittlichen Weltordnung auszugleichen; und unser Gefühl macht uns den Zu-

sammenhang der also gewonnenen Weltanschauung wert und gibt dem auf sie gerichteten Denken und Wollen die Stimmung des innigen und andächtigen Glaubens an die übersinnliche Welt göttlichen Daseins, die zu schauen oder anders als aus unserm Innern zu erweisen, uns Menschen nicht gegeben ist. Jene Gedanken- und Willensrichtungen erregen unser Gemüt und dieses selbst treibt uns an zur Gewinnung einer Vorstellung von der Harmonie des sinnlichen und sittlichen Kosmos. Aus der innigen Mischung und Verbindung dieser Gemütsbewegungen entsteht das religiöse Gefühl."

Diese Gottesidee, der Verf. gesteht es zu (S. 427), lässt einige Schwierigkeiten ungelöst. Indessen es sei „grundlos zu behaupten, dass diese Schwierigkeiten für alle Zeiten unlösbar bleiben. An sich betrachtet müssten sie sogar lösbar sein schon heute so gut wie morgen; denn diese Lösbarkeit hängt nicht ab von einer Zunahme menschlichen Wissens, von der Eröffnung einer neuen Wissensquelle, sondern nur von der Klarheit eines Geistes, dem es gelingt für diesen Glauben den rechten Ausdruck zu finden." Wie kommt es denn nun aber, fragen wir, dass Plato und Aristoteles, Chrysippos und Seneca, Spinoza und Leibniz, Kant, Schleiermacher und Hegel diesen Ausdruck nicht gefunden haben? Ja noch mehr! gerade weil für die Lösung jener Schwierigkeit eine Zunahme menschlichen Wissens, die Eröffnung einer neuen Wissensquelle gleichgültig ist, darum können wir von der Zukunft nichts erwarten. Was die Klarheit des Geistes zu erreichen vermag, das hat uns Kant ein- für allemal gezeigt.

Der Verf. gesteht (er ist ja selbst in gewissem Sinne Anhänger Kants): „Allerdings wird dieser Glaube nie mehr als ein berechtigter Glaube sein, wird für menschliche Kraft nie zum bewiesenen Wissen werden; aber dem Glauben tut dies keinen Abbruch" (S. 428) — gewiss nicht, aber dem Wissen, das nur im Beweise ruhig verharrt, oder im unruhigen Streben nach einem solchen bleibt oder — in Entsagung.

Der Verf. fährt nach den eben angeführten Worten fort: „Alles Wissen muss auf einem Glauben ruhen, das selbst nicht aus einem andern bewiesen werden, sondern nur aufgewiesen

werden kann. Unser Wissen von der Außenwelt beruht auf dem Glauben an die Aussage unserer Sinne, unser Wissen vom eigenen Ich beruht auf dem Glauben an die Aussage unseres Bewusstseins. Unser Wissen von der Ewigkeit des Stoffs und der Unveränderlichkeit der Naturgesetze ist genau besehen nichts Anderes als der Glaube an den Bestand der beobachteten Gesetzmäßigkeit der Welt.“ Das ist die Weise zu schließen, welche mir jedes Unternehmen, die Berechtigung der Gottesidee nachzuweisen, verdächtig macht; das ist in meinen Augen (mein Freund Jürgen Bona Meyer möge mir verzeihen) Sophistik. Was ich diesem Schluss entgegenstellen werde? Ein Doppeltes. Erstlich: Der Glaube, von dem hier der Verf. spricht, dieser aristotelische Glaube, ist ein ganz anderer als derjenige, mit welchem wir Gott erfassen, ein Glaube ganz anderer Art. Er ist das unmittelbarste Wissen, erstreckt sich auf das sinnlich Einzelne; ihn erkennen wir an. Der andere Glaube bezieht sich im Gegenteil auf das höchste Princip alles Seins und Wissens, er ist der Glaube des νοῦς an sich selbst.

Ja dreht euch, und wendet euch, die ihr durchaus einen Gott haben wollt, wie ihr wollt: euer Gott wird nie etwas anderes sein, als eure Selbstvergötterung, Ich = Ich, νόησις νοήσεως, und wie Schelling-Hegel sagt: in meinem Selbstbewusstsein schafft Gott mich und die Natur und sich; Ich ist die absolute Potenz Gottes. Und noch gut, wenn es so scheint; denn, wenn es anders scheint, so macht der Mensch Gott, wie Fichte und die Brahmanen ihn schaffen. Was ist Brahma? Das vergötterte Gebet. Der brahmanische Priester ist mächtiger als Gott; denn er zwingt ihn ja zu tun, um was er bittet. Das Gebet ist also das allermächtigste. Der Perser bildete sich ein, die Erhörung sei mächtiger als das Gebet, sei sein höchster Gott. Aber der Inder hat Recht; das Gebet erzwingt die Erhörung. In einer katholischen Dogmatik soll stehen: Jesus ist mächtiger als Gott, die Jungfrau ist mächtiger als Jesus, der Priester ist mächtiger als die Jungfrau. Nun bedauere ich, dass der katholische Laie nicht die Reihe der Mächtigen vollendet hat: Und der Laie ist mächtiger als der Priester; denn mit so viel Geld bewegt er den Priester zur

Messe. Der wahre Sinn aber von all dem ist schon längst ausgesprochen: Theologie ist Anthropologie.

Jedes Sophisma bewegt sich fort wie eine Lawine. Nachdem der Verf. mit dem Gottesglauben einen Glauben zusammengestellt hat, welcher toto genere von jenem verschieden ist, fährt er fort: „All unser Forschen nach den Gesetzen der Natur und der Mathematik ist getragen von dem Glauben an eine zweckmäßige Weltordnung. Gehen wir dem weiter nach, so gelangen wir vom Wissen selbst zur Voraussetzung des Glaubens an Gott als den Grund alles Daseins und Werdens.“ Ja wohl: wenn wir unserer Naturforschung einen Zweck unterlegen, so ist die Gottesidee schon gesetzt.

Und nun komme ich zum zweiten Einwand. Wir setzen keinen Zweck, wir glauben bei unserem Wissen von der Außenwelt nicht an die Aussage unserer Sinne, und wir glauben nicht unser eigenes Ich auf die Aussage unseres Bewusstseins hin. Diese Punkte gehören in die Theorie der Erkenntnis, und ich kann sie hier nicht erörtern; dem Kenner Kants genügt die Hinweisung.

Der Beweis der Gottesidee ist dem Verf. entschieden mislungen. Nun, es sollte ja auch kein eigentlicher Beweis sein, und gerade auf diese Anerkennung, dass ein Beweis unmöglich ist, legt er großes Gewicht. Er meint nur, der theistische Glaube gebe „der Menschenseele nach allen Seiten ihres Denkens, Fühlens und Wollens die größte Befriedigung,“ er sei eben die „den Menschen erreichbare Wahrheit“ (S. 429). Das muss ich doch bezweifeln, wenn ich an die edle Seele Spinoza denke, welche im Theismus gar keine Befriedigung fand, wie viele Andere. „Dass die Keime zu diesem ihrer Natur entsprechenden Glauben in die Seele gelegt sind“ bezweifle ich nicht; denn woher stammte er, wenn er nicht seine Keime hätte. Dass nun aber, weil die Keime in der Seele liegen, ihre Entwickelung „zur Wahrheit führen müsse“ (das.), dass jener Glaube nicht „auf Selbsttäuschung abzielen“ könne, wird nur der zugestehen: „der einen vernünftigen Zusammenhang aller Dinge denken muss“. Wir aber wissen von solchem vernünftigen Zusammenhang gar nichts. Die Keime zum Gottes-

glauben liegen im Menschen, wie tausend Keime zu Irrtümern; sie liegen in der Seele, sind aber nicht etwa von einem bewussten Schöpfer in sie absichtsvoll und zweckmäßig gelegt, sondern sind in ihr gewachsen, wie alles wächst, nach mechanischem Gesetz. Und so erzeugen sie abermals mechanisch den reifen Gottesglauben, und so werden sie, wiederum mechanisch, absterben oder sind schon abgestorben.

Gehen wir aber auf die Befriedigung, die der natürliche Vernunftglaube gewähren soll, noch etwas näher ein.

Zuerst muss daran erinnert werden, dass der Glaube, das Wort wie die Sache, eine Schöpfung des Christentums ist, das Glauben ohne zu sehen. Nun hat ursprünglich kein Mensch das Bedürfnis zu glauben, sondern zu sehen; und wer glaubt, der ist überzeugt, er werde bei gegebener Gelegenheit auch sehen was er glaubt. Aber glauben, wovon man weiß, dass man es niemals sehen könne, ist christlich. Die alten Heiden glaubten ihre Götter nicht, sie hatten sie in der Erfahrung; täglich erfuhren sie, nicht nur dass Götter überhaupt sind, sondern auch welche und wie sie sind. Unser Glaube ist Verzicht auf Erfahrung. Das ist kein Bedürfnis.

Ferner: Der Philosoph mag im Denken, im Wollen und im Fühlen ein Bedürfnis nach Gott haben. Wie aber das Volk? Auch in ihm wird man den Gedanken einer Einheit der Causalität, welche das Beharrliche im Wechsel der Erscheinung und den letzten Grund bietet, erwecken können; auch in ihm wird man den Gedanken der Harmonie einer sittlichen Weltordnung erzeugen können. Dieser Gedanke aber wird unmittelbar von dem Wunsche getragen sein, dass Gott Sonnenschein und Regen in nützlicher Abwechslung gebe, Gesundheit schenke, und lohne und strafe.

So stehn wir denn beim Gebet und beim Wunder. Der Verf. spricht davon nicht. Ich sehe aber hier folgendes üble Dilemma. Tut Gott Wunder? Darauf kann kein Denker mit Ja antworten. Dieses Ja würde alle Wissenschaft höhnen und dem trübsten Aberglauben Tür und Tor öffnen. Dem Wunder sind keine Grenzen zu stecken. Werden aber die Wunder abgewiesen, so ist Gott eine rein theoretische Idee. Sie sind aber

ein entschiedenes Bedürfnis. Man denke sich eine Mutter am Bettchen ihres von den Aerzten aufgegebenen Kindes. Hier soll das Wunder eintreten: das Bedürfnis ist unabweisbar.

Die Denker machen sich Gott sehr schwer: das gestehen wir ihnen zu. Sie lassen ihn hervortreten durch lange, lange Gedankenreihen aus den verwickeltesten Speculationen über Natur und Geschichte und schaffen uns in blauer Ferne einen wunderbar prächtigen Kosmos. Vielleicht ist damit euer Bedürfnis befriedigt. Aber wollt ihr Gott dem Volke geben und nicht bloß zeigen — ja gegeben müsste er uns sein, nicht bloß gedacht, geschaut: so führt Gott in die Krankenstube, in die Hütte der Not, lasst ihn helfen, retten, befreien. Zeigt uns, wie es damit steht; kommt aus euren Speculationen in die concreten Fälle. Wenn ihr das nicht tut, so seid sicher, das bekannte Sprichwort: Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen, wird nie etwas andres sein, als der Euphemismus für den Gedanken: hilf dir selbst; denn es hilft kein Gott; denn es gibt keinen.

Auch auf folgende Frage geht der Verf. gar nicht ein: verlangt Gott etwas vom Menschen? stellt er Forderungen an ihn? Ist der Gottesglaube ein Soll? oder ein Glück? Ich bitte euch, legt dem vielgedrückten Volke nicht auch noch dieses Glaubens-Soll auf, und sollte es darüber das Glaubens-Glück entbehren. Muss ich beten, wenn mir Gott ein Wunder tun, wenn er mir in der Not helfen soll? Hilft er nicht, wenn ich nicht bete? Nun denkt euch eine junge Mutter. Sie weiß nichts von Religion, was kann sie dafür? sie ist so naturalistisch erzogen. Da liegt ihr Kind im Fieber glühend. Unermüdlich, Tag und Nacht, sitzt sie am Bettchen — und macht Umschläge von Eis um die Glut des brennenden Köpfchens zu löschen. Wie es nur die schwache Frau aushält? Dass nicht Müdigkeit sie überwältigt, dass nicht das Wühlen im eisigen Wasser sie erkältet! Beten, davon hört ihr nichts; sie wirkt, bis das Kindchen des Eises nicht mehr bedarf — die kleine Leiche ist kalt. Da bricht die Mutter erschöpft zusammen. Gegenüber vielleicht, auf demselben Flur, liegt ein anderes Kind, in demselben Fieber. Auch an seinem Bettchen ist eine Mutter; sie

rührt keine Hand. Sie kniet, die Hände gefaltet, und betet mit Inbrunst. Wird Gott diese Mutter erhören? Die erstere kann er ja nicht erhören; wird er ihr unangefleht helfen? — Nehmt euch in Acht, ihr Gott-Gläubigen, dass die Atheisten nicht sagen: Wir endliche Wesen sind doch ein besserer Gott als das unendliche Wesen.

Ich muss noch auf einen höchst verfänglichen Satz des Verf.s hinweisen. Er sagt S. (390): „Hat die Philosophie diese Prüfung“ (der Dogmen der verschiedenen geoffenbarten Religionen und Confessionen) „in unbefangenem Wahrheitsstreben vollendet und dennoch dem Glaubensbedürfnis ihrer Anhänger eine volle Befriedigung nicht gewährt, so hat sie keinen Grund und keine Macht zu hindern, dass diese Befriedigung auf einem andern Boden gesucht wird.“ Das heißt: der Philosoph streckt vor dem Aberglauben die Waffen; er kann ihm nicht entgegen treten. Aber zieht daraus vielmehr die Lehre, dass es unmöglich ist, den Bedürfnissen des Gemüts zu genügen, und dass es besser ist, diese Bedürfnisse nicht aufkommen zu lassen oder rundweg abzuweisen und nur zu lehren, wie man sie unterdrückt.

Der Verf. schwingt seine Lanze auch für die Unsterblichkeit der Seele. Diese Frage knüpft sich ja eng an die von Gott und wird wohl immer mit ihr zusammen verhandelt. Wir können sie hier nicht übergehen.

„Es sterbe jemand, sagt Dobrizhoffer, mit Wunden überhäuft und zerquetschten Knochen oder von Alter ausgezehrt, nie wird ein Abiponer (in Süd-Amerika) eingestehen, dass die Wunden oder Erschöpfung der Leibeskräfte an seinem Tode Schuld waren, sondern sich vielmehr bemühen, den Schwarzkünstler und die Ursache ausfindig zu machen, weshalb er ihm vom Leben geholfen hat.“ Diese Meinung, setzt der Verf. hinzu, herscht auch bei vielen Negervölkern. „Der Tod also erscheint in diesen Vorstellungen als etwas Zufälliges, nicht im Wesen des Menschen Liegendes. Mag die Form, in der sich diese

Meinung ausspricht, auch noch so seltsam sein, wir erkennen darin doch, wie schwer es dem natürlichen Menschen ist, sich ein Aufhören der Seele im Tode zu denken“ (S. 352). Wir wissen alle recht wohl, wie schwer es uns wird, anzuerkennen, dass eine geliebte Person nicht mehr sei, und begreifen, dass es den Wilden nicht nur eben so schwer werde, sondern auch dass bei ihrem völligen Mangel der Causalitätsvorstellung, bei dem Mangel aller Begriffe von einem natürlichen Zusammenhange der Ereignisse, sie sich das schwer Anzuerkennende auch bloß als Angezaubertes denken können.

Den Tod als notwendige Folge des Lebens zu begreifen, dazu ist man wohl, genau genommen, erst in unsern Tagen gelangt. Den Persern ist der Tod ein Werk des Bösen, den Juden eine Folge der Sünde.

Die Schwierigkeit, das nicht-mehr-Sein, das Gewesen-Sein einer Person anzuerkennen, ist der Trieb, der den Gedanken des Fortbestehens erzeugt; und der Glaube ist nicht etwa „bemüht, die Fortdauer, so weit wie möglich, dem irdischen Leben nahe zu halten“; sondern er ist unfähig, die Sache anders vorzustellen. „Die abgeschiedenen Seelen bleiben in unserer Erdnähe. Und nahm man dies an, so musste man sich auch Gedanken über die sinnliche Beschaffenheit der Seele in diesem Zustande machen.“ Man weiss, dass bei allen Völkern, das zukünftige Leben nur ein Abbild des jetzigen ist. „Die Unzufriedenheit mit dem Diesseits musste aber immer lebhafter in ihnen das Verlangen nach einem bessern Leben wecken. So entstanden die verschiedenen Vorstellungen von Himmel und Hölle.“ Hiermit „trat auch immer bestimmter die Idee der Strafe und des Lohnes für die Beschaffenheit unseres irdischen Lebens hervor — eine Idee, die keineswegs mit der Idee der Unsterblichkeit ursprünglich verbunden ist, geschweige denn zu dem Glauben an unsere Fortdauer geführt hat.“

Es wird also auch vom Verf. zugestanden, dass der Unsterblichkeitsglaube ursprünglich das Product grosser Uncultur ist, völliger Unwissenheit und völliger Unfähigkeit, Gedanken und Gefühle zu beherschen. Die ursprüngliche Todtenklage, wie sie in alter Zeit stattfand, bei den Wilden noch stattfindet,

„spricht das Bedauern der Hinterbliebenen darüber aus, dass der Verstorbene nicht mehr die Lebensfülle des Diesseits kostet und in das Schattenreich des Todes einging. Dem Glauben an das zukünftige Leben tritt sie nicht entgegen, sie setzt nur voraus, dass dieses zukünftige Leben der Herrlichkeit des irdischen entbehrt. Daher auch verschwand unter den Völkern die ceremonielle Todtenklage immer mehr und mehr, je schöner und edler ihre Vorstellungen vom zukünftigen Leben wurden" (S. 353). Nun, und wie heute? Heute sind diese Vorstellungen gewiss aufs schönste entwickelt. Weint nun eine Mutter nicht beim Tode ihres Kindchens, das nun ein Engel geworden ist? Wenn eine Braut stirbt, ein Mann, der sich eben ein neues Haus gebaut hat: sagen wir nicht alle, er sei durch den Tod aus dem Glücke gerissen? Oder wenn jemand am Ostertage gestorben ist, zeigt das Fest der Auferstehung seine Macht auf die Gemüter so sehr, dass die Hinterbliebenen nicht klagen und weinen? Gilt jede Trauer bei einem Todesfall nur den Hinterbliebenen? — Mir will doch scheinen, als hätte der Glaube an die Fortdauer der Seele in der Tat gar nichts Tröstendes, aber viel Unheimliches, Gruseliges. Schonet das Volk!

Seelenwanderung! Schopenhauer hat sie adoptirt. Grund genug für mich, kein Wort darüber zu reden. Die indische Religion lehrt sie. Grund genug für mich, von ihr zu schweigen. Aber Lessing hat sie auch. Nun diesen Mann wollen wir hören, wenn nicht in der Hoffnung, dass wir ihm beipflichten könnten, mindestens aus Neugier, wie der dazu kommt. Der Verf. sagt (S. 365): „Lessing ging dabei von dem Grundsatz aus, dass die Natur keine Sprünge mache, sondern überall den Gang einer stufenweisen Entwicklung zeige. Wie sollte nun der Mensch seine Entwicklung gleich mit fünf Sinnen begonnen haben? fragt er. Ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, dass der Mensch schon zuvor ein Leben geführt hat mit einer geringern Zahl der Sinne und Stufen durchlief in einer verschiedenen Combination dieser Sinne; ist es nicht ebenso wahrscheinlich, dass wir in einem zukünftigen Leben noch einmal zu unsern fünf Sinnen einen sechsten bekommen?" — Ich staune vor der Grösse dieses Geistes, und staune noch mehr vor dem Zusatze

des Verfs.: „Wir können natürlich auf diese müßigen Fragen nicht mit widerlegenden Tatsachen antworten.“ Fragen wären das? Kennt denn der Verf. den Lessing'schen Styl nicht? Kann Lessing dogmatischer reden? Und müßig? Nein, meiner Ansicht nach darf von nun an, wenn die Darwinsche Lehre vor Darwin dargestellt werden soll, Lessing seine ehrenvolle Stellung nicht entzogen werden. Er also hat dem alten, an sich durchaus nichtssagenden Satz, natura non facit saltum, den wahren Sinn abzugewinnen gewusst. Nach Darwin und Häckel wissen wir es freilich besser, als Lessing es wissen konnte, dass der Mensch ehedem weder Hand, noch Ohr, noch Auge hatte, dass sein Gehirn einst viel schlechter entwickelt, dass er ohne Lungen war u. s. w. Die Hoffnung, dass der Mensch noch einen sechsten Sinn bekommen werde, kann möglicherweise schon erfüllt sein, wenn auch nicht auf der Erde.

Was hat nun der Verf. gegen Lessing und alle Präexistentianer, gegen die Ansicht also, dass unsere Seele schon einmal in anderer Form existirt habe und noch existiren werde? Er lässt diese Auffassung als eine mögliche gelten, meint aber, „dass sie das Gefühl nicht befriedigt, aus dem im Menschen der Glaube an Unsterblichkeit entspringt. Das menschliche Gemüt hat kein Bedürfnis fortzudauern um jeden Preis; ein ewiges Wirken in wechselnder Wanderung gleich dem ewigen Wirken des Atoms im Kreislauf des Stoffes genügt seiner Sehnsucht nicht“ (S. 369). Wie der Verf. zu diesem Misverständnis gelangt, ist mir unerklärlich. Auf derselben Seite teilt er ja mit, wie Leroux behaupte, „es werde mancher Eindruck in unsere Seele hineingearbeitet und hinterlasse eine Nachwirkung in ihr auch ohne unser Wissen. So nehme die Seele die Eindrücke dieses Lebens in ein späteres mit hinüber.“ Und so beruht ja auch Lessings Gedanke gerade darauf, dass die Seele „die neuen Kenntnisse, die neuen Fertigkeiten,“ die sie in der einen Form „zu erlangen geschickt“ war, in die neue Form mit hinübernehme (Darwinisch ausgedrückt: an die neue Form vererbe). Kurz der Kern Lessing's ist ja der Gedanke der steigenden Vervollkommnung. Wie kommt also der Verf. zu seinem Vorwurf, der hier durchaus fehl geht? — Richtig zwar ist, was

er weiter sagt: „Gewünscht wird bewusstes Fortleben nach dem Tode, das eine wahre Fortsetzung des bewussten Erdenlebens sei;“ aber welch ein Recht hat der Verf. zu behaupten, dies sei ein Bedürfnis des Menschen schlechthin? Lessing hat dieses Bedürfnis nicht. Ganz ausdrücklich erklärt er, seine Ansicht könne darum nichts an Wahrscheinlichkeit verlieren, „weil ich es vergesse, dass ich schon dagewesen. Wohl mir, dass ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben.“ Das beweist einen psychologischen Blick. Wir wissen, wie schwer es ist zu vergessen. Und doch können wir nichts Neues lernen, ohne das Alte, wenn es dem Neuen nicht entspricht, zu vergessen.

Noch Eins. Ich muss kantisch reden. Unser Gedächtnis, der Schatz unserer Vorstellungen, ist er nicht Erscheinung? Die Seele aber ist ein Ding an sich. Was sind denn in ihr unsere Vorstellungen, unsere Freuden und Leiden, unsere Wollungen und Strebungen? Das nun, was diese im Ding an sich sind, bleibt in alle Ewigkeit, wie alles Reale. Mögen doch die Erscheinungen immerhin ganz andere Formen annehmen. Das ist kantisch ausgedrückt, was Lessing und Leroux meinen; und wenn Jean Reynaud meint, „dereinst am Ende ihrer Wanderung, werde die Seele plötzlich ihren ganzen zurückgelegten Weg überschauen; wie eine Rakete unscheinbar in die Lüfte steige und dann oben plötzlich ihre Funken entsende, so werde auch einst das verhaltene Feuer unserer Erinnerung wieder aufleuchten“: so ist dies dasselbe, was Lessing so ausdrückte: „Und was ich auf jetzt vergessen muss, habe ich denn das auf ewig vergessen?“ Wie es sich damit verhalten mag, lasse ich dahin gestellt. Da ich aber Lessing als Vorgänger Darwins in Anspruch genommen habe, so will ich doch daran erinnern, dass wir uns jetzt schon der etwa zwanzig Metempsychosen, die der Mensch durchgemacht hat, im allgemeinen wenigstens erinnern. Lessing aber bleibt Lessing, auch ohne Rücksicht auf Darwin. Die Hauptsache an dieser Stelle ist, dass er nicht das Bedürfnis hatte, das der Verf. mit vielen andern haben mag.

Was soll denn nun in Wahrheit, nach dem Verf. „der in

unserer Seele selbst gegründete Glaube an Unsterblichkeit" sein? „Nicht mehr, als eine Ahnung des Uebersinnlichen im sinnlichen Erdenleben" (S. 371). Nun, diese Ahnung gewährt uns die mechanische Physik und Geschichte in viel gehaltvollerer Weise als jener entweder nichtssagende oder das Erdenleben träumerisch ausschmückende Glaube. Ja dieser kann jenes Bedürfnis gar nicht befriedigen. Er genügt ihm in doppelter Beziehung nicht. Er setzt ja erstlich die Fortdauer der übersinnlichen Seele nicht im sinnlichen Erdenleben, sondern ganz jenseit desselben. Unter ganz andern als den irdischen Bedingungen wird diese Fortdauer der Seele gedacht. Andererseits aber wird doch die Weise der Existenz der Seele nach dem Tode wieder ganz nach irdischen Vorstellungen sinnlich gedacht. Ein Glaube, der uns das Uebersinnliche in jedem Augenblicke doch wieder in das Sinnliche, Handgreifliche oder Augengreifliche herabzieht, der soll für ewig ein Recht haben? Wie? unser Bewusstsein, das seiner Natur nach unter den sinnlichen Formen von Raum und Zeit steht, soll uns zwingen derartig in das Uebersinnliche überzutreten, dass wir eine Fortdauer desselben gelten lassen, also eine zeitlose Zeit? einen raumlosen Raum? Nicht corpus und sanguinem, aber quasi corpus und quasi sanguinem! Das ist für die Epicuräer. Wenn der Verf. (S. 357) dem jüngern Fichte es zum Vorwurf macht, dass er die Seele der Verstorbenen als „einen innern Leib auffasse, der eben so gut auch kein Leib, oder relative Leiblosigkeit sei": so meine ich, dass jeder Glaube an eine Fortdauer der Seele mit dem Bewusstsein ihres Selbst denselben Vorwurf verdiene. Denn unser Bewusstsein ist ein sinnliches.

Die Frage von der Fortdauer der Seele kann natürlich überhaupt erst aufgeworfen werden, wenn schon feststeht, dass es eine vom Leibe verschiedene Seele gibt, eine Seele, welche bei dem Zerfall des Leibes nach dem Leben unverschont bleibt. Der Verf. hat ja auch im sechsten Kapitel von „Seele und Leib" gehandelt. Hier sagt er zum Schluss: „Für das menschliche Denken sind Körper und Geist jedenfalls unterschiedene Erscheinungsweisen des wirklichen Seins. Körper erscheinen als räumlich ausgedehnte Dinge, ihre Veränderungen als räumliche

Bewegungen; Gedanken, Gefühle und Begierden sind als solche nicht körperlich zu denken, den Widersinn eines zwei Fuss dicken Gefühls oder Gedankens denkt kein menschlicher Kopf. — Kann es nun wohl so weit abliegen von dieser offenkundigen und unverkennbaren Verschiedenheit der Erscheinung auf eine entsprechende Verschiedenheit des bedingenden Wesens zu schliessen?" Er citirt Lotze's entsprechende Aeusserung und schliesst: „Dies die natürliche Genesis der Idee einer unsinnlichen Seele im sinnlichen Leibe."

Dies gestehe ich zu — aber nicht mehr. Ich gestehe also zu, dass Körper und Geist, weil verschiedene Erscheinungsweisen, auch „eine entsprechende Verschiedenheit des bedingenden Wesens" voraussetzen, und dass „die Erklärung des Seelenlebens" „eine eigentümliche Grundlage" fordere. Mehr ist nicht erwiesen und ist nicht zu beweisen.

Folgt denn nun aus diesem Erwiesenen sogleich eine individuelle Seele mit persönlicher Fortdauer? Keineswegs. Zwischen diesen beiden Terminis liegen sehr viel Mittelbegriffe, weil der erste Terminus gar zu unbestimmt ist; diese Mittelbegriffe aber fehlen uns sämmtlich.

Nun aber frage ich, wenn nicht feststeht, dass die Seele auch mit persönlichem Bewusstsein fortdauert: was liegt dann wohl unserm Gemüt daran, ob eine Seele in uns denkt und fühlt und will, oder ob Gedanke, Gefühl, Streben nur Secretionen des Gehirns sind? Dann liegt so wenig daran, wie an der Frage, ob es einen specifischen Magensaft gibt, oder nicht, der die Verdauung bewirkt. Wir wir diese Frage getrost den Physiologen überlassen, so die Seelen-Frage den Philosophen, und wir freuen uns, dass es ihnen bisher noch nicht gelungen ist, die Fortdauer der Seele zu beweisen, und wir bitten: verschont uns mit Gespenster-Geschichten und mit jedem Anlass dazu.

Wir kommen zum dritten Punkte, der dritten Idee, der Willensfreiheit. An ihr liegt uns vielleicht mehr als an Gott und Unsterblichkeit, und der Wunsch, sie recht sicher zu stellen,

mag oft oder immer mitgewirkt haben, eine immaterielle Seele anzunehmen. Die Materie ist der Sitz der Notwendigkeit, die ihren Ausdruck im Natur-Gesetz findet; die Seele dagegen soll der Sitz der Freiheit sein, welche sich das Sitten-Gesetz dictirt. Nichts desto weniger hat es zu allen Zeiten auch Leugner der Willensfreiheit gegeben, und wenn ich mich auf Seiten derselben stelle, so fürchte ich doch nicht des Verf's. Freundschaft zu verscherzen, da er wohl gesteht, dass mit der Willensfreiheit nicht notwendig die Sittlichkeit falle. Und das muss ich allerdings auch sogleich sagen: ich könnte es vielleicht durchsetzen (wenn ich es mir einmal so recht fest vornehme), bei keinem Irrtum, keiner Torheit, keiner Sophisterei aufzubrausen und unwillig zu werden; niemals aber würde es mir gelingen, auch da ruhig zu bleiben, wo ich die Sittlichkeit geläugnet finde. Das könnte ich nicht ausführen, ja, nicht einmal vornehmen kann ich es mir: denn ich bin nicht frei. Eine Ohrfeige will ich ertragen; aber die Sittlichkeit — noli tangere: denn dann haue ich um mich, so gewiss wie ich bei einem gewissen Reiz niese. Ja der Atem ist mir nicht so notwendig, wie Sittlichkeit.

Nun solche Unfreiheit des Willens lässt sich ja wohl jeder Verteidiger der Freiheit gefallen. Unter das Sittengesetz soll sich dieselbe beugen: das sagt eben jeder Sittliche. Aber wie meint man denn? soll ich in jedem Augenblicke, wo eine Notwendigkeit zu einer der ethischen Beurteilung unterliegenden Seelen-Regung vorliegt, frei sein, mich nach der Forderung der Sittlichkeit oder zum Gegenteil zu entschliessen? fordert man solche Freiheit? Wer mir (und ich spreche hier im Namen des Volkes) sagt, dass ich, allein in einer fremden Stube, wo ich ungesehen und unverraten mir fremdes Gut aneignen könnte, frei bin zu stehlen oder nicht: der beleidigt mich. Ich bin gar nicht frei: mein Arm wäre zu solcher Tat völlig gelähmt, ich kann ihn nicht rühren. — Ihr Sitten-Lehrer machet dem Volke die Sittlichkeit nicht noch schwerer als sie ist; sie ist so schon sehr schwer. Als Kinder, da wir eben gehen lernten, setzten wir die Füsse frei; sonst wären wir wohl gefallen. Jetzt gehen wir, wie eine versorgte Maschine. Als wir Lehrlinge waren,

da machten wir alles frei und mit Ueberlegung; jetzt bewegt sich Arm und Hand und Finger, das Bein und der ganze Körper ganz mechanisch, ohne dass wir daran denken. So mögen wir wohl auch als Kinder sittlich frei gewesen sein; jetzt sind wir es längst nicht mehr, jetzt ist uns die Sittlichkeit in die Muskeln und Nerven eingewachsen. Wie sollten wir im Leben fertig werden, wenn wir uns wie Neulinge in jedem Augenblicke überwachen müssten, damit wir nur nicht Schurken werden? Nein wir wollen nicht ewig Anfänger bleiben. Wir haben uns einen Charakter erworben, und aus ihm heraus handeln wir überall instinctartig, ohne Freiheit und Wahl, dem Sittengesetz gemäß. Wer da hat die Wahl, hat die Qual! Erlasst sie uns. Wir haben auch gar keine Zeit zu wählen.

Dies soll vor allem feststehn; auch gesteht es der Verf. zu. Und nun wollen wir sehen, welche Angriffe auf die Willensfreiheit der Verf. bekämpft.

Zuerst diejenigen, welche aus materialistischen Voraussetzungen folgen, aus der Abhängigkeit unserer Seele vom Leibe. Aber selbst, wenn ich nicht Materialist bin, muss ich das von hier her kommende Bedenken teilen. Der Verf. bemerkt ebenfalls: „Selbst Idealisten können dagegen nichts einzuwenden haben: denn sie wissen auch recht gut, dass unsere Seele sich allerdings in einem zum Teil leiblich bedingten freien Zustande befinden muss, um diese Kraft (der Willensfreiheit) ausüben zu können. Wir alle wissen wohl, wie sehr die menschliche Willenskraft im Schlafe, im Trunke, in schwerer Krankheit erlahmen und unfähig zum Wirken werden kann.“ Daraus aber, sagt der Verf., folge selbst für den Materialisten nicht die Leugnung des freien Willens, sondern nur, „dass die Kraft des freien Willens, wie jede andere Seelenkraft, ihrem Ursprunge nach abhängig ist von einer vorgängigen Stoffbewegung“ (S. 230). Aber liegt denn hier nicht eine Contradictio in Adjecto vor? Der freie Wille soll seinem Ursprunge nach abhängig sein von einer Stoffbewegung! Und wenn nun diese Stoffbewegung nicht eintritt? Dann fängt er gar nicht an! Und wenn sie eingetreten ist und nach einiger Zeit von einer anderen Bewegung der Materie unterbrochen wird? Dann ist es mit ihm vorbei!

Und das soll Willensfreiheit sein? Dann könnte der Mensch manchmal frei sein, nämlich, wenn es der Puls erlaubt. Erlauben denn die Sclavenhalter ihren Sclaven niemals, frei spaziren zu gehen? So erlaubt die Materie ihren Willenssecretionen zuweilen freie Bewegungen. Recht gütig.

Der Verf. meint, wir können immerhin mit Moleschott den Einfluss der äußern Einwirkungen anerkennen, „wenn wir nur nicht vergessen, dass dem Menschen schon von den Eltern her eine selbständige Kraft der Seele angeboren wird, die sich im Leben zum bewussten Selbst entwickelt und dadurch zu einer Macht wird, die nun bei allen Handlungen als innerer Factor jedenfalls mit in Betracht kommt, ja bisweilen stark genug ist, die ganze Summe der genannten äußern Einflüsse aufzuwiegen. Nicht das ist die Frage, ob oder wie stark dieser innere Factor von aussen beeinflusst werden kann; sondern nur darum handelt es sich, ob derselbe ausschliesslich als ein leidender Durchgangspunkt der äußern Einwirkungen oder als selbsttätig eingreifende Kraft zu denken ist.“ Nein, das kann nicht die Frage sein, nicht nach materialistischer Anschauung. Insofern dem Kinde eine selbständige Kraft angeboren ist, gilt von dieser ganz dasselbe was von den Eltern; sie ist ja nur ein abgelöster Teil derselben. Sie ist das mechanische Erzeugnis aus einem Complexe materieller Elemente. Entwickelt sie sich, so geschieht es ganz unter äußern Einflüssen. Freilich ist sie eine Macht als innerer Factor dem äußern gegenüber: beide fließen mechanisch zusammen zu einem Dritten. Für dieses war der innere Factor wesentlich, aber nicht selbsttätig eingreifend, nicht herschend und frei. Er musste leiden und zwar so leiden, wie es nach seiner Natur des Aeußern gesetzlich festgestellt war. Nun ist das neue Dritte der innere Factor, auf den wieder Aeußeres stößt; und aus beidem entsteht abermals ein Neues, causaliter bestimmt. Also er wirkt, was an ihm ist, aber immer nur mechanisch, niemals frei, wie er auch unfrei entstanden ist. Und wie, wenn nun gar die „von den Eltern her angeborene selbständige Kraft der Seele böse war? So bleibt der Mensch durch das ganze Leben ein Schurke, „zum bewussten Selbst entwickelt.“

Soll ich mir nun vielleicht lieber die eigenen Schlüsse der Materialisten gefallen lassen? Moleschott sagt: „Der Mensch ist die Summe von Eltern und Amme“ (oder Kuh), „von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung.“ Halt! Das könnte mich doch sehr beunruhigen, sagt der Mann des Volkes. Die Reichen haben's also gut. Die suchen sich kluge Ammen; wir Armen müssen oft das Kind mit Kuhmilch dumm machen. Und so essen sie nur, was klug und kräftig macht. Ach, wir Armen! — Und doch scheint dem nicht ganz so zu sein. Die Reichen essen Hasen; sind sie denn solche Hasen-Herzen? Sie essen viel Rindfleisch; haben sie denn solch Ochsengehirn? Können sie gut sehen, weil ihre Säle am Tage durch die hohen Fenster, des Abends durch viel Flammen erhellt sind? Welchen Einfluss hat ein seidenes Hemd? Hätte ich Geld, ich kaufte mir eins. Moleschott trägt gewiss eins. Ich werde es ihm abnehmen. Pfui, das wäre ja gestohlen. — Ich werde bei den nächsten Wahlen niemand meine Stimme geben, der sich nicht eidlich verpflichtet im Parlament ein Gesetz zu beantragen: der Staat müsse dafür sorgen, dass jeder Arbeiter ein seidenes Hemd bekomme. Pah, ich glaube, ein leinenes tuts auch. Ja, da sehe ich: wer hat die Wahl, hat die Qual. Lass den Moleschott laufen. Die Sache ist nur zu wichtig. Woher mag's wohl kommen, dass ich den Moleschott doch nicht recht capire? Ich glaub, ich esse zu viel Schwarzbrot. Wir Arbeiter müssten alle bloss Weissbrot essen. Im Weizen steckt's. Ich komme immer wieder auf die Abgeordneten-Wahl. Ein Gesetz machen! Ob's wirklich am Essen liegt? Ich esse doch jeden Tag meinen Häring. Häring ist Fisch, Seefisch obenein; Fische machen klug. Nun, wenn die Fische so klug machen, warum sind sie selbst so dumm? Sie haben den Verstand nicht an der rechten Stelle. Statt im Gehirn, haben sie den Phosphor im Fleisch. Bei manchem Menschen mags auch so sein, darum hauen sie gut, aber denken schlecht. Haben sie auch viel Eisen im Blut, so werden sie Räuber. — Das ist alles Unsinn. Ich verstehe das nicht; ich habe nichts gelernt in meiner Jugend. Mein Kleiner aber soll was lernen. Den schicke ich nicht in die

Communalschule; ich denke nicht daran; der muss mir ins Gymnasium — oder nein, in die Gewerbe-Schule! — Nun was liegt daran, ob er diese oder jene Schule besucht? Das ist wahr: er wird je nachdem ein ganz anderer Mensch. Aber sein Vater und Mutter bleiben doch dieselben. Ort und Zeit, Luft und Wetter, Schall und Licht, Kost und Kleidung bleiben doch für den Jungen dieselben. Wird in den Stuben der Gewerbe-Schule besser ventilirt? Haben sie besseres Licht? Alles ist gleich! Aber dort lernt er Latein, hier Physik. Auf den Unterricht, auf die Erziehung kommt es an! Sind das äußere Einwirkungen? Nein, innere! Nun seh Einer die Juden an! Warum denken sie über Religion anders als wir? Warum halten sie es für Sünde, in der Synagoge den Hut abzunehmen? Schweinefleisch zu essen? Sind das äussere Einflüsse? Atmen sie nicht dieselbe Luft ein wie wir? Und wenn ich meinen Jungen in die jüdische Schule schicke, unbeschnitten, dann denkt er doch wie die Juden. Das muss Moleschott gar nicht eingefallen sein. Haben die Juden mehr oder weniger Phosphor oder andern Phosphor als wir? Und wenn ich einen kleinen Judenjungen christlich unterrichte, denkt er wie ein Christ. Nein, mit Moleschott ist es nichts. — Frei bin ich nicht; aber so ein Bißchen frei bin ich doch: ich kann mein Kind in diese oder jene Schule schicken, welche mir beliebt. Wer oder was kann's mir wehren? Und einerlei, wenn's mir auch Einer wehrt: ich kann doch sagen: aber ich will so! — Warum will ich nun so? Weil in meinem Gehirn ein Knoten elektrische Erregung gehabt hat? Hätte ein anderer Knoten sie bekommen oder hätte derselbe eine andere Erregung bekommen, so wäre mein Entschluss ein andrer geworden. Wie kommt denn solcher Phosphor-Knoten zu Gewerb-Schule? Von meinen Eltern hat er's nicht. Als die starben, war noch keine Gewerbe-Schule. Nun hat sie der Magistrat gemacht; was geht das allen Phosphor und alle Elektricität in der Welt an? Ich habe die Gewerbe-Schule noch nicht gesehen; die hat meine Nerven noch nie gereizt. — Solche Sachen sind kurios; die sind für die gelehrten Naturforscher. Ich glaube aber, die wissen auch nichts.

Ja, guter Mann (so unterbrach ich seinen Monolog) von

Psychologie, von dem was im Geiste vorgeht, weiss diese Art Naturforscher gar nichts.

Wir fragen mit dem Verf. weiter: und wie steht es mit der Moralstatistik? Sie leugnet die Willensfreiheit „wegen der nachweisbaren Gesetzmäßigkeit unserer scheinbar freien Handlungen“ (S. 235). Sie verweist vorzugsweise auf die Gesetzmäßigkeit der Verbrechen und behauptet, unter gleichen socialen Verhältnissen werde alljährlich dieselbe Zahl von Verbrechen ausgeübt, und diese Gleichheit zeige sich selbst in der Art der verübten Untaten. Dieselbe Regelmäßigkeit hat man auch in sittlich gleichgültigen Handlungen beobachtet, wie bei Nachlässigkeiten im Anfertigen von Briefadressen, oder bei löblichen Handlungen, wie bei Heiraten, und sogar in den Verhältnissen, nach denen Junggesellen und Wittwer, Jungfrauen oder aber Wittwen heiraten. Geburten und Todesfälle sollen nicht so regelmäßig eintreten, als diese menschlichen Handlungen.

Nun könnte man meinen, wenn auch nach dem statistischen Gesetz in einem Lande jährlich so und so viel Raubmorde vorkommen müssen, dass damit die Einzelnen, welche diese gesetzliche Notwendigkeit ausführen werden, noch nicht bestimmt sind, und dass also trotz des Gesetzes die freie Selbstbestimmnng des Einzelnen gerettet werde. Diese Annahme weist der Verf. zurück. Ist die Zahl der Verbrechen vom Gesetze bestimmt, so sind es auch die Einzelnen, die von dem Zwange der Notwendigkeit ergriffen werden. Ich und du, wir sind keine Verbrecher, weil das statistische Gesetz uns nicht dazu designirt hat; dieser und jener sind Verbrecher mit derselben Notwendigkeit, wie diejenige, mit welcher sie geboren sind, und mit welcher jedes Natur-Ereignis vor sich geht. „Gibt es derartige Moralgesetze, wie die Statistiker sagen, so ist es aus mit der menschlichen Willensfreiheit.“

Dagegen macht der Verf., nicht ein Zugeständnis, sondern zur Verständigung folgende Bemerkung (S. 238): Auch in der Menschenwelt pflegen bestimmte Ursachen bestimmte Folgen zu haben, und der Mensch, wenn er auch einen freien Willen hat, kann jedenfalls nicht alle Zeit mit demselben in diese Verhältnisse willkürlich eingreifen. Vielmehr ist wohl anzunehmen,

dass eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Beziehungen seines Tuns und Lassens sich ohne Beteiligung des freien Willens ordnen. Die Regelmäßigkeit dieser Wechselbeziehungen hat nun in der Tat nicht das mindeste Auffällige an sich, schließt aber die Wirksamkeit des freien Willens in andern Fällen gewiss nicht aus.“ Hier nimmt der Verf. einen guten Ansatz, der leider recht matt endet. Viele werden, wie ich, die Befürchtung nicht unterdrücken können, es sei hier so viel Gesetzmäßigkeit zugestanden, dass sie die Wirksamkeit des freien Willens doch wohl ausschließen dürfte.

Wir bedauern, dass uns der Verf. nicht gesagt hat, wie, in welchen Beziehungen und unter welchen Bedingungen sich Freiheit des Willens kund gebe. Er scheint dies für selbstverständlich zu halten, und das ist es doch keineswegs.

So kommt es, dass nicht nur eine allgemeine Befürchtung bleibt, sondern auch dass, wenn er nun auf Einzelheiten eingeht, wir gar nicht mit ihm einverstanden sind, ob freier Wille hier erscheine oder nicht. Wenn sich die Ansicht der Statistiker besonders auf die Heiraten stützt, so sagt er: „Ueberhaupt hat der freie Wille in den besten Fällen mit dem Heiraten wenig zu tun.“ „Die glücklichsten Verlöbnisse kennen kein Entweder-Oder, und wo dieses nicht vorliegt, hat auch die Willensfreiheit keine Arbeit zu tun.“ Das mögen wohl die Ehen sein, die im Himmel geschlossen werden, wo der liebe Gott paart. Dieser Fall ist ja historisch wichtig. In ihm geriet der Widerspruch oder die Harmonie zwischen menschlicher Freiheit und göttlicher Bestimmung am leichtesten zur Klarheit. Aber dies zeigt doch, dass für das gewöhnliche Bewusstsein die Eheschließung nach allen Seiten als Tat des freien Willens galt.

Der Einwand aber, den der Verf. gegen die Statistik der Verbrechen macht, es sei dies bloß eine Statistik der Not und Leidenschaft, trägt eine offenbare und nicht wegzudisputirende Dialektik zu Gunsten der Notwendigkeit in sich. Denn, ist es Gesetz, dass in dieser Stadt jährlich hundert Mal der freie Wille dem Eintritt der Not und Leidenschaft weichen muss, so ist der Eintritt des freien Willens selbst unter das Gesetz

gebändigt, und er hört auf freier Wille zu sein, und ist Selbsttäuschung. Er muss eintreten nach seinem Gesetz, dem eisernen Gesetz der ursächlichen Nothwendigkeit, sobald dasselbe Gesetz nicht im Gegenteil die Not und Leidenschaft in Wirksamkeit bringt. Ja gewiss würde die Statistik der menschlichen Grosstaten zu demselben Ergebnis führen wie die der Verbrechen. Den Mörder und den Lebensretter umfasst dieselbe Gesetzmäßigkeit — freilich dort zum Bösen, hier zum Guten; dieser Zusatz aber enthält nur unsere subjective Betrachtungsweise.

Der Verf, meint, „daraus, dass in gewissen Lebensfällen die Willensfreiheit noch nicht oder nicht mehr gebraucht werde“ (S. 240), könne „nun und nimmer folgen, dass die Willensfreiheit überhaupt nicht vorhanden ist.“ Dieser Einwand dürfte doch zu kläglich sein, und so dürfte nur die an sich selbst verzweifelnde Freiheit reden. Verlangt man denn vom Physiker, dass er für jeden Fall eines Steines beweise, dass er ohne Freiheit nach dem Gesetze gefallen sei? Wenn in den wichtigsten und zugleich controlirbaren Fällen die Gesetzmäßigkeit von der Statistik erwiesen ist: so ist sie berechtigt, jene schlechthin und in allen Fällen der Willenstätigkeit zu behaupten. Wo soll denn die Freiheit sein? „Vielleicht gerade auf der langen Reihe oftmals unscheinbarer Handlungen und Unterlassungen, durch welche der Mensch sich von dem einen Zustande, in welchem er Gefahr läuft jeden Augenblick von dem Druck äußerer Verhältnisse willenlos getrieben zu werden, bis zu dem Zustande hinbewegt, in welchem er sich willenlos dem Antriebe seiner veredelten Natur hingeben darf.“

Damit würden wir wohl auf Buridans Esel kommen, von welchem bald die Rede sein wird. Nur dies will ich hier anmerken. Der Verf. scheint unter Willensfreiheit dies zu verstehen, dass wir in einem gegebenen Augenblicke uns sagen: ich kann jetzt links, ich kann auch rechts gehn; dorthin treibt mich die Leidenschaft, hierhin meine veredelte Natur — folgen will ich der letztern.

Als aber der Verf. folgendes schrieb, muss er (und ich setze voraus: in Folge seiner edeln Natur) unfrei gewesen sein. Er schreibt nämlich (S. 241): „Wie wenig diese (moral-stati-

stische Regelmäßigkeit verstattet, von sittlichen Gesetzen zu reden" (d. h. von Naturgesetzen, denen unsre sogenannten sittlichen Handlungen unterworfen wären), „zeigt deutlich ein Vergleich mit den bekannten Gesetzen der Natur, von denen dieser Begriff auf die Sittenwelt übertragen werden soll. Die Körperwelt gehorcht überall und jederzeit dem Gesetz der Schwere, jeder Körper muss schwer sein; es ist aber ein Unsinn von einem Gesetz zu reden, nach welchem in jedem Jahre unter hundert Menschen einer einen andern todtschlagen muss. Die Statistiker selbst nehmen die Möglichkeit einer Aenderung der bedingenden Verhältnisse an. Dann aber handelt es sich nicht um ein unabänderliches Gesetz, sondern nur um eine bedingte Regelmäßigkeit des Geschehens, und nichts hindert anzunehmen, dass bei dieser Regelmäßigkeit der freie Wille selbst ein mitbestimmender Factor sein kann." Dem Verf. braucht wahrlich niemand erst zu sagen, dass die Gesetze der Körperwelt in ihrer Wirkung sehr bedingt sind, und dass alles Geschehen, trotz der Ständigkeit der Gesetze, mit den bedingenden Umständen geändert werden kann. Dass aber der freie Wille ein „mitbestimmender" Factor sein könne, verstehe ich nicht. Bisher habe ich gemeint (mit Kant, wenn ich nicht irre): der freie Wille ist Monarch und Souverän oder gar nicht; er ist eifervoll und duldet nichts neben sich, hat alles unter sich.

Die Statistik baut ihre Schlüsse nur auf Durchschnittszahlen; und nun meint der Verf., wenn z. B. in London die jährlichen Selbstmorde zwischen 266 und 213 schwanken, so sei ja hiermit ein beträchtlicher Raum für die Willensfreiheit gegeben. Ich meine, solche Schlupfwinkel bieten keinen Schutz, kein sicheres Unterkommen. Mögen immerhin Statistiker in dem Wahn stehen, ihre Zahlen seien Gesetze; das sind sie nicht — aber sie beweisen das Dasein von zunächst nicht untersuchten, nicht bekannten Gesetzen. Denn die Regelmäßigkeit lässt ein Gesetz ahnen, dessen Wirkungen schwanken, weil es sich unter schwankenden Bedingungen bewährt.

Was werden wir also zur Statistik sagen? Man zeige uns die Gesetze, welche die statistische Regelmäßigkeit zur Folge haben, und dann wollen wir reden. Zunächst verweise ich auf

meinen Vortrag „Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen.“ 1864. S. 54—62.

Wir kommen nun aber mit dem Verf. zu den idealistischen Gründen gegen die Willensfreiheit, welche die der Statistik zu Grunde liegenden Gesetze enthalten würden. Es handelt sich also um „die Gesetzmäßigkeit der Motivation,“ ohne welche kein Entschluss zu Stande kommt, und also „die innere Undenkbarkeit“ der Willensfreiheit. In der Stoa wird wohl diese Antinomie zuerst aufgestellt worden sein. Dann aber ward die Kirche von dem Streit erfüllt über das Problem, wie Notwendigkeit und Freiheit in dem Verhältnis des menschlichen und göttlichen Wirkens zu denken sei. Und nun kommt der Verfasser zum Esel des Buridan.

Ja du bist in Wahrheit ein aureus asinus, ein würdiger Vetter vom Esel Bileams; zwar stumm, hast du doch mehr Reden veranlasst, als dieser gesprochen. Ich preise dich und deine Eltern, obwohl ich diese nicht kenne. Auch Dante hat dich besungen; und dich hat er nicht in die Hölle gesetzt, sondern in das Paradies, obwohl du doch der Ursprung so heftigen Streites warst. Wohlan denn! *μῆνιν ἄειδε, θεά.* — In der scholastischen Philosophie ward „die Frage aufgeworfen, was wohl ein Esel tun möchte, der hungrig in der Mitte zwischen zwei gleich starken Bündeln Heu stehend von beiden gleich stark angezogen würde.“ Merkwürdig, so wie man sich auf Volks-Epen einlässt, und mögen es auch scholastische Gesänge sein: sogleich sind die Varianten da. In einem andern Liede von diesem göttergleichen Esel heisst es, er sei, von Hunger und Durst gleich stark geplagt, gleich weit zwischen Futter und Tränke gestellt gewesen. Doch gleichviel. Die Gegner der Willensfreiheit behaupteten nun, der vielduldende Esel müsse bei diesem Widerstreit gleicher Anziehung in der beklemmten Mitte elendiglich verhungern; die Verteidiger der Willensfreiheit dagegen nahmen an, der Esel werde sich entscheiden, erst das eine Bündel Heu und dann das andere zu verzehren (oder erst zu fressen, dann zu trinken), und wenn auch ein Esel diesen Ausweg vielleicht nicht ergriffe, ein verständiger Mensch werde sich keinesfalls wie ein Esel benehmen.

Wir übergehen Cartesius und Spinoza, Leibniz und Kant und auch Schopenhauer und hören, was der Verf. sagt (S. 256): „Eins ist unzweifelhaft, das nämlich, dass keine Aeußerung unsrer Seele ohne Anlass, ohne Motiv erfolgt.“ „Reize oder Vorstellungen sind aber nicht an sich stark oder schwach als Motive, werden es auch nicht durch bloße Verbindung mit andern Vorstellungen oder durch das Ausscheiden einiger Bestandteile, sondern nur durch ihre Beziehung zu der bestimmten Empfänglichkeit oder Reizbarkeit eines beseelten Wesens.“ Nicht „an sich“ sind die Vorstellungen der Tugend stärker als die des Lasters, noch umgekehrt; aber die Seele ist reizempfänglicher für jene oder aber für diese „und verleiht ihnen die größere Stärke durch ihre Zuwendung.“ Ist nun diese Reizbarkeit und die durch sie veranlasste Zuwendung ausschliesslich notwendige Folge der dem Menschen angeborenen und anerzogenen Natur, oder „kann dabei der freie Wille als ein mitwirkender Factor gedacht werden? Kann die Zuwendung der Seele, durch welche eine Vorstellung zum Motiv wird, frei gedacht werden, oder muss sie gebunden gedacht werden?“

Hierauf antwortet der Verf. (S. 260): „Die seit Menschengedenken allbekannte Tatsache der sittlichen Zurechnnng, die mit dem eigenen Willen und Tun ins Gericht geht, erhält einen verständlichen Sinn nur unter der Voraussetzung, dass wir unseren Charakter nicht für einen durch Natur und Verhältnisse unabänderlich gegebenen, sondern für einen durch Mitwirkung unseres freien Willens gewordenen halten, dass wir also an die Wirklichkeit unserer Willensfreiheit und ihre Wirksamkeit in der Erfahrung glauben.“ Dem Menschen ist „kein unabänderlich fester, starrer Charakter angeboren“ (S. 263). Vielmehr behält dieser fast immer etwas Schwankendes, so dass er auch wohl einem entgegenstehenden Reize den Zutritt gestattet und sich überhaupt völlig ändern kann. Und dies geschieht durch die Freiheit des Willens.

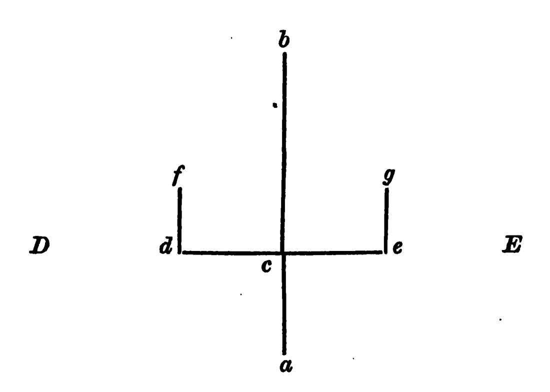
Die Kraft des freien Wollens werde, sagt der Verf. (S. 266), am deutlichsten bei sittlich völlig gleichgültigen Handlungen erkannt. Der Verf. behauptet also, „dass kein Mensch in dem Falle von Buridan's Esel in der Mitte beider Bündel verhungern

werde. Vielmehr nehmen wir an, dass jeder Mensch in solcher Lage sich mit voller Freiheit wird zuerst zur Linken oder zur Rechten wenden können." So behauptet der Verf. — wo ist der Beweis? — „Den freien Willen kann sich jeder Mensch jeden Augenblick bei unbedingt gleichgültigen Handlungen vor Augen führen, und der Unbefangene wird dann keinen Augenblick darüber zweifelhaft sein, dass er innerhalb gewisser natürlicher Grenzen menschlichen Könnens überhaupt zuversichtlich kann, was er will. Und dieses Bewusstsein ist keine Selbsttäuschung, sondern bezeugt die volle Wahrheit der Sache." Das behauptet der Verf. nicht nur gegen Spinoza, sondern auch gegen Kant (denn Kant's Freiheit liegt ganz wo anders). Aber, nochmals, wo ist eine Spur von Beweis? Oder soll das heissen, Spinoza und Kant haben schlecht beobachtet? Vielleicht haben sie gut beobachtet, kann der Leser denken.

Ich muss gestehen, das Urteil „der Unbefangenen" und die allgemeine Ansicht „seit Menschengedenken" hat in der Frage vom freien Willen gerade so viel Wert wie das unbewaffnete Auge und die gemeine Ansicht in astronomischen Dingen. Soll ich wieder eine Lobrede auf die Befangenheit halten? ich meine: auf die Ausrüstung mit Kenntnissen und Logik? Und die Logik vor allem voran! denn eine Vorstellung, welche gegen die Logik ist, kann unmöglich wirklich sein.

Was den berühmten Esel betrifft, so beweist es doch gewiss den Fortschritt unserer Psychologie, dass wir ganz genau wissen, wie es damit steht. Nämlich so. Warum ist denn dieser Langohr so golden? warum habe ich ihn denn so lieb? Weil er die erste psychologisch-mathematische Figur war. Und so müssen wir ihn nun denken, ganz abstract, wie ein mathematisches Dreieck. Also der Leser denke sich ein Bewusstsein, in welchem nichts weiter vorhanden ist, als der Wunsch zu essen und der Wunsch zu trinken; oder sogar nur der eine Wunsch zu essen. Gleichviel, ob es denkbar ist, dass eines wirklichen Esels Bewusstsein oder Gemüt so arm und dürftig sein könne. Wir construiren uns ein so armes Gehirn. Diesem geben wir nun ferner zwei Wahrnehmungen: ein Bündel Heu rechts, einen Eimer Wasser links; oder wie der andere Sänger

sang, zwei Heubündel, eines rechts, eines links. Jede dieser beiden Wahrnehmungen sei so deutlich und klar wie die andre. Ich will den Leser nicht beleidigen; aber wer zeichnet nicht gern eine Figur? Also gestatte mir der Leser, Buridans Esel zu malen. Er sieht so aus!



a c ist des Esels Leib. Er trägt den Hebel *d e*, der in *c* seinen Drehpunkt hat. Dieser ist des Esels Gemüt. Ferner: *c d* und *c e*, die beiden Arme, sind die beiden Wünsche; *d f* und *e g* sind zwei belastende Gewichte, nämlich die beiden Wahrnehmungen von *D* und *E*. Wäre nun *f d* + *d c* (oder kurz *f d c* schwerer als *g e* + *e c* (oder kurz *g e c*), (sei es weil der Arm *d c* länger [der Wunsch heftiger] als *e c* oder weil das Gewicht *d f* schwerer [die Wahrnehmung klarer] als *g e*) so würde *d c* notwendig sinken, und *c e* würde steigen, die an den Wagebalken *d e* befestigte Zunge *b c* würde ebenfalls nach der Seite von *d* sich neigen. Und *f d c* könnte so schwer sein, dass der Wagebalken *d e* vertical zu stehen kommt, die Zunge *b c* dagegen horizontal, so dass *b*, die Schnauze des Esels, auf *D* fällt. So würde der Esel fressen. Wäre nun *D* erreicht, weil *f d c* schwerer war, so würde, da *b* das *D* vernichtet, in demselben Maße wie *D* auch *f d c* schwinden, und endlich umgekehrt *b* von *g e c* zu *E* herabgezogen, um auch dies zu vernichten. Da nun aber im Gegenteil *f d c* = *g e c* (denn nach der Voraussetzung ist *c d* = *c e* und *f d* = *g e*): so ruht *d e*

und auch *c b*; *b* erreicht also weder *D* noch *E*, und der Esel kommt um. Das ist absolut gewiss.

Aber so gewiss es kein gleichschenkliges Dreieck in Wirklichkeit giebt, noch tausendmal gewisser lebt Buridans Esel nicht. In den wirklichen Eseln aber werden unsagbare Umstände als Belastungen sei es auf die eine oder auf die andre Seite treten. Mag Hunger und Durst gleich groß sein, so hat der Esel vielleicht die Gewohnheit erst zu fressen und dann zu trinken. Oder irgend ein Umstand fördert die Bewegung nach der einen Seite, wie Gewohnheit und physiologische Construction, irgend ein Prickeln. Der wirkliche Esel kommt aber gar nicht in die gezeichnete Lage: nie werden Hunger und Durst als gleich starke Triebe gleichzeitig auftreten, nie wird die Warnehmung des Heus und des Wassers oder beider Bündel zu beiden Seiten gleichzeitig eintreten; nie werden beide in gleicher Klarheit verharren. Die geringste Differenz aber lässt das Gleichgewicht von *d e* nicht zu, und zwar sinkt *d c* oder *c e* mit beschleunigter Geschwindigkeit bis *b* auf *D* oder *E* stößt. Der wirkliche Esel also wird mit gesunden Sinnen in der Nähe von Heu nicht verhungern; dafür ist er sterblich: Buridan's Esel dagegen kommt um; er ist aber unsterblich und ewig.

Dies alles ist absolut gewiss, sobald zugestanden wird, wie der Verf. tut (S. 256), „dass keine Aeußerung unserer Seele ohne Anlass, ohne Motiv erfolgt.“ Allerdings ist eine Vorstellung an sich nicht stark oder schwach und ist an sich überhaupt kein Motiv, sondern wird dies „nur durch ihre Beziehung zu der bestimmten Empfänglichkeit oder Reizbarkeit eines beseelten Wesens.“ Aber der Verf. verlässt den Boden der Psychologie, wenn er meint, diese Empfänglichkeit sei eine freie Zuwendung der Seele nach einem Motiv hin. Sie ist vielmehr nur die Verbindung der motivirenden Vorstellung mit einer ältern Vorstellung in der Seele, beruht also auf Wahlverwandtschaft. Der freie Wille kann dabei gar nicht als mitwirkend gedacht werden. Die Zuwendung der Zunge *b c* hängt ganz und gar von den Armen und den Gewichten *f d c* und *g e c* ab.

Wenn ich die Anzeige eines Concertes lese, so ist dies eine Vorstellung, die an sich kein Motiv zu irgend einer Handlung für mich ist; sie wird es aber durch Wahlverwandtschaft mit gewissen Vorstellungen in mir. Heute veranlasst mich die Anzeige, das Concert zu besuchen, weil sie sich mit der Vorstellung der Lust verknüpft, die ich mir vom Anhören der Musik verspreche. Ein andermal lässt mich die Anzeige gleichgültig, weil mir das Programm nicht gefällt; oder weil ich glaube, die Ausführung werde nicht so gut sein, wie ich wünsche; oder das Concert zieht mich zwar an, ich gehe aber dennoch nicht hinein, weil ich zu derselben Zeit irgend eine Pflicht zu erfüllen habe — allemal findet entweder die Vorstellung des Concertes keine Vorstellung in mir, mit der sie sich verbinden könnte, oder der Verbindung selbst, welche sich vollziehen will oder vollzogen hat, treten andere Vorstellungen hindernd oder lösend entgegen. Im letzteren Falle aber, wo mich die Pflicht hindert, das erwünschte Concert zu hören, begegne ich vielleicht einem Freunde, der mir zeigt, dass sich die Pflicht erfüllen ließe, auch wenn ich in das Concert gehe: so schwindet die hemmende Kraft der Vorstellung der Pflicht, und die Wahlverwandtschaft macht sich geltend. So zeigt sich immer mechanische Notwendigkeit, aber nicht Wahlfreiheit. Und so steht auch kein Mensch, welcher sitzt, ohne Motiv auf.

Buridan's Esel hat den Sinn: unser Bewusstsein ist die feinste, zarteste Wage. Ja die Wage, die wir in der Hand halten, die ist ebenfalls in unserm Bewusstsein; die Schale, welche dort sinkt, sinkt auch hier. Ich habe aber vielleicht den Wunsch, die steigende Schale möchte sinken: so wird dieser Wunsch zum Gewicht, welches auf die steigende Schale fällt, und nun drückt die Hand die entsprechende materielle Schale herab. Ich habe aber vielleicht diesen Wunsch, und derselbe fällt doch nicht als beschwerendes Gewicht auf die Schale, weil ich auch den Gedanken habe: das Gewicht des Wunsches und deine Hand ändert nichts an dem Gewicht der gegenüberstehenden Schale; und dieser Gedanke wandelt jenen Wunsch in den müßigen Ausruf: Schade!

So herscht in unserm Bewusstsein dieselbe eiserne Not-

wendigkeit, wie in der Natur; und Freiheit ist nie und nirgends ein mitwirkender Factor, findet durchaus keinen Raum, im Bewusstsein so wenig wie in der Natur.

So weit habe ich es leicht gehabt, und sicherlich leichter als der Verf. mit seinen Aufstellungen. Jetzt aber tritt wohl der Leser an mich heran mit der Frage: Wie nun? Was meinst Du? Also kein Gott, keine Unsterblichkeit, keine Freiheit — sollen wir das Volk ohne jeden Idealismus lassen? Dann wird es zweifellos jedem Aberglauben anheim fallen, welcher vor der Tür wie ein Raubtier liegt, wird in jede Gemeinheit versinken, da aller Boden ohne Idealität ein schmutziger Sumpf ist. Sittlichkeit soll es doch haben? Atheistische! wenn sich nur eine Ethik ohne Gott und Freiheit begründen lassen wird. Und willst du das Volk mit Aesthetik abspeisen? Dem Hungrigen, sogar Kranken, zur Sättigung Kuchen und Marzipan reichen? — Lasst uns ruhig eine Antwort suchen.

Erstlich: Verachtet mir das Schöne nicht! Bedenket, was die Kunst sein kann, wenn sie es auch nicht immer war und vielleicht noch nicht ist, was sie aber um ihrer selbst willen werden muss. Seit dem Fall Athens war die Kunst, abgesehn von wenigen Ausnahmen, nur im Dienste des Einzelnen. So besonders im 17. und 18. Jahrhundert und auch im unsrigen. Da waren es Kabinetsstücke, was sie hervorbrachte. Paläste wurden für den Einzelnen gebaut und mit Kunstwerken angefüllt, die das Auge des Volkes nicht traf, die auch für das Volk nicht taugten. Denkt Euch aber, die Kunst trete wieder in den Dienst der Oeffentlichkeit. Wie ehemals Dome und Klöster, so werden jetzt die Parlamente und Schulhäuser als Monumente prangen, auch die Ratshäuser, die schon ehemals Werke und Stätten der Kunst waren. Straßen und Plätze werden mit den Statuen der historischen Männer gefüllt, und Denkmäler, an welchen alle bildenden Künste Teil haben, vergegenwärtigen die großen, erhebenden Taten und Ereignisse. Die öffentliche Kunst muss einen gediegenen Inhalt haben. Die Säle der Reichen mögen sich mit Oelgemälden und Wandbildern aller Art bekleiden. Die Wände und Nischen der Hütte schmücken sich mit den Tonabgüssen, Photographien und Holz-

schnitten unserer Meisterwerke. Es ist uns auch nicht gleichgültig, aus welchem Kruge und welcher Tasse das Volk trinkt, mit welchem Löffel es isst. Die grauenhaften sogenannten Messer-Affairen werden sicherlich um so seltener werden, je mehr das Volk sich nicht nur für die Schärfe der Klinge, sondern für die Form des Griffs und des Ganzen interessirt. Schön muss alles sein, was das Volk berührt und worauf sein Auge häufig fällt oder dauernd ruht. Und das Schöne ist nicht teurer, als das Hässliche. Und weil das Volk diese Dinge angreifen muss, zum Teil derb angreifen, so werden dieselben auch nicht geziert, sondern zweckmäßig sein.

Nicht für Jeden ist das Auge das Tor des Idealismus; bei Vielen tritt er durch das Ohr ein. Ich werde wahrlich nicht noch mehr Klavier-Geklimper fordern, aber Uebung des Gesanges, wie längst geschieht, und billige öffentliche Concerte, wo man immerhin neben den classischen Musikstücken, erträglich ausgeführt, auch die guten Walzer hören mag.

Die Dichtung brauche ich nur zu erwähnen. Woran hat sich der Idealismus des deutschen Volkes so genährt, wie an Schiller? Doch nicht an der theologisch gedeuteten Bibel? Die Bibel, dies in weiten Kreisen völlig unbekannte Buch, wird als Werk der literarischen Kunst den Platz behaupten, der ihr nach freier Deutung in der Literatur gebührt. Man wird die Stellen auswählen, die uns nicht entfremdet sind, die uns durch ihre Poesie unmittelbar ansprechen.

Kurz man lasse nur die Vorstellung fahren, Kunst sei ein Luxus der Aristokraten. Sie halte dem Volke die Ideale vor. Sie braucht nicht im Dienste der Sittlichkeit zu stehen; aber ihr Inhalt muss ideal, und folglich sittlich sein. Und dass sie dann ein mächtiger Hebel ideal-sittlicher Gesinnung wird, das kann nur leugnen, wer nie den wahren Eindruck einer Beethovenschen Symphonie oder der Ouverture zum Egmont gehabt hat.

Man wird vielleicht fragen, welche Bedeutung Schillers „Drei Worte des Glaubens“ noch haben können? Die Antwort ist einfach: solche Gedichte sind nur für den historisch Gebildeten, nicht für das Volk. Was für das Volk sein soll, muss aus dem Geist der Gegenwart stammen, aus dem Geiste

des Volkes. Ihm gebe ich auch keine Venus, selbst nicht die von Melos, und so lasse ich es auch nicht „die Götter Griechenlands“ lesen.

Wie aber „die Bürgschaft“? „der Kampf mit dem Drachen“? u. s. w. Können diese Gedichte noch erhebend wirken, wenn der Freund, der Bürgende und der Verbürgte, unfrei sind? Gewiss. Wirkt eine schöne Statue, eine schöne lebende Person, weniger, weil sie sich diese Schönheit nicht frei erworben hat?

Nun aber der Unterricht. Lehrt die Naturwissenschaften nur immer vom rein mechanischen Gesichtspunkt aus; wird der Schüler das Zweckmäßige, Harmonische, Schöne in der Natur und ihren einzelnen Werken nicht fühlen, weil diese Seite nicht als der göttliche Zweck besonders hervorgekehrt wird? Aber es wird eben alles Gewordene nach dem Grade von Schönheit und Zweckmäßigkeit, den es darstellt, schlechthin aufgenommen werden, ohne einen unsichtbaren Werkmeister zu preisen. So weit die Zweckmäßigkeit und Harmonie erkennbar ist, wird man sich ihrer eben so sehr wie der Gesetzmäßigkeit freuen.

Die Gefahr, die aus unserm Verehrungstriebe droht, wird dann losbrechen, wenn falsche Schätzungen eintreten. Viele, scheint mir, wollen die Verehrung, die wir Gott gezollt, der Sonne widmen, wie die Aegypter und Inder getan. Nur nicht solche fade Reaction! Die Sonne ist ein außerordentlicher feuriger Kloß, Quell all unsrer Wärme — weiter nichts. Wir brauchen Wärme, und ohne Sonne wären wir nicht da. Wir brauchen auch Wasser. Aber wir wollen weder Wolken noch Sonne anbeten. Das steht alles in unserm Dienst, unter uns. Nicht als ob ein bewusstes Urwesen das alles für uns geschaffen hätte; aber wir bedürfen desselben, und gebrauchen es nach unsern immer wachsenden Kräften.

Der Mensch ist unseres Wissens, wenn auch nicht das Ziel, doch die Spitze der Schöpfung. Er gebraucht die Tiere, wie das Wasser — gleichviel wozu diese sonst noch dasein mögen. Aber das Tier ist dem Menschen verwandt; es hat Gefühl: also quäle es nicht, weder umsonst, noch übermäßig; es hat auch Verstand; also suche es zu verstehen. Kurz: tue ihm wohl und suche seine Liebe zu gewinnen. Deine Nähe

zum Tier verdriesst dich? So strebe, dich so hoch über das Tier zu erheben, wie möglich, und hüte dich, dass du nicht viehisch wirst.

Unsere Schüler lernen aber nicht bloß die Natur kennen, sondern auch die Geschichte der Menschen. Ist diese eine Lehrerin des Idealismus? — Hierüber kein Wort weiter. Wir vertrauen einer schlichten Pädagogik.

Nun, scheint Euch das genug zur Erzeugung eines lebendigen Idealismus? Vielleicht; aber gerade nun werden die Fragen in unsern Schülern auftauchen, auf welche bisher der Glaube geantwortet hat. Die leitende Idee der Geschichte, des Menschengetriebes, des Alls, wo ist sie? Und wie soll der Idealismus zu einem energischen sittlichen Streben führen, wenn keine Freiheit herscht? — Hierauf will ich nächstens antworten. Ich will nämlich erst die Vollendung von „Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart" abwarten, welche noch in diesem Winter bevorsteht, um zu sehen, wie dieser ausgezeichnete Forscher über die hier zu behandelnden Gegenstände denkt.

Weiteres zur vergleichenden Syntax

— Wort- und Satzstellung —

(vgl. Bd. VIII., S. 129 fg.)

Von

Georg von der Gabelentz.

(Schluss.)

§. 71. Die besonderen Regeln, welche mein Gewährsmann anführt, sind folgende:

1) „Gewisse Adjectiva von geringem Umfange und ebenso geringer individualisirender Kraft gehen dem Substantivum voran. Die franz. Grammatik nennt beau, bon (nebst meilleur), digne, grand, gros, jeune, joli, mauvais, sot, vieux." Ist es nun nicht beachtenswerth, dass es gerade gleiche oder verwandte Eigenschaftsbegriffe sind, die in andern romanischen oder doch indogermanischen Sprachen durch besondere Prä- und Suffixe ausgedrückt werden können? Man denke an die spanischen Vergrösserungsbildungen auf -un u. s. w. (grand, gros, vieux), an griechisch *ἐυ-*, *δυσ-*, Sanskrit *su-*, *dus* (bon, beau, digne, joli; mauvais, sot); und der Begriff joli liegt oft in den Diminutiven. Es muss also doch wohl nahe liegen, diese Eigenschaften mit ihren Trägern zu Einem Begriffe zu verknüpfen, und das Mittel dies zu thun ist hier die syntaktische Infixion, dort die Bildung neuer Worteinheiten, — ein Stützpunkt mehr für meine Theorie. — Die jetzige Ausnahmslosigkeit unserer Regel halte ich für eine Folge des Sprachgebrauches, der das Gewöhnliche in's Constante umwandelt.

§. 72. 2) „Voran gehen ferner die Adjektiva bei Eigennamen, wie ital.: il sublime Dante, franz.: le divin Platon, le grand Frédéric; um der Hervorhebung und Unterscheidung willen können sie nachstehen: Raffaele il divino, Lorenzo il superbo; Alfonso el sabio; Frédéric le grand." Letztere Beispiele folgen dem allgemeinen Gesetze der Appositionen, gehören also in Ein Kapitel mit Cicero consul und weiterhin mit den nachgesetzten, ursprünglich qualificirenden und charakterisirenden Familiennamen (Titus Rufus, Jean Lebrun, Heinrich Rothe, Gottfried Müller u. s. w.). Hier nenne ich den Namen und erkläre dann, welche Person des Namens ich meine, der Zusatz gilt der Identitätsfrage, folglich der Unterscheidung, ohne dass dabei das Unterscheidungswort das betontere zu sein brauchte; dort, wo ich das Attribut voranstelle, gebe ich in Einem Namen und Eigenschaft, und ich glaube, ich würde le grand Frédéric dem gewöhnlicheren Frédéric le grand gerade dann vorziehen, wenn es mir darauf ankäme meine Bewunderung dieses Königs auszudrücken; ob ich dabei auf grand oder auf Frédéric den Accent lege, ist wohl nur Sache der grösseren oder geringeren Emphase, mit welcher ich jenem Gefühle Luft machen will.

§. 73. 3) „Nachstehen die Adjektiva, die eine rein sinnliche Eigenschaft, wie Form, Farbe, Geschmack u. dgl. ausdrücken: habit noir, table ronde, herbe amère, lait chaud." Wo diese Eigenschaften den Gegenständen vermöge deren Natur inhärent sind, da dürfen sie in den verwandten Sprachen durch vorangestellte Adjektiva ausgedrückt werden, wie die Diez'schen Beispiele beweisen: ital.: bianca neve, bianca mano, nero corvo, candido cigno; span.: blanco cristal, verde laurel, roja sangre, dulce miel. Die Bildung derartiger Wortcomplexe ist aber in der Regel müssig, denn gerade solche Eigenschaften sind allbekannt und werden für den verständigen Hörer durch Nennung des blossen Substantivums genügend angedeutet. Darum darf wohl angenommen werden, dass solche Pleonasmen, wenigstens in der Prosa, nie in häufigem Gebrauche gewesen sind. Wo aber derlei Eigenschaften als dem Zeitwechsel unterworfen oder als durch äussere Umstände (z. B. menschliche Thätigkeit) her-

vorgebracht oder sonst als zufällige zu denken sind: da eignen sie sich trefflich zu Hauptprädikaten, mithin auch zu Relativsätzen, mithin schliesslich (bei steter Abnahme ihrer syntaktischen Bedeutung) zur Bezeichnung durch nachgesetzte Adjektiva.

§. 74. 4) „Ebenso die Adjektiva, welche äussere Verhältnisse und leibliche Zustände bezeichnen: opinion commune, défauts naturels, genre humain, guerre civile, langue vulgaire, langue moderne, femme malade, homme aveugle ... Am allgemeinsten werden die von Eigennamen abgeleiteten Adjektiva nachgesetzt: empire romain, église luthérienne . . ." — Ich möchte hier eine Zweitheilung vorschlagen:

α) Abnorme Eigenschaften, wie malade, aveugle, muet u. s. w. Von diesen gilt das vorhin Gesagte: sie sind wichtig, interessant genug, um eine gewisse syntaktische Selbständigkeit beanspruchen zu dürfen.

β) Eigenschaften die begrifflich dem Genitive entsprechen: vulgaire, moderne = ce qui appartient au, provient du „vulgus," à la mode, de la mode; genre humain = genre des hommes, empire romain = empire de Rome. Ob hier die gewöhnliche Stellung des Genitivs durch Analogie eingewirkt, ob man Zugehörigkeitsverhältnisse als meist zufällige aufgefasst habe, lasse ich unentschieden. Uebrigens weist Diez nach, dass diese Regel ehemals nicht ganz ausnahmslos gewesen, und sein Beispiel: „nostre française gent" ist eins, wo die Infixion nach meinem Grundgesetze recht passend erscheint, liegt doch in dem nostre schon das française eingeschlossen.

§. 75. 5) „Participia Präteriti nehmen ihre Stelle im Franz. gleichfalls hinter dem Substantivum, in den anderen Sprachen auch vor demselben . . . Participia Präsentis können überall vorangehen." Auch Jenes nicht ohne Ausnahmen vgl. oben: „ce maudit traître!" Das allgemeine Gesetz dürfte auch für die Stellung der partt. praes. maassgebend sein, doch scheint die Neigung vorzuwalten, auch sie nachzustellen. Warum? Ich glaube, weil die Verbalbegriffe, denen die Participien zugehören, der Mehrzahl nach vorübergehende Handlungen oder Zustände, Passiva aber von Aussen Empfangenes, mithin Zufälliges bezeichnen — vgl. No. 3 und 4. —

§. 76. 6) „Ein zum Adjektivum gehöriges Adverbium macht, wenn es nicht vielsylbig ist, in der Stellung des Ersteren kaum einen Unterschied: une très jolie femme, une fille si belle.“ Die Ausnahme beruht auf Rücksichten der Quantität wie wir sie ähnlich im Deutschen — Cap. VII, E, 1 — kennen gelernt haben. — „Die Stellung des Superlativs ist dieselbe, welche das Adjektivum als Positiv einnimmt.“

§. 77. 7) „Adjektiva, von welchen andere Redetheile abhängen, wählen ihren Platz hinter dem Substantivum . . .: „femme agréable à tout le monde,“ — Folge der Quantität wie unter 6).

§. 78. 8) „Sind es der Adjektiva mehrere, so können sie ihr Substantivum in die Mitte nehmen: belle musique italienne.“ Ich würde sagen: so richtet sich die Stellung eines jeden nach den vorhin dargelegten Grundsätzen: joli cheval noir, pauvre „femme malade; aber auch grand jeune homme, viellard boiteux et borgne etc.

§. 79. Diez führt schliesslich die Fälle an, in welchen das Adjektivum, je nachdem es vor oder hinter seinem Substantivum steht, etwas Anderes bedeutet. Dahin gehören diejenigen Adjektiva, welche nachgesetzt ihre ursprüngliche, vorgesetzt eine figürliche Bedeutung haben. So Farbenwörter: verte jeunesse, noirs pressentiments, pâle mort, brillante action, Wörter die sich auf den Geschmackssinn beziehen: doux plaisir, span.; amarga historia, ital.: dolce riso; ebenso aveugle désir, ital.: cieca severità*). Der Grund dieser Erscheinung ist wohl klar: das Eigenschaftswort, das in den meisten Fällen nur den Begriff des Substantivs verstärkt, bildet mit diesem eine Einheit, muss also infigirt werden. Freilich, bei corbeau noir, nuit obscure, neige blanche liegen dieselben Voraussetzungen vor; allein hier wird mit noir, obscur, blanc die nämliche Idee verbunden, wie in table noire, chambre obscure, robe blanche- und der sonstigen überwiegenden Mehrheit der

*) Freilich giebt der Verf. vorher unter 6) auch „un mensonge si noir.“ Ist das Beispiel und die Regel, zu der es gehört, richtig, wie ich glaube, so gilt auch das im Texte Bemerkte nicht ausnahmslos. — vgl. §. 69. —

Fälle, wo die Farbe mit dem Begriffe der Sache nicht nothwendig verbunden ist, dem Sprachgebrauche nach Analogie war also Thür und Thor geöffnet. Bei figürlicher Anwendung der Eigenschaftswörter lag hingegen die Analogie schon ferner.

Was das Diez'sche Werk weiterhin über unser Thema lehrt, übergehe ich. Es sind Beobachtungen, die mir theils ohne genauere Kenntniss des älteren Sprachgebrauches nicht erklärbar, theils unmittelbare Consequenzen des im Bisherigen Entwickelten zu sein scheinen. Dass ich da, wo ich die Sonderregeln zu erklären unternommen, nur die nach §. 60 vorhandene eine Erklärungsmöglichkeit berücksichtigt, nicht auch auf die etwa mitwirksam gewesenen sprachlichen Autoritäten — §. 61. — hingedeutet habe, möge man entschuldigen. Derartige Auseinandersetzungen würden, selbst wenn ich die dazu nöthigen Vorkenntnisse besässe, doch immer nur die äussere Geschichte der Sprache, nicht deren inneres Wesen berühren*).

IX. Das Ich und die Subjektivität. — Voranstellung des grammatischen Prädikates in mittheilender Rede.

§. 80. Ein Ich liegt, streng genommen, stets schon in der blossen Thatsache des Sprechens: ich denke, sage. Und ebenso ein Du, nämlich die Aufforderung an den Angeredeten: höre zu! Beides findet in der Umgangssprache vielfach Ausdruck. Man weiss, wie sehr es der Engländer liebt, seine Rede mit „I say" einzuleiten; und der Amerikaner substituirt dafür sein, womöglich noch schaleres „I calculate, I guess." Wir Oberdeutschen lieben es parenthetisch Redensarten ähnlichen Sinnes dann anzuwenden, wenn wir bescheiden das Ausgesprochene nur als unsere unvorgreifliche Ansicht kennzeichnen wollen. So hat der Altenburger sein „mee'ch" = meine ich, der Süddeutsche sein „halt" = halte ich; und auch die Aufforderung an die

*) Bekanntlich kann der attributive Genitiv im Griechischen, sowohl zwischen sein Regimen und dessen Artikel eingeschaltet als nachgestellt werden. Sollte der Unterschied ein ähnlicher sein, wie bei den analogen Stellungen des französischen Adjektivums?

zweite Person erfolgt oft genug durch ein „höre, hören Sie.“ Sollten die griechischen Partikeln μὲν μὴν nicht ursprünglich jenen mee'ch, halt entsprochen haben (√ man = denken)?

§. 81. Die Aufgabe des gegenwärtigen Kapitels ist es den Einfluss der Subjektivität auf die Wortstellungsgesetze an einigen Beispielen nachzuweisen. Das im vorigen Paragraphen Bemerkte liegt vor der Schwelle dieser Aufgabe; denn das Ich, von welchem da die Rede war, findet in der Regel keinerlei Ausdruck, und in Fällen, wo ihm ein solcher zu Theil wird, dürfte die Erscheinung mehr von stylistisch-rhetorischen als von syntaktischem Werthe sein. — Nun tritt aber bekanntlich auch im Gedankeninhalte der Rede das Ich vielfach in den Vordergrund. Zunächst als Subjekt:

a) Es ist grammatisches und psychologisches Subjekt in Sätzen wie: ich habe Kopfschmerzen.

b) es ist grammatisches Subjekt, z. B.: das weiss ich.

c) es ist psychologisches Subjekt, z. B.: mich kennt hier Niemand; —

und wenn ich sage: Mein Kopf thut mir weh, — meine Studien haben eine Unterbrechung erlitten, so sind es wieder Bestandtheile meines Ich, nämlich mein Befinden, mein Treiben, von denen ich rede.

§. 82. Dagegen ist in Sätzen wie: „Dieser Tisch ist rund, heute ist es schwül, Dein Hund bellt“ das Ich in keiner Weise Subjekt. Vielmehr liegt hier ein Ich implicite im Prädikate: der Tisch, der heutige Tag, Dein Hund machen auf mich die Eindrücke, die ich von ihnen aussage.

§. 83. Der Egoismus ist nun aber, wie im ganzen Leben, so auch in der Sprache ein wichtiger Faktor. Gerade die naivsten Redeformen — §. 23. — sind es, in denen er am schärfsten zu Tage tritt. Was besagt ein Ei! ein Au! anders als: ich empfinde Wonne, Schmerz? Wenn ich rufe: Vae me miserum! so mache ich erst meiner Empfindung Luft: vae, rede dann von mir, dem Unglücklichen: me, und wende mich erst zu guter Letzt an Dich und Dein Mitleid: miserum. Den Ausruf: O miserum patrem! ordne ich naturgemäss anders: erst mein Gefühl: o, dann dessen Charakteristik als Mitgefühl:

miserum, endlich der Unglückliche, der solches in mir erweckt: patrem! — Lautnachahmende Interjektionen wie pardautz! schwupp! platsch! bezeichnen den Eindruck, den ich empfangen habe, lassen aber das Woher, den Urheber unerklärt; vielleicht darf man sagen, sie seien psychologisch subjektiv, logisch prädikativ. — An der Sprache der Kinder habe ich Aehnliches beobachtet. Mein kleiner Neffe z. B. pflegte alle runden Dinger mit einsylbigen Wörtern zu benennen, die aus m-m und einem dazwischen stehenden Vocale bestanden, welcher um so tiefer war, je grösser die Sache. Mum nannte er ein grosses rundes Bild, Mom den Mond oder eine Taschenuhr, Mim-mim-mim-mim die Sterne (Plural durch Reduplication!). Als sein Vater im Reisepelze vor ihm stand und also viel grösser als gewöhnlich erschien, rief er: Pupu! Erhellt daraus nicht, dass das Kind nur an die Art seiner Wahrnehmung, nicht an deren Subjekt dachte?

§. 84. Nun zur zusammenhängenden Rede, zur Wortstellung im Satze. Von den mir zugänglichen Sprachen können viele das grammatische Prädikat voranstellen, nnd manche thuen dies vorzugsweise.

Von den bisher bekannten Sprachen der Australneger scheinen wenigstens einige diese Fähigkeit zu besitzen. So die von Adelaide (Teichelmann und Schürmann, Outlines of a grammar etc. pag. 23, 24): *Kudla wandeanna ngaityurna mudlinna* allein sollen-sie-liegen meine Geräthschaften. *Wothangko padlourlaintya turteanurla? Mette biri nindo parla.* Woher-sind diese-beiden Jacken? gestohlen-hast jedenfalls Du sie. Antwort: *Yungki ngai padlo; yakko ngatto metti*, gegeben-hat (sie) mir er, nicht ich habe-gestohlen. (Pag. 66): *Mikawommangga ngarraitye tikketti burkanna painingga turlanna* auf Mikawomma viele lebten vor-Alters wehrhafte Männer. Aber auch: *Meyu mudlarangki* ein-Mann ist-ertrunken, mit voranstehendem grammatischem Subjekte.

§. 85. Aehnlich im Parnkalla. (Schürmann, Vocabulary etc.): *Pollarri iringtutarra yuranga yadni*: . . . das -Weib sendet-fort der Mann so: . . . *Kadlirrinao winna* es-schlüpfte der-Fischspeer.

In anderen australischen Sprachen, z. B. Kamilaroi, Dippil, Turrubul, scheint nach den mir vorliegenden Sprachproben die Nachstellung des Prädikats die Regel zu bilden.

§. 86. Voranstellung dieses letzteren ist auch in mehreren melanesischen Sprachen gestattet. So im Lifu: *Eatre ha la hmekune, easheni ha la dhohu* erfüllt ist die Zeit, herbeigekommen ist das Reich. *Nani la itre hni angatre koini* fern (sind) ihre Herzen von mir — im Sesake: *e ndi gasua na kulukulu* nicht hart ist das Kleid. *E ndi surata na ta* nicht umher geht der Mensch — im Mahaga: *Kokopili na dhepa, ke kutu na fata* es bebt die Erde, es fallen die Sachen. *Liligi na hinage, luvu na tinoni* es rollt das Schiff, es gehen unter die Menschen. *Kaukaru na pava* rauh (ist) das Bret. — Im Maré: *chi jakore ko re nodei kokonie ni Joane ne si Juda ono re ruabane* es stritten die Jünger Johannis und die Juden wegen der Reinigung. *Nei Mose na kanonelu ono re ture* von Moses wurde gegeben das Gesetz. *A tubunide nei retoke ko re wi ana ilone bane waina* versucht wurde von dem Meister das Wasser (welches) gemacht (war) zu Wein — in der Sprache von Bauro: *dio mai ni kauraha* herab kam Gott. *Lago lago ni hura, dio mai Jesus Christus* sehr viele (waren) die Monate (= nach vielen Jahren) kam herab Jesus Christus. *Abbai mai ni hiona* nicht stirbt der Geist. — Im Guadalcanar: *Ari no warita hiona mora Jesu Christ* vormals nur ein Geist (war) Jesus Christus. *Mania me makata ni oga me eru* nicht (sind) erleuchtet unsere Herzen.

§. 87. In zwei anderen der von meinem Vater erforschten melanesischen Sprachen bildet die Stellung des grammatischen Prädikates vor dem Subjekte geradezu die Regel. Letzteres steht im Fidschi hinter dem etwaigen Objekte: *sa vakaisulumi ko Joni e na vuti ni kamili* es kleidete sich Johannes mit Kameelhaaren. *Sa lako voli ko Jisu e na bati ni waitui ko Kalili* es ging umher Jesus am Rande des galiläischen Meeres. *Ni sa moce na tamata, sa lako mai na nona meca* wenn schläft der Mensch, kommt her sein Feind. *Ena vakakarusa na tikina oqo ko Jisu na ka Nasara* es wird zer-

stören diese Stätte Jesus von Nazareth. — Nur die persönlichen Fürwörter I. und II. Person treten als Subjekte voran.

Im Annatom (Aneiteum) steht das Subjekt, wenige Ausnahmefälle abgerechnet, am Ende des Satzes. *Ehmun atapanes neucse neom* verschlossen ist die Thür des Hauses. *Na eti imtitaig atimi aiek* nicht fürchtest die Menschen Du. *Na mun eti ajumnyi nyak aiek* nicht hast geküsst mich Du. *Et unyamia nelcou o Atua* euer ist das Reich Gottes. — Hinter das Subjekt, dem aber auch dann das Prädikat vorangeht, tritt das direkte Objekt, wenn dasselbe durch einen folgenden Relativ- oder Infinitivsatz näher bestimmt wird, sowie in der Regel das mit einer Präposition verbundene entferntere Objekt; ein satzeröffnendes Subjekt endlich kennzeichnet den Satz als Relativsatz.

§. 88. Nun steht in den melanesischen Sprachen, wie in den malaiischen und polynesischen, jeder Satztheil durch welchen ein anderer näher bestimmt wird, hinter diesem. Was folgt daraus? Doch wohl, dass das grammatische Prädikat als satzeröffnendes Glied in allen folgenden Gliedern seine nähere Bestimmung findet, dass also auch das grammatische Subjekt hier nur als Attribut des Prädikates zu verstehen sei.

Man wäre versucht bei der Wortstellung des Fidschi und Annatom an die der tatarischen Sprachen zu denken. Letztere ist gerade die umgekehrte: das Subjekt beginnt, das Verbum beschliesst den Satz, die nähere Bestimmung steht voran, was dort Präpositionen, verrichten hier Postpositionen, und mit solchen versehene Orts- und Zeitangaben dürfen hier den Satz ebensogut eröffnen, wie dort ihn beendigen. Liebhabern sprachlicher Curiositäten könnte ich folgendes Recept empfehlen: man nehme einen Annatom-Satz, schreibe denselben in lateinischer Schrift auf eine Zeile, übersetze ihn in's Mandschu, Mongolische oder Türkische und schreibe ihn dann in hebräischer oder arabischer Schrift, jedenfalls von rechts nach links unter den Annatom-Text. Ich habe das Experiment noch nicht gemacht, sollte aber meinen, das Ergebniss werde sein, dass die entsprechenden Satztheile beider Texte wie in einer Interlinear-Version übereinander zu stehen kommen. Man ziehe den Schluss

nicht voreilig. Der Satz der tatarischen Sprachen findet auch der äusseren Form nach in seinem Verbum einen scharf markirten Abschluss. Dieser Redetheil ist, Dank seiner reichen Conjugation, auch äusserlich so gekennzeichnet wie kein anderer. Im Annatom dagegen ist der Verbalstamm unwandelbar, ein eigentliches Verbum überhaupt nicht vorhanden, und mit dem Begriffe eines solchen steht und fällt der des Satzes in unserem Sinne des Wortes. Freilich besitzt dafür die Sprache Partikeln, welche vor dem Verbalstamme stehen um Person, Zahl, Tempus und Modus auszudrücken, und welche so eine Art Congruenz mit dem nachfolgenden Subjekte bilden.

§. 89. Im Altägyptischen ist satzeröffnendes Prädikat häufig: *seχru amu ḥât pou* Rathschläge vorzügliche (sind) diese. *Ar ta-âau ua-n-reru bân* es-macht das Alter einen Menschen elend, *âb maui en râ hir-sen* es-beleuchtet der Strahl der Sonne ihr Antlitz, (Brugsch, Grammatik). Demotisch: *dscha dscholh hi* es-sagt der-Wächter des-Hauses. *Seχi Har* es-hat-geschrieben Horus (Steinthal, Charakteristik).

§. 90. In den semitischen Sprachen tritt bekanntlich fast stets das grammatische Prädikat vor sein Subjekt. Arabisch: *qâla 'l-mum'inûna* es-sagten die Gläubigen, *ʿumaru, mâta 'abu-hu* Omar, gestorben-ist sein Vater. *ǵâ'a-ni raǵulun ḥʿasanun 'il waǵhu* es-kam zu-mir ein-Mann schön von Angesicht (ibidem).

Von der Fähigkeit vieler indogermanischen Sprachen, das grammatische Prädikat zum psychologischen Subjekte zu machen, ist bereits anderer Orten die Rede gewesen, und in meinem vorigen Aufsatze — §. 9, b — habe ich der Bedingungen gedacht, unter denen in der Alifuru-Sprache von Amurang (Toumpakewa-Dialekt) das Prädikatsverbum vor das Subjekt treten kann.

§. 91. Es fragt sich:

1) was bedeutet diese Satzgestaltung in den Sprachen, in welchen sie gestattet ist? und

2) was ergiebt sich aus ihr für die Beurtheilung derjenigen Sprachen, in welchen sie nothwendig ist?

Zu 1) dürfen wir nunmehr wohl antworten: In mittheilender — nicht fragender, befehlender, antwortender oder polemischer — Rede ist ein für alle Male das satzeröffnende Prädikat als psychologisches Subjekt aufzufassen. Teichelmann und Schürmann wollen freilich die Betonungstheorie bei unseren Antipoden einbürgern, das Material aber, das sie uns bieten, reicht zum Beweise ihrer Behauptung ebensowenig aus, wie zu deren Widerlegung, — und es ist leider das einzige, das mir zu Gebote steht. Haben sie Recht, dann wäre jene Form in den von ihnen behandelten Sprachen eine der antwortenden oder polemischen Rede eigenthümliche, und dann müsste ich den geneigten Leser bitten, §§. 12 und 13 der gegenwärtigen Arbeit sich nochmals anzusehen.

Zu 2) Die Wahrnehmung selbst wird zum Gegenstande der Rede gemacht, von ihr wird ausgesagt, woher sie rühre, was ihr Subjekt sei. Das die Bedeutung des vorangestellten Prädikates. „Diese Stellung," sagt Steinthal (Charakteristik, S. 264) „ist zwar nach einer wunderlichen Einbildung Vieler nicht logisch, ... aber sie ist durchaus die natürliche, und wenn im Chinesischen und Französischen das Subjekt regelmässig voransteht, so ist dies eine starre Convention und weder Natur noch Logik." Dass diese Stellung unnatürlich oder unlogisch wäre, hat der Gelehrte damit gewiss nicht behaupten wollen, ruft er doch selbst aus: „als ob sich die Logik um Wortstellung kümmerte." Naiv, folglich natürlich, ist es aber gewiss, immer von der Wahrnehmung, von dem empfangenen Eindrucke, also von dem lieben Ich auszugehen, und erst dann des Nicht-ich's zu gedenken, dem man diesen Eindruck verdankt.

Und darin gefallen sich Völker von sehr geringer und solche von sehr hoher geistiger Begabung; folglich hat diese Erscheinung mit den Verstandesanlagen einer Nation nichts zu schaffen. Eher, denke ich, mit der Lebhaftigkeit des Empfindens. Geschieht doch bei uns Aehnliches, wenn wir ausrufen: „Wie herrlich duften die Rosen! Wie widrig ist das Geschrei!" Wir kühleren Naturen müssen nur etwas scharf gepackt werden,

um uns ähnlich zu behaben, wie die Menschen des Südens in ihrem Normalzustande!

X. Sprachen mit satzschliessendem Verbum.

A. Lateinisch.

§. 92. Das Lateinische, bekanntlich eine Sprache von ausserordentlicher Beweglichkeit und Freiheit in der Anordnung ihrer Satztheile, pflegt das Verbum finitum an's Ende des Satzes zu stellen. Diese Stellung war in der classischen Periode weitaus die gewöhnlichste, auf einer noch älteren Stufe der Sprachentwickelung scheint sie geradezu die regelmässige, fast ausschliessliche gewesen zu sein. Das bezeugen die auf uns gekommenen Sprüchwörter und die älteren noch erhaltenen Grundsätze und Formeln des Rechts. Als solche Formeln führt Gajus (Instit. IV, §. 40—43) unter anderen folgende an: *Quod Aulus Agerius Numerio Negidio hominem vendidit; — Quod A. A. apud N. N. hominem deposuit; — si paret, N. N^{ium} A. A^{io} sestertium X milia dare oportere; — Quantum adjudicari oportet, judex Titio adjudicato; — judex N. N^{ium} A. A^{io} sestertium X milia condemna: si non paret, absolve.* Ebenso (daselbst IV, §. 93: *Si homo, quo de agitur, ex jure Quiritium meus est, sestertios XXV nummos dare spondes?* So in den Interdikten: *Uti nunc possidetis, quo minus ita possideatis, vim fieri veto* u. s. w. —

Man sieht, es sind dies Beispiele, wie wir sie nach §. 13 dieses Aufsatzes gar nicht besser wünschen können. Dass die kurzen Phrasen in den Dialogen der alten Komiker Terenz und Plautus in ihrer Wortordnung genau dem Gebrauche des gewöhnlichen Lebens entsprechen, wer wollte das behaupten? Verlangt nicht auch das freieste Metrum seine Opfer?

§. 93. Allein eine Regel wie die uns hier beschäftigende legt dem Redenden einen Zwang auf, der ihm recht lästig werden kann. Das verhängnissvolle Verbum ist seinen Lippen entschlüpft, das Schloss hat zugeschnappt, und nun ist der Satz zu Ende! Wie aber wenn der Gedanke noch nicht zu Ende

ist? soll ich mich da wiederholen, verbessern, zurückkehren bis hinter das Verbum, flugs eingiessen in das Gefäss, was ich noch auf dem Herzen habe, und dann abermals die Klappe schliessen? Das wäre sehr übel für das alltägliche Gespräch; für die öffentliche Rede, die Vorträge im Senat, auf dem Forum, in den Comitien, wäre es geradezu unerträglich.*) Da bot das Congruenzgesetz ein treffliches Auskunftsmittel. Dank ihm ist die Wortstellung meist für das Verständniss der grammatischen Beziehungen unerheblich: dem Hörer geschah also kein Unrecht, wenn der Sprecher seinen Satz durch Anhängsel vergrösserte, und dem Redenden, der sein Schnürleib zersprengt hatte, musste freier zu Muthe sein. Dass solchergestalt, was erst Unart war, später erlaubt und endlich — in den neuromanischen Sprachen gemeinüblich werden konnte, ist wohl leicht zu begreifen.

§. 94. Das aber könnte Wunder nehmen, wie eine Sprache, die so reich an Formen und in ihrer Wortstellung sonst so beweglich ist, sich je in den Zwang einer anscheinend so unbequemen Regel fügen konnte. Wie sollen wir das erklären?

Vor Allem darf wohl auf den eigenthümlich pedantischen Sinn des alten Römers hingewiesen werden. Wir Juristen wissen ein Lied davon zu singen, wie der Römer es liebte, die einfachsten Geschäfte des menschlichen Verkehrs in knappe, feste Formen zu zwängen, in Formen, deren Beobachtung verlangt wurde „sub poena nullitatis.“ Und wer in dergleichen eine Genüge findet, der mag sich auch eine Beschränkung seiner Willkür im Gebrauche der Sprache gefallen lassen.

Allein das würde nur Etwas, nicht Alles erklären. Den Grund, warum das Verbum gerade an diese Stelle zu stehen kommt, suche ich in dem Gesetze von der Stellung der beiläufigen Prädikate. Wo diese mit dem von ihnen näher zu bestimmenden Worte zusammen einen Begriff bilden sollen, da treten sie vor dieses Wort. Welches sind nun die beiläu-

---

*) Unsere Volksvertreter bestätigen dies durch die That. In den Parlamentsverhandlungen liest man schon jetzt auffallend viele aufgelöste Sätze; und die Gewohnheiten der öffentlichen Redner müssen über kurz oder lang auch die Schriftsteller beeinflussen. Dann ade, Schachtelsystem!

figen Prädikate des Verbums? Zunächst die Adverbien, an welche sich die Locative, Instrumentale, Ablative, anreihen; dann aber nach lateinischer Anschauung auch die direkten und indirekten Objekte, die vor jener ersten Kategorie keinerlei grammatischer Bevorzugung geniessen. Für den Leser, der den Kapiteln VII. und VII. mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird es weiterer Andeutungen nicht bedürfen.

§. 95. So stünde denn dem Deutschen Gesetze vom zweiten Platze eine lateinische Regel vom letzten Platze gegenüber. Beide beschränken die Freiheit der Wortstellung, aber wohl mit verschiedener Wirkung: das Verbum finitum ist im Deutschen ein Eintheilungsmal im Satze, im Lateinischen ein Gränzmal des Satzes. — Und ferner gilt in beiden Sprachen derselbe Grundsatz von den in- oder präfigirten Prädikaten Allein in Ansehung dieser ist der Vorzug grösserer Freiheit auf Seiten des Lateinischen. Den Satz: „Wir haben einen strengen und ernsten Senatsbeschluss gegen Dich“ können wir schulgerecht und wohlgerundet übersetzen: vehemens et grave in te senatus consultum habemus. Cicero aber kehrt in seiner ersten Catilinarischen Rede die Reihenfolge um: Habemus senatus consultum in te, Catilina, vehemens et grave. Warum wohl? Er spricht (drohend) von seiner und der Seinen Macht — habemus; — diese Macht beruht auf, besteht in einem Senatsbeschluss, dieser ist gerichtet wider Catilina — in te, — und er ist streng .und ernst. So giebt Ciecero seinem Gegner den bittern Trank Tropfen für Tropfen ein, oder, um ein ander Bild zu gebrauchen, er stösst ihm das Messer nicht mit einem Male in's Fleisch, sondern bearbeitet ihn mit der überlegenen und überlegten Ruhe eines Chirurgen: Da sind meine Instrumente, die werde ich an Dir anwenden, — es wird Dir aber weh thun!

B. Türkisch.

§. 96. Schon im §. 88 habe ich erwähnt, welche allgemeinen Grundsätze von der Wortstellung der tatarischen Sprachen gelten. Der Satz erreicht hier im Verbum seinen Abschluss; aber gerade das Verbum ist auch wieder das wich-

tigste Mittel der Satzverknüpfung, Participialformen ersetzen, in den meisten Fällen unsere satzverbindenden Conjunctionen.

§. 97. Die Wortfolge des umkleideten türkischen Satzes ist nach Wahrmund (Praktische Grammatik S. 420) in der Regel diese: Zeitbestimmung, Ortsbestimmung, attributives Adjektiv u. dgl., Subjekt, Adverb der Art und Weise, Objekt (das direkte vor dem indirekten), Zeitwort. In der Regel, sagt er, nicht immer. Wäre sie immer die nämliche, so würde es sich für unsern Zweck kaum der Mühe verlohnen, sie näher zu betrachten. Nun giebt aber der Verfasser im zweiten und dritten Bande seines Werkes eine kleine Sammlung türkischer Sprüchwörter, die des Interessanten so Manches bieten.

§. 98. Nicht immer steht das Objekt zwischen Subjekt und Verbum:

Kjör quschun juwasyny' tenri japár. —
Blind des Vogels sein Nest Gott macht. —
Dem blinden Vogel baut Gott sein Nest.
Werén elí kimsé kesmész. —
Gebend die Hand Jemand schneidet nicht. —
Niemand schneidet die gebende Hand. — — Ebenso der Dativ:
Jalandschyjá quwwé-i hâfiçé schárth-dyr. —
Dem Lügner Kraft behaltende Bedingung ist. —
Ein Lügner muss ein gut Gedächtniss haben.

Man erkennt den Grund: in allen diesen Sätzen ist das (direkte oder indirekte) grammatische Objekt psychologisches Subjekt; fragen wir: wovon ist in diesen Sprüchwörtern die Rede? so lautet die Antwort: Vom blinden Vogel, d. i. vom hülflosen, von der gebenden Hand, d. i. von der Wohlthätigkeit, und von dem Lügner. — Das Sprüchwort:

Ummúlmaján tasch jarár basch —
Nicht gehofft werdender Stein verletzt ein Haupt —

— hat gar das Objekt hinter dem Verbum. Dies wird indessen eine poetische Lizenz sein, da das zweite und das vierte Wort, *tasch* und *basch*, sich reimen.

§. 99. Nicht immer steht die Ortsangabe vor dem Subjekte:

Janly'sch h'isâb baghdâddán dönér
Irrthümlich eine Rechnung von Bagdad kehrt zurück —
— eine falsche Rechnung kehrt von Bagdad zurück.

Tatlý dil jerdén jylaný tschykarýr. —
Süsse Zunge aus der Erde die Schlange bringt heraus. Aber:
Kjörlerín arasyndá sen dahy gjöszün qapá.
Der Blinden in ihrer Mitte Du auch Dein Auge schliesse.
Bir ewdé chorós tschoq olúndscha ßabâh̔ getsch olúr.
In einem Hause Hähne viele wenn sind Morgen spät wird.

§. 100. Dass auch die Zeitangabe zwischen Subjekt und Prädikat treten kann, beweist der Satz:

Dôst fená waqytdá bilinir —
Der Freund schlecht in der Zeit wird erkannt —
den Freund erkennt man in Zeiten der Noth. — Aber:
Bundán besch jilé-dek jâ dewé ölür jâ
Von hier fünf Jahre-bis entweder das Kamel stirbt oder
dewedschí
der Kameltreiber.

Im ersteren Satze soll offenbar nicht von bösen Zeiten, sondern von wahren und falschen Freunden die Rede sein. Gesetzt, der Sinn hätte sein sollen: Zeiten der Noth haben wenigstens das Gute, dass man in ihnen seine wahren Freunde kennen lernt: so würde man gewiss *fená waqytdá* an die Spitze des Satzes gestellt haben.

§. 101. Ebenso treten die Angaben der Ursache, des Mittels, der Art und Weise bald vor bald hinter das Subjekt, je nachdem sie psychologisches Subjekt oder nur nähere Bestimmung des grammatischen Prädikates sein solleu.

Bir tschitschék ilé jasz olmász —
Einer Blume mit Sommer wird nicht —
durch eine Blume wird noch nicht Sommer.
Bosch toprá ilé ât tutulmasz.
Leerem Futtersack mit Pferd wird nicht gefangen.
Laqyrdý ilé pyláw olmász —
Sprechen mit Pilav wird nicht —
= aus Worten macht man keinen Pilav.
ßabr-ilé qorúk. h̔alwá tut japraghý atlâs olúr.
Mit Geduld, saure Traube Confekt Maulbeerblatt Atlas wird.
Haiwân jularyndán, insân iqrâryndán tutulúr.
Das Thier bei seinem Halfter, der Mensch bei seinem Worte wird gefasst.

§. 102. Wir hatten vorhin — §. 99, 101 — Beispiele wo der Ablativ, gekennzeichnet durch die Endungen *dan*, *den*, in localer und instrumentaler Bedeutung zwischen dem Subjekte und dem Verbum steht.

Merkwürdig ist seine Stellung am Ende des Satzes in folgendem Sprüchworte:

Naßibin war-isé, gelír jemendén: naßibin
Dein Schicksal wenn ist, es kommt aus Jemen; Dein Schiksal
joghysá, düschér dihendén. —
wenn nicht ist, es fällt vom Munde. —

Hier mag wieder dem Reime zu Gefallen der Sprache Zwang angethan sein. Nun hat aber der Ablativ im Türkischen noch eine besondere Bedeutung, nämlich die, dass er dem folgenden Prädikats-Adjektivum comperativen Werth verleiht. Und so angewendet, steht er bald vor, bald hinter dem Subjekte.

Jatán arslandán geszén tilki jék-dir
Liegendem vor Löwen spazirender Fuchs ist besser —
ein spazirender Fuchs ist besser als ein liegender Löwe. — Aber:
Bir bu-gün iki jarsyndan jék-dir. —
Ein Heute als-zwei Morgen besser ist. —
Besser ein Heute als zwei Morgen.
Müft sirké buldán tatly'.
Geschenkter Essig vor-Honig süss.

Schliesslich noch ein paar Beispiele, wo der Ablativ in der Bedeutung von, aus den Satz eröffnet:

Ary'q ta'uqdán semísz tirít olmász. —
Magerer von-Henne fette Brühe wird nicht.
Aus einer mageren Henne wird keine fette Brühe.
Mermerdén tüy bitmész.
Von Marmor Flaum wächst nicht.

Man vergleiche hiermit die Ablativ-Beispiele der §§. 99 und 101, und frage sich dann, ob nicht auch hier das Gesetz von der Stellung des psychologischen Subjektes zutreffe. Oder gäbe es eine andere Erklärungsweise? Ist etwa die materielle Bedeutung des Ablativs je nach seiner Stellung im Satze eine verschiedene? Das wird eben durch unsere Beispiele widerlegt. Oder soll wieder die Betonung herhalten? Dann weise man mir nach, welche Stelle die regelmässig betonte ist!

C. Mandschu und Japanisch.

§. 103. Die canonischen und classischen Bücher der Chinesen sind sowohl in das Mandschu, als auch in das Japanische übersetzt worden. Dass beide Uebersetzungen von einander un-

abhängig seien, ist so gut wie gewiss; denn der Mandschu sowohl als der Japaner treibt sehr fleissig Chinesisch, aber der Japaner treibt soviel mir bekannt, nicht Mandschu, und der Mandschu ganz sicherlich nicht Japanisch. Und doch ist die Uebereinstimmung beider Texte eine auffallende, beide decken einander so ziemlich Wort für Wort: so sehr gleichen die Wortfolgegesetze der einen Sprache denen der andern!

Ich wähle aus den Uebersetzungen die von Meng-tse, Buch I, I. Cap. 2 und 3 und gebe in der ersten Linie den mandschuischen, in der dritten Linie den japanischen Text, je mit ihren Interlinearversionen, endlich, in der fünften Linie eine deutsche Uebersetzung des chinesischen Originales.

a) *Mengze Liyang gurun-i Hôi-wang de acanaci*;
Meng-tse Liang Reich n. gen. Hoei-Wang n. dat. besuchend;
Mousi Riyau no Kei-wau wo miru;
Meng-tse Liang n. gen. Hoei-Wang n. acc. besuchte;
Meng-tse besuchte Hoei-wang, (Fürsten) von Liang;

b) *wang omo-i jaka-de ilihabi, bigan-i niongniyaha*
der Fürst See n. g. Seite loc. stand, wilde Gänse
wau ike no fotori-ni tatite, Kou-gan
der Fürst See n. g. Seite loc. stehend, wilde Gänse
Der Fürst stand am See, betrachtete die

c) *suwa buhô be tuwame hendume: mergen-urse*
kleine-Hirsche Edelhirsche acc. anschauend sprechend: die-Weisen
bi-roku wo kaferimite ifaku: ken-ziya
Hirsche acc. anschauend gesagt: (der) Weise
den Gänse und die Hirsche und sprach: hat der

d) *inu ede sebjelembi-o? Mengze jabume:*
auch daran sich erfreut interr.? Meng-tse antwortend:
mo-mata kore-wo tanosimu ka? Mousi kotafete ifaku:
auch dies acc. sich-erfreut interr.? Meng-tse antwortend gesagt:
Weise auch Freude daran? Mengt-se antwortete u. sprach:

e) *mergen-urse ohode, teni ede sebjelembi; mergen-akô-urse,*
Weise seiend, dann daran erfreut sich; unweise
ken-ziya ni site, notini kore-wo tanosimu; fu-ken-ziya fa,
Weise loc. seiend, dann dies acc. erfreut sich; unweise
Wenn man weise ist, dann erfreut man sich daran; wenn man unweise ist,

f) *ere bihe seme, sebjelerakô kai.*
dies gewesen sagend, nicht erfreut affirm.
kore ari to ifedemo, tanosimazaru nari.
dies seiend dat. obschon - man sagt, nicht erfreut ist.
obschon dies vorhanden ist, erfreut man sich nicht daran.

g) *irgebun-i nomun de henduhengge: ferguwecuke karan be*
Lieder gen. Buch loc. gesagt: Wunderbaren Thurm acc.
si ni ifaku: rei-tai wo
Schi-king loc. gesagt: Wunderbaren-Thurm acc.
Der Schi-king sagt: Er entwarf und erbaute

h) *siseteme deribufi, tereci sisetembi, tereci bodombi,*
zu entwerfend begonnen habend, dann entwarf, dann errichtete,
kei-si-su, kore wo fakari, kore-wo itonamu,
entwarf-und-erbaute, ihn acc. entwarf, ihn acc. errichtete,
den wunderbaren Thurm, er entwarf und baute ihn.

i) *irgen weilenjifi; inenggi baibuhakô,*
Volk zu-bauen-kam; Tag nicht - war - nöthig,
siyo-min kore-wo semu; fi narazu-site, kore
Volk ihn acc. baute; Tag nicht seiend, ihn
Das Volk erbaute ihn; in weniger als einem Tage

k) *sanggaha, siseteme deriburede: „ebschere*
beendigten, zu-entwerfen beim Beginnen: „zu eilen
wo nasu, kei-si: „sumiyaka
acc. beendigten, zu-entwerfen beginnend: „eilig
endigten sie ihn. Als er der Entwurf begann, (sagte er): „Es eilt nicht“

l) *ba akô“; irgen juse -i adali jihe. han*
Ort ist nicht“; das Volk Kinder gen. ähnlich kam. d. König.
tokoro nakare“; siyo-min ko no gotoku kitaru. wau
Ort ist nicht“; das Volk Kind gen. ähnlich kam· d. König.
das Volk kam wie Kinder. Der

m) *ferguwecuke kôwaran de geneci;* u. s. w.
wunderbar Park loc. wenn ging;
rei-yau ni imasu; u. s. w. Weiter aus Cap. 3:
wunderbar-Park loc. stand;
König war im Geistes-Park; u. s. w.

n) *Hendume: wang, aika ere-be saci, irgen*
Sprechend: König, wenn dies n. acc. wenn weisst, Volk
Ifaku: wau, mosi kore-wo siraba, sunafati tami
Gesprochen: König, wenn dies n. acc. wenn weisst, dann Volk
Er sprach: König, da du dies weisst, dann hoffe nicht, dass

o) *be adaki gurum ci labdu ojoro be erere ba akô.*
acc. Nachbar - länder abl. viel zu sein acc: hoffen Ort ist nicht.
no rin-goku yori wofoki wo nozomu koto nakare.
gen: Nachbarländer abl: viel acc. hoffen Sache ist - nicht.
Dein Volk zahlreicher werde als das der Nachbarstaaten.

§. 104. Dieses kurze Spezimen wird für unsern Zweck genügen. Eine grammatische Analyse zu geben, würde jenseits unserer Aufgabe liegen, und eine streng richtige Uebersetzung der Verbalformen war selbstverständlich nicht möglich. Auf zweierlei muss ich aber noch aufmerksam machen, um nicht des Humbug verdächtig zu werden.

Erstens laufen die beiden Texte keineswegs überall einander so parallel, wie in unserm Beispiele. Der Grund der Abweichungen liegt freilich oft darin, dass der Japaner sich begnügte die chinesischen Wörter zu transscribiren, während der Mandschu übersetzte; — in unserm Texte sind solche Fremdwörter sperrt gedruckt. Gelegentlich gehen wohl auch die beiden Uebersetzer in ihrer Auffassung des Urtextes auseinander, und häufig lässt der Eine den Satz da mit einem Punktum schliessen, wo der Andere vermittels einer Participialconstruktion einen blossen Vordersatz bildet.

Zweitens habe ich mir erlaubt zweimal am Mandschutexte zu ändern, indem ich *ba akô*, es ist nicht der Ort, statt anderer Prohibitivconstruktionen setzte, um so die Uebereinstimmung mit den gleichbedeutenden japanischen *koto nakare*, *tokoro nakare* herzustellen. Diese Freiheit glaubte ich mir gestatten zu dürfen, weil der Geist der Mandschu-Sprache sie gestattet.

XI. Die Partikeln fa (va) im Japanischen und ja im Toumpakewa-Alifurischen.

§. 105. Wie kommt dieses Capitel in diesen Aufsatz? Wir haben in früheren Abschnitten versucht ein Stellungsgesetz in verschiedenen Sprachen nachzuweisen und für die Grammatik zu vindiciren. Ergäbe es sich nun, dass in einzelnen Sprachen das psychologische Subjekt und Prädikat auch einen lautlichen Ausdruck erhalten hätten, dass Hülfswörter oder Wortformen existirten, welche jene Eintheilung des Satzes kennzeichnen: gewiss, dann wäre für unsern Zweck viel gewonnen.

Das Genitivverhältniss wird im Chinesischen durch die Wortstellung, im Französischen durch ein Hülfswort, im Sanskrit durch Wortformen ausgedrückt: seinen Ausdruck findet es also in allen diesen Sprachen, aber in jeder einen verschiedenartigen. Für die psychologischen Faktoren, die uns hier beschäftigen, scheint das Stellungsgesetz ein für allemal gegeben; allein anderweite Wortfolgegesetze können mit ihm collidiren, und wir haben auch solcher mehrere kennen gelernt. Die Stellung des grammatischen Subjekts, des Objekts, des Prädikates ist in vielen Sprachen eine fest bestimmte, so in den tatarischen, denen sich hierin das Japanische anreiht, und in den malaiisch-polynesischen. Eine veränderte Wortfolge würde hier eine Veränderung des Satzes seinem materiellen Inhalte nach bedeuten. Wo dies der Fall, da kann nicht ohne Weiteres ein Satzglied als psychologisches Subjekt den Satz eröffnen, das seiner grammatischen Funktion nach in die Mitte oder an's Ende des Satzes gehört. Und wenn es nun doch psychologisches Subjekt werden soll, wie dann? Dann müssen eben ausser der Wortstellung noch andere Hülfsmittel angewendet werden.

A. *Die Partikel fa (va) im Japanischen.*

§. 106. Das Wesentlichste der japanischen Wortfolgegesetze hat der Leser im vorigen Kapitel kennen gelernt, und zum besseren Verständnisse des folgenden mag nur noch bemerkt werden, dass wir es hier mit einer Suffixsprache zu thun haben, also mit einer Sprache, in welcher die zur Bezeichnung der grammatischen Funktionen dienenden Formen und Hülfswörter stets nach, nie vorangestellt werden.

Und somit zur Sache. Hören wir zunächst Herrn Professor Hoffmann, den eigentlichen Be- und Ergründer der japanischen Grammatik. Er sagt:

§. 107. (Japanese Grammar p. 60). „Isolirung des Substantivums; das Suffix *va*, *wa*, *ba*. Jedem, der zum ersten Male eine japanesische Rede anhört, fällt die fortwährende Wiederkehr des Wörtchens *wa* auf, das, in einem scharfen

und hohen Tone ausgesprochen, den gleichmässigen Fluss der Worte unterbricht, in welchem sodann der Redner in seinem gewöhnlichen Sprechtone fortfährt. Auf einen der Sprache unkundigen Zuhörer macht dies kleine Wort mit seinem Haltepunkte (resting point) den Eindruck, der Redner wolle das was er soeben gesagt benachdrucken (emphasize) und es vom Folgenden trennen. Und dieser Eindruck ist richtig.

Wa, in der Buchsprache *fa*, *va*, ist ein emphatisches Suffix oder richtiger eine Interjektion, bestimmt ein Wort oder einen Satz (saying) zu isoliren und zu trennen von Dem was unmittelbar darauf folgt. Wir thun dasselbe, wenn wir die Stimme bei einem Worte erheben und nach einer Pause in unserm gewöhnlichen Tone zu reden fortfahren.

Va oder *wa* dient daher in erster Reihe dazu das Subjekt vom Prädikate zu trennen, z. B. *Táma vá yáma yóri idsu* (die) Edelsteine || Berg aus kommen = Edelsteine kommen aus Bergen; — und es darf nicht überraschen, wenn es mit Rücksicht hierauf als Kennzeichen (characteristic) des Subjekts und folglich als Zeichen des Nominativs aufgefasst wird, was es streng genommen nicht ist. In der That wird es mit dem Subjekte verbunden, aber nicht ausschliesslich, und es dient dazu, alle übrigen Beziehungen, jeden abhängigen Casus zu isoliren. Für die absondernde Bedeutung von *va* haben wird Gleichwerthiges in Ausdrücken wie: was . . . betrifft, engl.: as to, with regard to, franz: quant à, lat.: quoad, quod attinet, ad, holländ.: wat . . aangaat.

Wo *va* das Subjekt absondert, entspricht es dem Chinesischen 者 tschè, welches die Bedeutung eines „gewissen Etwas hat und ein Relativpronomen vertritt. — Wohllauts halber wird gelegentlich auch *va* in *ba* verwandelt.

Nicht immer werden Subjekt und Prädikat durch *va* getrennt, aber wie nothwendig diese Trennung zuweilen ist, erhellt aus dem obigen Beispiele, welches mit Hinweglassung von *va* auch bedeuten kann: Edelstein-Berg von kommen, d. i. von einem Juwelenberge hervorgebracht werden.

Beispiele: *Usi va ta wo takavesu tsiku nari* der Ochs || ist ein das Feld pflügendes Hausthier, oder: was den Ochsen

betrifft, so ist er u. s. w. *Oso va sui-tsiu ni sumu* die Otter || im Wasser lebt. S. 63: *Kono kami vá N. N. ra gá oya nari* dieser Gott || N. N. plur. gen. Stammvater ist = ist der Stammvater der (Familie) N. N."

§. 108. (Ibid. S. 62:) „Accusativ. Wenn das direkte Objekt eines transitiven Verbums unbestimmt ist, so tritt es in der Stammform vor das Verbum, und der logische Nachdruck fällt auf das Verbum; z. B. *kusá kari* = Gras mähen. Wenn das Objekt bestimmt ist (accusativus definitus), wird es durch wo gekennzeichnet, welches gleichzeitig benachdruckt (accentuated) ist: *kusá wó kari* = das Gras mähen. — Wenn das Objekt mit Emphase vorgebracht (brougt out) werden soll als das Subjekt der Unterhaltung, dann wird der Accusativ überdies durch die Partikel *va* isolirt, man erhält so die Form *wo va*, welche Wohllauts halber in *w o b á* übergeht und oft *o b a* ausgesprochen wird.

Beispiel: .... *Kami ni nikúmu tokóro o b a mótte simo wo tsukáu koto nakáre*, wörtlich: Fürst loc. tadeln Ort (= Sache) acc.: || nehmend (= mit) Untergebene acc. beauftragen Sache ist-nicht; — das heisst: man soll nicht (*koto nakare*) seine Untergebenen (*simo wo*) mit Dingen, welche (*tokoro*) man an seinem Fürsten (*kamini*) tadelt (*nikumu*), beauftragen (*tsukafu*) = Was man an seinen Vorgesetzten tadelt, das soll man nicht durch seine Untergebenen ausführen lassen."

§. 109. *Ni va.* (Ibid. p. 69). *Ni va*, das durch *ni* angedeutete Verhältniss (Dativ Locativ u. s. w.) durch *va* abgesondert. — *Nan-bu, Tsukáru-ben no tsi-mei ni va fan-mei ohosi* unter (*ni va*) den Ortsnamen (*tsi-mei*) von (*no*) *Nanbu* und *Tsukaru-ben* || sind viele (*ohosi*) fremdartige Namen (*fan-mei*)."

Dahin gehören satzeröffnende adverbiale Redensarten (S. 177 fg.): *Dai-itsi ni va* erstens, *dai-ni ni va* zweitens. *Itsu ni vá makoto, máta itsu ni va itsuvári* auf der einen Seite || Wahrheit, auf der andern Seite || Falschheit. —

§. 110. Andere satzeröffnende Adverbien: (Ibid.) *Nákabá va* . . ., *nákabá va* theils . . ., theils . . . *Suku náki toki va* selten; *ooki toki va* oft; *negavakuna* hoffentlich, ich

wünsche zu . . . z. B. Mengtse I, I, 4: *Kuva-zin negavakuva yasun-zife wosife wo uken* (ich), der geringe Mensch (*kuva-zin*) wünsche || ruhig (*yasun-zite*) Unterweisung zu empfangen. — *Utágavurákuvá* wahrscheinlich; *toki ni yotte va* „von der Zeit (Gelegenheit) abhängend ||" = möglicherweise; *kore ni tsuite va* was das betrifft.

§. 111. Beispiele von *va* nach Postpositionen (S. 188 fg.): *Hiyáku me utsi-de wa uré-masénu*, „hundert Me innerhalb || verkaufe nicht," d. i. ich verkaufe es nicht unter zehn Tael. *Sina-mono wo uke-toranu utsiwa, dai-kin wa ageraremasénu*, die Güter nicht-erhalten innerhalb (= so lange ich nicht die Güter erhalten habe) || Zahlung || wird-nicht geleistet.*)

§. 112. *-te* ist die Endung des Gerundiums. Hoffmann sagt nun (S. 205): „durch *va* isolirt wird das Gerundium zu einer zeitbestimmenden adverbialen Redensart. Beispiele: *Hito no kimi to narite va, zin ni oru* wenn (er) (andrer) Menschen Herr wird || verbleibt er in der Menschlichkeit. — (Die Lerche fliegt himmelan u. s. w.); *Kutabiréte va, tobi-sagarité kusa-mura naka ni iru* ermüdet (= wenn sie ermüdet ist) || niederfliegend geht sie in's Gras."

§. 113. „Das Prädikatsverbum untergeordneter Adverbialsätze, welche eine gegenwärtige oder in der Vergangenheit als gegenwärtig gedachte Zeit beschreiben und in unsern Sprachen mit dem Hauptsatze durch Conjunktionen wie wenn, da (*when, since, as*) verbunden werden, — steht im Japanischen im Locativ auf *ni* mit darauf folgendem isolirenden *va*. So erhält man die Endung *ni va*, welche zu *ba* (= *nva*, *nba*) zusammenschmilzt. Der untergeordnete Satz steht vor dem Hauptsatze."

Beispiele: *Satoo wo mazeba tsya-yu adziwai amaku nari* mit Zucker vermischt || wird der Thee süss vom Geschmacke. *Mi wo osamuru yuen wo siréba, sunavatsi fito wo osamuru yuen wo siru* wenn man die Art sich selbst zu

*) Ob das zweite *wa* richtig ist? sollte etwa statt dessen *ga* zu lesen sein?

beherrschen kennt || dann kennt man die Art (andere) Menschen zu beherrschen.

§. 114. Die suppositive Form (S. 215 fg.). „Die Endungen *eba* oder *iba* unbeugbarer (non-deflecting) und *aba* beugbarer (deflecting) Verben sind die Kennzeichen des suppositiven Adverbialsatzes, welcher regelmässig dem Hauptsatze vorangeht. Sie sind meiner Meinung nach eine Verbindung der Futurform *en, in* und *an* mit der Locativendung *ni* und dem isolirenden *va*. Aus *aken-ni-va* wird *akeba*, ausgesprochen wie *akenba* „im Begriffe zu öffnen" . . .

Fito *to iù* *zi* *wo*
fito (Mensch) zu sprechen Wort acc.
motomen-ni-va, *Fi no bu*
wenn-man-suchen will, || *fi* gen: Abtheilung
no *sei-siyoku-mon* *no* *sita* *wo* *miru* *besi.*
gen.: athmende Wesen gen.: Klasse acc.: sehen soll.

Das heisst:

Wenn man das Wort *fito* aufschlagen will, so suche man unter der Abtheilung *fi* in der Klasse „athmende Wesen."

In negativen Sätzen (S. 259): *Foko wo orizunba* (von *orizaru ni va*) *itsu-made-mo, ye wo kawazu-site, hanahada uyasu bési* wenn (der Falke) nicht auf die Stange will, || muss man ihn, indem man ihm immer kein Futter giebt, sehr hungern lassen.

§. 115. Genug somit aus dem Hoffmann'schen Meisterwerke; jetzt gilt es das gebotene Material zu prüfen. Unser Gewährsmann hat uns die Arbeit leicht gemacht; denn er, der Schöpfer der japanischen Etymologie, hat klar den Zusammenhang, die Einheit der hier in Frage kommenden Formen nachgewiesen. Und seine Ansicht über deren Grundbedeutung? Ich glaube, — ungeachtet der von ihm gewählten Ausdrucksweisen, — der Sache nach stimmt sie mit der meinen überein. *Va*, sagt er, ist ein emphatisches Suffix, es dient dazu, das Vorhergehende zu benachdrucken und vom Folgenden zu trennen, zu isoliren. Das Weitere zeigt deutlich genug, dass er dabei an ein logisches Hervorheben, nicht an ein bloss rhetorisch-polemisches Betonen denkt. Und was wird hervorgehoben und

isolirt? Hoffmann erinnert an unser „was ... betrifft“ u. s. w. und beim Accusativ durch *wo va* sagt er sogar, hier sei das grammatische Objekt der Gegenstand der Unterhaltung. Nun frage ich: was ist das anderes als mein psychologisches Subjekt? Und dass dies es ist, was durch *va* hervorgehoben wird, wird sich durch alle gegebenen Beispiele nachweisen lassen.

In dem Satze §. 114: *Fito to iu zi* u. s. w. wird die Aufgabe gestellt, das Wort *fito* im Wörterbuche aufzuschlagen; das ist das Thema, das psychologische Subjekt. Die Lösung der Aufgabe ist: „suche da und da;“ dies ist das psychologische Prädikat. In dem darauf folgenden Beispiele wird der Fall gesetzt, dass der Falke nicht auf seiner Stange weilen will; was ist da zu thun? man lasse ihn consequent hungern, lautet die Antwort.

§. 116. Va, das mag bemerkt werden, um Missverständnissen vorzubeugen, ist nicht etwa ein nothwendiges Kennzeichen des psychologischen Subjektes in dem Sinne, dass jedes psychologische Subjekt mit dieser Partikel abschliessen müsste. Mir scheint es ein blosses Verdeutlichungsmittel, etwa wie das Dativ- bezeichnende *to* im Englischen oder gar nur wie das *a* im Spanischen, da wo dasselbe vor accusativisch zu verstehende Substantiva tritt.

Dass es ursprünglich interjektioneller Natur sei, glaube auch ich. Nur dass die Empfindungslaute im Japanischen wie im Mandschu und Chinesischen oft lediglich den Werth unserer Interpunktionszeichen, — Punktum, Komma, Fragezeichen, Ausrufzeichen, — haben, also zugleich dazu dienen, den Satz oder Satztheil abzuschliessen und ihn, z. B. als Fragesatz, zu charakterisiren.

B. Die Partikel ja im Toumpakewa-Alifurischen von Nord-Celebes.

§. 117. Die Sprache der der gegenwärtige Abschnitt gilt, habe ich aus einer Uebersetzung des Evangeliums St. Matthäi — *si indjil in lennas itu kele aipatikem i Mattheus*, Amster-

dam 1853, — erlernt, sie ist eine Mundart der nicht-mohamedanischen Eingeborenen — Alifuru — der Gegend von Amurang, etwa in der Mitte der nördlichsten Halbinsel von Celebes. In ihrem Baue schliesst sie sich den vollkommensten Sprachen des malaiischen Stammes, den philippinischen, an; ein reiches, schönes Conjugationssystem mit drei begrifflich verschiedenen Passiven ist ihr wie den Sprachen der Tagala, Bisaya, Pampanga, Iloca, Bicol, Zebu u. s. w. eigen.

Zum leichteren Verständnisse der im Späteren zu gebenden Beispiele mögen folgende Vorbemerkungen dienen.

§. 118. Der bestimmte Artikel lautet:

	Singular.	Plural.
Nom., Acc.:	*si*	*se*
Gen.:	*i*	*e*
Dat., Abl., Loc.:	*asi*	*ase.*

Diese Artikel stehen vor ihrem Substantivum oder Nomen proprium.

§. 119. In der sehr häufig angewendeten passiven Redeweise steht das nomen auctoris im Genitive hinter dem Verbum — richtiger Verbalnomen; — z. B. in obigem Büchertitel: *kele aipatikem i Mattheus* wie (es) geschrieben-worden von (wörtlich: des) Matthäus.

§. 120. Die Wortstellungsgesetze sind im Wesentlichen die des ganzen malaiischen Sprachstammes.

a) Das Subjekt steht in der Regel vor dem aktiven Verbum. Kap. 8, V. 15: *Wo sia tumimboijem si kamana* und er erhob die Hand-seine. — Intransitive Verba lassen oft ihr Subjekt folgen: Kap. 8, V. 19: *Wo maijem pandita essa aisia* und es-kam Schriftgelehrter ein (≐ ein Schriftgelehrter) zu ihm. Ibid. v. 24: *mamualiim regges reppet an tasik* es-wurde Sturm heftiger auf (dem) Meere. Ebenso oft beim Verbum *kua*, sagen; z. B. 13, 29: *Taan kumuaam sia* aber es-sprach er; bei *sowat*, antworten: 17, 4: *Wo sumowatem si Petrus wo kumuaam asi Jezus* und es antwortete der Petrus und sprach zum Jesus: 17, 25: *sumowatem sia: een*! er antwortete: ja!

b) Das (leidende) Subjekt des passiven Verbums kann hinter diesem im Nominativ stehen. 22, 44: *Aitjua i Tuhan asi Tuhanku* es-ist gesagt von-dem Herren zu-dem Herren-mein = der Herr hat zu meinem Herren gesagt.

c) Das Objekt, sowohl das direkte wie das indirekte, steht hinter dem regierenden Verbum. 6, 32; *Ka se kafir mangere waja se anio* denn die Heiden begehren alle die jenem (= jene Dinge).

d) Ebenso steht jede andere nähere Bestimmung hinter dem Worte, das durch sie bestimmt wird, also das Adjektiv und der Genitiv hinter dem regirten Substantiv, das Adverb und die adverbialen Wortcomplexe, die Locativ- und Instrumentalangaben u. s. w. hinter dem Verbum; *endo itu*, Tag dieser = dieser Tag, *regges reppet* Sturm heftiger = heftiger Sturm; *sumessek sumamasama andoro i tojaan anio* forschet gut wegen des Kindes jenes = forschet fleissig nach jenem Kinde 2, 8.

e) Das Zahlwort steht vor dem Substantivum: *oppat ngaendo* vier Tage, *waja se anio* alles jenes, *pira tou* wieviele Menschen.

f) Gleich den satzverbindenden Conjunktionen pflegen gewisse Adverbien und adverbiale Redensarten zu Anfange des Satzes zu stehen; z. B. 18, 21: *Andoro itu maijem si Petrus aisia wo kumuaam* gelegentlich dessen (= da) kam der Petrus zu-ihm und sprach.

§. 121. *Ja* scheint ursprünglich ein Demonstrativwort zu sein; ich finde den Stamm wieder in *sia*, er, sie, es und *ijasa*, ebenderselbe, dieser. Ersteres scheint mit dem Artikel *si*, der, die, das, letzteres mit *sa* (= *essa* Eins) zusammengesetzt, und das *i* am Anfange des Wortes dürfte der qualificative Artikel *i*, *in*, sein. Aehnlich heisst: *in essa*, selber. — Die verwandten Sprachen unterstützen meine Ansicht; so heisst das Pronomen „er" auf Malaiisch und Pampanga *iya*, im Dajak *iä*, im Bugi *ioh*.

Die Fälle in denen *ja* Anwendung findet, sind mannichfach. Wir wollen sie im Folgenden nach der Reihe betrachten, dabei aber nicht vergessen, dass dem Uebersetzer, ein europä-

ischer, vermuthlich der holländische Text die Grundlage seiner Arbeit bildete. Je fremdartiger die Sprache, desto schwieriger die Uebersetzung, und selbst einem so sprachmächtigen Interpreten, wie Missionar Hermann zu sein scheint, kann es widerfahren, dass er einmal um der Treue der Wiedergabe willen gegen Gebrauch und Regeln der Sprache sündigt.

§. 122. *Ja* scheint die Copula zu vertreten da, wo es zwischen dem Subjekte und einem adjektivischen oder substantivischen Prädikate steht. Wo wir das verbum substantivum brauchen, da setzt der Alifuru — abgesehen von gewissen Ausnahmen — sein *ja*. *Wo sera ja Mattheus, Markus* . . . . und sie (die Evangelisten) sind Matthäus, Marcus u. s. w. *Si indjil i Mattheus ja si katare* das Evangelium des Matthäus ist das erste (Einleitung). *Si pakaanakan i Jezus ja kelai* die Geburt des Jesu war so 1, 18. *Ka sia ja rondor* denn er war rechtschaffen 1, 19. *Wo se wuana ja sama okka* und die Früchte-sein sind gut künftig = und seine Früchte werden gut sein 12, 33.

§. 123. Gelegentlich steht es auch zwischen dem Subjekte und dem — nach unserm Begriffe — verbalen Prädikate. *Aku ja makalelleen itjamu karapi in ranu* . . .; *taan si mai an somoiku* . . . . ich || taufe euch mit Wasser . . . .; aber der kommt nach mir (der ist mächtiger) 3, 11. Es scheint, *ja* bezwecke hier das Subjekt gegensätzlich hervorzuheben.

§. 124. Wo das substantivische oder adjektivische Prädikat vor dem Subjekte steht, pflegt *ja* zwischen beiden zu stehen. *Kamang ja se lenggei asi rohh* selig sind die Armen an Geist 5, 3. *Ka kaijaan ja si papalen, wo wellar si lalan, si* . . . denn weit ist die Pforte und breit der Weg, der . . . 7, 13. *Taan pessut ja si papalen, wo tremming si lalan, si* . . . aber eng ist die Pforte und steil der Weg, welcher . . . 7, 14.

§. 125. Ist das Subjekt ein sogenannter allgemeiner Relativsatz, oder ein durch folgenden Relativsatz näher bestimmtes Substantiv, so pflegt es vor dem Prädikate durch ein Pronomen der dritten Person — *sia, sera, itu* — mit darauffolgendem *ja* wiederholt zu werden. *Si tou anio, si malukut an karirim-*

bengan, itu ja nimailekkem trang essa wangko der Mensch jener, der sitzt in Finsterniss, der || hat-gesehen Licht ein grosses 4, 16. *Ka sanga-sanga tou, si mangile-ng'ilek, sia ja makaere, wo si mangere, sia ja makaere, wo si matenkor, aisia ja pawukaan* denn jeder Mensch, der bittet, der || erlangt, und der sucht, der || findet, und der anklopft, dem || wird-geöffnet 7, 8. *Taan kelli tou se katare, sera ja wea-wean okka se somoi, wo kelli se somoi ja se katare.* Aber viele Menschen welche Erste, die || werden sein die Letzten, und Viele die letzten || die Ersten 19, 30. Man erkennt hier sofort die Ellipse. *Waja se pawakessen okka mio anbawo in tana, itu ja ipawakes okka andarem in sorga.* Alles was erlassen-werden wird von-euch auf der Erde, das || wird erlassen werden in dem Himmel 18, 18. *Taan sei si maletteletteк akar an kaapuan, sia ja makasalamat okka* aber wer da ausharrt bis an's Ende, der || wird selig werden 24, 13.

§. 126. Nach adverbialen Vordersätzen wird regelmässig der Haupt- oder Nachsatz mit *ja* eingeleitet. Ist das Subjekt ein persönliches Fürwort, so kann auch hier — vgl. den vorigen Paragraphen — *ja* hinter letzteres treten. *Ja* entspricht in solchen Fällen anscheinend unserm so. *Wo sa kamu nimakaerem isia, ja ipakatau itu aijaku* und wenn ihr gefunden habt ihn, so werde-gemeldet dies mir 2, 8. *Wo anpapa raitjawaneam aisia sapa-sapa wo maier itu, ja si tuwanna nimapaperrokkem isia* und weil nicht-war ihm etwas zu bezahlen es, so der Herr-sein liess-verkaufen ihn 18, 25. *Ka anwisake rua kaapa tellu in tou nimaumungem karapi in ngaranku, ja anwiituke aku anuner-era* denn wo-nur zwei oder drei der Menschen versammelt-sind mit dem Namen-mein, || da ich zwischen ihnen 18, 20. *Ka anwisa okka si owak nimate, ja anwiitu kai pakaumungen se lumelempar-nasar* denn wo seinwird der Körper todte, || da auch versammelt-werden die Adler 24, 28. *Ka kele si kilat kumessot an sendangan, . . . ja kele itu kai . . .* denn wie der Blitz ausgeht von Osten, . . . so wie dieses auch . . . 24, 27.

§. 127. In den vorigen Beispielen waren die Vordersätze durch Conjunktionen (*sa, anwisake, anwisa, anpapa, kele*) ein-

geleitet. Aber auch wo solche fehlen, wo das Verbum des Vordersatzes selbst die Bedeutung eines adverbialen Participiums hat, wird *ja* in gleicher Weise angewandt. ***Wo mapaange isera an B. ja sia kumuaan*** und indem-er-sandte (holländisch: ***zendende***) sie nach B., so sprach er 2, 8. ***Anaitu kepakalinjaam i kolano H. si itu, ja nimaedoom si atena.*** Nun als-gehört-worden-war vom Könige H. dieses, so erschrak das Herz-sein 2, 3. ***Anaitu kepakalelleem si J, sia ja nikumessotem*** . . . Nun als-getauft-worden-war der J., er || ging-hinaus 3, 16. ***Anaitu maange-ange kamu ja susui*** nun gehend ihr || prediget 10, 7.

§. 128. Ebenso, findet sich *ja* häufig, wenn schon nicht immer nach satzeröffnenden Adverbien und Wortverbindungen adverbialen Inhaltes. ***Katarean ja si M. tumotol si indijil*** zunächst || der M. beginnt das Evangelium — Einleitung. — ***Anaitu asi paibaan 14 ja tumotol wetengan walina*** nun von Kapitel 14 || beginnt Theil anderer — ibid. — ***Anaitu asi endo i pakatouwan, ja anu-i-sei ase pitu anio wea-wean okka si pannannaan itu?*** Nun am Tage der Auferstehung, || wessen von den Sieben jenen wird sein die Frau diese? 22, 28. ***Wo makaapu si pakaijeraan an Babel itu ja si J. sumuruum si S*** und nach der Gefangenschaft in Babel dieser || der J. erzeugte den S. 2, 12. ***Wo an terepe ituke sera ja nitumellaum si londei wo si amang-era*** und im Augenblicke demselben sie || verliessen das Schiff und den Vater-ihren 4, 22. ***Wo anpapa-in-sapa ja kamu matappe-tappe andoro e karai?*** Und warum || ihr sorgt wegen der Kleider? 6, 28. ***Taan kele itu ja siaam mamuali anuner-mio.*** Aber wie dieses || nicht werde (es) unter-euch 20, 26.

§. 129. Nach Verben des Wahrnehmens, Denkens, Wissens, Mittheilens u. s. w. leitet *ja*, ähnlich unserm d a s s, den Objektssatz ein. ***Anaitu keilekkem i Herodes, ja sia pinakatowoom*** nun als-gesehen-wurde vom Herodes, d a s s er war-getäuscht-worden 2, 16. ***Pinalinjaam-mio ja aipakuaam ase apoapo*** ihr-habt-gehört d a s s gesagt-ist zu-den Vorfahren 5, 21. ***Siaam mareke-reken ja aku nimai gumogar*** nicht denkt, d a s s ich gekommen zu-zerbrechen 5, 7. ***Anwisa itjasalenu ja kami***

maler aitjo si pakanen wo willst-Du dass wir bereiten Dir die Mahlzeit? 26, 17.

§. 130. Verwandt sind Fälle wie: *Taan anwiai karengan kasigillanta karapi in nuwu anio ja si kukua andoro etc.* Aber hier müssen wir-verstehen unter dem Worte diesem ‖ die Erzählung betreffs etc. — Einleitung. — *Anpapa-in-sapa ko matuul ijaku ja sama?* Warum du nennst mich ‖ gut? 19, 17.

§. 131. Sehr häufig wird die oratio directa mit *ja* eingeführt. *Wo kumuaam sera aisia: ja an Bethlehem an tana Judea* und es-sprachen sie zu-ihm: ‖ in Bethlehem im Lande Judäa 2, 5. *Wo se ata kumuaam aisia: ja itjasalenu kami mange mabut isia in-essa? Taan kumuaam sia: Ja raitja!* Und die Knechte sprachen zu ihm: ‖ Willst-Du (dass) wir gehen auszugäten es selbst? Aber er sprach: ‖ Nein! 13, 28—29.

Beginnt die Rede mit einem Vocative, so folgt *ja* erst auf diesen. *Kuana: E Jozef! anak-tuama i David! ja siaam mainde-inde mindo si Maria.* Er sprach: O Joseph, Sohn des David! ‖ nicht fürchte-dich zu-nehmen die Maria 1, 20. *Kuana: E Tuhan! ja itjaupusai aitjo in essa!* Er-sprach: O Herr! ‖ schone Deiner selbst! 16, 22.

§. 132. Oft auch findet sich *ja* inmitten der oratio directa zu Anfange eines längeren Satzes. In solchen Fällen scheint es einen leisen Causalzusammenhang — man entschuldige den Ausdruck — mit dem Vorhergehenden andeuten zu sollen, ähnlich dem *que* der Spanier. Unser denn sagt schon zu viel; wo der holländische Text *want*, denn, hat, steht in der Alifuru-Uebersetzung regelmässig *ka. O inde ase an tana anpapa e kasusuan! Ja raitjatoro walina, karenganke mai se kasusuan.* O wehe denen auf Erden wegen der Aergernisse! ‖ (Denn) es-kann-nicht anders (sein), es-müssen kommen die Aergernisse . . . 18, 7. *Wo sa si werrennu matappe-tappe itjo, ja tuiken itu, wo itia isia aitjo: ja torope aitjo etc.* Und wenn das Auge-Dein ärgert Dich, so reisse es aus: ‖ (Denn es ist) besser Dir u. s. w. 18, 9. *Ka si anak i tou nimaijem, wo mee salamat asi aitjatala. Ja sapa si rekenennio?* Denn der Sohn des Menschen ist-gekommen zu geben

Heil dem Verlorenen. || (Denn) was (ist es) das ihr-denkt? 18, 11—12. — Freilich beginnt die Fortsetzung der Bergpredigt, Kap. 7, auch mit *ja*, das hier lediglich die Rolle der Anführungsstrichel zu spielen scheint, denn ein Ursächlichkeitszusammenhang mit dem Schlusse des sechsten Kapitels dürfte nicht zu entdecken sein.

Wäre etwa das *ja* in allen derartigen Fällen aus einer Ellipse zu erklären? Das läge nahe genug. Es ist ja, wie der Sprachgebrauch unserer Ungebildeten lehrt, menschlich, bei der Wiedergabe fremder Aeusserungen immer und immer wieder ein „sagt er" einzuschalten. Wo nun auf dies „sagt er" — *kuana* — regelmässig eine bestimmte Partikel folgt, da kann diese wohl auch übrig bleiben, wenn jenes unterdrückt wird. Oder sollte *ja* nur auf das einführende, ein für allemale ausgesprochene *kuana* zurückweisen? Man denke an unser: Er sagte, dass . . ., dass . . ., dass . . .

§. 133. Dies das Wichtigste über die Anwendungen von *ja*. Ich bin diesmal freigebiger mit Beispielen gewesen, als das sonst in einer Arbeit wie der gegenwärtigen zu rechtfertigen wäre. Allein es handelt sich um eine Sprache, die noch keine grammatische Bearbeitung erfahren hat, und darum kam es mir darauf an, meinen Lesern eine gewisse Controle meiner Beobachtungen zu ermöglichen, auf die Gefahr hin, den Einen oder den Andern zu ermüden.

Ist nun *ja* in allen jenen Fällen ein und dasselbe Wort? lässt sich in seinen verschiedenen Anwendungen eine einheitliche Idee nachweisen, und welches ist diese?

Die Partikel w a r, wenn anders unsere Etymologie richtig ist, ehemals ein Pronomen demonstrativum oder der dritten Person. Ein Pronomen zu sein hat sie aufgehört, denn in den Fällen der §§. 126—129 und 130—132 ist kein Nomen nachweisbar, auf das sie sich beziehen liesse.

§. 134. Ist *ja* noch demonstrativ? Ich glaube das ist es. Seine Funktion ist zunächst, hinzudeuten auf etwas bereits Ausgesprochenes, um es begrifflich zu wiederholen. Der Gegenstand dieser Hindeutung braucht aber nicht nothwendig nominaler, er kann auch verbaler und adverbialer Natur sein. Hier

mag auf verwandte Erscheinungen europäischer Sprachen hingewiesen werden. „Deinen Bruder, den kenne ich;“ „bleibst Du dort, so komme ich nach;“ dänisch: *Herr Olaf han rider saa lade;* schwedisch: *Och inte så dör du på sotesäng* (und nicht (so) stirbst Du auf dem Todtenbett) — beides aus Volksliedern. „In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad.“ Weiter schwedisch: *Mitt eget unga lifvet det will jag gifra dig. Ditt eget unga lifvet då akter jag väl på.* Mein eigen junges Leben, das will ich geben Dir. Dein eigen junges Leben, da achte ich wohl auf — gleichfalls aus einer Volksweise. — Jenes „der, das, da, so“ u. s. w. — sie alle haben ihr Aequivalent im Alifurischen Wörtchen *ja*.

§. 135. Damit wäre die Uebersetzung des Wortes gewonnen, aber noch nicht die Erkenntniss seines Werthes. Derartige Wiederholungen haben, däucht mir, eine doppelte Wirkung: formell scheiden sie das Wiederholte aus der Satzverbindung aus, isoliren es; materiell, begrifflich nehmen sie es wieder in die Satzverbindung auf. So bezeichnet *ja* eine Grenze, die zugleich trennt und verbindet. Sie trennt — §. 122, 124 — das Subjekt vom Prädikatsnomen, das bei unmittelbarer Aufeinanderfolge zum untergeordneten Range eines Attributes herabsinken würde: *se wua sama* die guten Früchte, aber: *se wua ja sama* die Früchte sind gut. Dass *ja* hierbei die Dienste der Copula verrichtet, kann nicht Wunder nehmen; erblickt man doch auch in der indogermanischen Wurzel *as* sein (esse) ein Demonstrativwort. — Die Fälle des §. 125 gehören auch hierher, denn im Alifuru ist das Verbum nominaler Natur.

§. 136. *Ja* ersetzt also in gewissen Fällen unser verbum substantivum, ist aber selbst kein Verbum oder Verbalnomen; denn sonst müsste es conjugirbar sein. Allein seine Verwerthung zu jenem einen Zwecke liefert meines Bedünkens einen wichtigen Anhalt mehr für die Ermittelung seiner einheitlichen Bedeutung.

Denn in gewissem Sinne scheint es überall copulativ zu wirken, nur dass das, was es scheidet und verbindet die psychologischen, nicht die grammatischen Subjekte und Prädikate sind. Schliesst das japanische *va* das psychologische Subjekt

ab, so eröffnet das alifurische *ja* das psychologische Prädikat; Beide bezeichnen, um noch einmal den Ausdruck zu gebrauchen, die Cäsur im Satze.

Darum ist es natürlich, dass *ja*, wie die Interpunktion zeigt, so oft unmittelbar auf eine Pause folgt; und wenn ihm hie und da ein Personalpronomen vorangestellt wird, so erklärt sich dies wohl einfach genug aus der verwandten Natur jener Partikel und dieses Pronomens.

§. 137. Dass der Gebrauch von *ja* nur in den wenigsten Fällen obligatorisch ist, glaube ich durch die Fassung meiner Beobachtungen in den §§. 123—132 hinreichend angedeutet zu haben. Die Fälle, wo man das Wörtchen erwarten könnte, aber nicht findet, zu erörtern würde zu weit führen.

Nur die Frage müssen wir noch beantworten: kann *ja* in einem und demselben Satze mehrmals vorkommen? Sie ist zu bejahen. Beispiel: *Andoro-itu ja sa tou-essa kumua okka aitjamu: milek! ja anwiai si Christus, kaapa ja anwaitu! ja siaam maeman itu.* Deshalb || wenn Jemand sagen wird zu-Euch: sehet! || da (ist) der Christus, oder || dort (ist er)! || nicht glaubt dies 24, 23. Aehnlich hatten wir in dem zweiten Beispiele des §. 111 eine zweimalige Anwendung des japanischen *va*, *wa*. Und so werden wir hier an Etwas erinnert, was wir §. 15 fg. im Deutschen des Näheren kennen gelernt hatten: an die ruckweise wandernde Grenze zwischen psychologischem Subjekte und Prädikate.

XII. Schlussbetrachtungen.

§. 138. Es war ursprünglich meine Absicht, gewissen Erscheinungen der chinesischen Syntax ein Kapitel dieses Aufsatzes zu widmen; allein wiederholtes Erwägen hat mich davon vorerst abstehen heissen. Ich muss in einer Arbeit wie der vorliegenden darauf ausgehen, meinen Lesern zu beweisen, was ich ihnen sage. Dies erfordert, dass ich sie in den Stand setze mich zu controliren, soweit sie nicht von Hause aus dazu im Stande sind. Bei den uns ferner liegenden Sprachen durfte

ich das nicht voraussetzen: daher die orientirenden Einleitungen, die ich mehrerer Orten vorausgeschickt habe. Eine derartige Einleitung wäre nun gerade für das Chinesische, diese so absonderliche und dabei so fein durchgebildete Sprache, am wenigsten zu entbehren gewesen; sie würde aber, wollte sie irgend ihrem Zwecke entsprechen, einen beträchtlichen Umfang erheischen. Und erst recht beträchtlich ist das Material, das den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung bieten sollte, jene Inversionen durch Partikeln, jene absoluten Stellungen, durch die das Chinesische, ähnlich dem Französischen, die Banden seiner Wortfolgegesetze zu sprengen liebt.

Für diesmal nur noch die Frage: haben wir mit unseren Betrachtungen etwas gewonnen, und was?

§. 139. In §§. 5 und 6 meines früheren Aufsatzes stellte ich die Behauptung auf: es scheide sich in der mittheilenden Rede der Satz nothwendig in zwei Theile, in deren einem das Denken des Angeredeten auf einen Gegenstand gerichtet werde — psychologisches Subjekt, — in deren anderem man den Angeredeten über diesen Gegenstand ein Bestimmtes denken lasse — psychologisches Prädikat — das Ersteres zu erst, Letzteres zu zweit stehe, erachtete ich schon damals für innerlich begründet, naturgemäss, und versuchte ich durch Beispiele zu erhärten.

Allein diese Beispiele waren einem engen Kreise von Sprachen entnommen. — Ist das Gesetz ein allgemeines? Wenn die Nothwendigkeit, aus welcher ich es herzuleiten versuchte, eine innere ist, dann gewiss. Ich weiss, wie gefährlich das deduktive Denken auf dem Gebiete der Erfahrungswissenschaften ist, und darum habe ich vor allen Dingen eine Erweiterung der Erfahrungen angestrebt, möglichst viele und mannichfaltige Sprachen in Untersuchung ziehend. Und doch: was wollen die zwei Dutzende, die ich berücksichtiget, besagen gegenüber den Hunderten, die noch zu berücksichtigen wären?

§. 140. Es hiesse meinen Lesern Sand in die Augen streuen, wollte ich die gewonnene Wahrscheinlichkeit für eine Gewissheit ausgeben. Aber die Wahrscheinlichkeit nehme ich für mich in Anspruch. Man wende mir nicht ein: aber die

und die und die Sprachen können ja nur gewisse grammatische Satztheile an den Anfang, müssen andere Satztheile nothwendig an's Ende setzen. Ja wohl, solcher Sprachen giebt es die Hülle und Fülle, — aber wird durch sie meine Behauptung wiederlegt? Wenn mein Schreibtisch ruhig auf der Diele stehen bleibt, statt dem Mittelpunkte der Erde zuzueilen, wenn eine Feder, vom Winde aufgewirbelt, waagrecht durch die Luft fliegt: ist damit Galileis Gesetz über den Haufen geworfen? Wenn eine Kraft hie und da durch andere Kräfte neutralisirt wird: besteht sie darum weniger?

Nun denn, eine solche andere Kraft ist der Sprachgebrauch, die stätig gewordene Gewohnheit. Hierauf musste wenigstens nebenher — §. 60, 61 — ein Blick geworfen werden.

§. 141. Der Sprachgebrauch bewirkt in verschiedenen Sprachen verschiedene Erscheinungen. Andere Naturen, andere Anlagen, Anschauungsarten, Bedürfnisse, — andere Gewohnheiten. Darum konnte sich das Wortfolgesetz in dieser Sprache ganz anders fixirt haben, als in jener. Das Französische liefert ein Beispiel, das für klassisch gelten kann, weil es die Füglichkeit einer weitgehenden Vergleichung bietet. Anders ordnete der Römer seine Satztheile, anders ordnet sie der Franzose.

§. 142. Unter den Wörtern, die vorzugsweise gern einen sprachgebräuchlich festgestellten Platz einnehmen, scheint das Verbum obenan zu stehen. Ihm gebührt im Deutschen die zweite, in einigen melanesischen Sprachen die erste, in den Tatarischen und dem Japanischen wie im Lateinischen die letzte Stelle.

§. 143. Solche Regeln über die Stellung gewisser grammatischer Satztheile schränken die Freiheit, jeden beliebigen Satztheil zum psychologischen Subjekte oder Prädikate zu machen, ein, stellen sich also dem Grundgesetze als Ausnahmen gegenüber. Allein wir haben Gelegenheit gehabt Ausnahmen von diesen Ausnahmen, Fälle kennen zu lernen, wo von dem sprachüblichen Wortfolgegesetze abgewichen wurde. Und diese Ausnahmen zweiter Potenz, was waren sie? Aeusserungen des Grundgesetzes, nichts weiter, daher um so schwererwiegende

Argumente für dasselbe. Man denke an die türkischen Sprüchwörter.

§. 144. Das Prädikat kann Hauptprädikat oder Nebenprädikat, das ist nähere Bestimmung, Attribut eines Satztheiles, sein. Das Attribut kann hinter dem näher zu bestimmenden Worte stehen, wie in den malaischen, den polynesischen, den melanesischen Sprachen, dem Siamesischen und Anamitischen; oder es kann parenthetisch vorantreten, wie im Deutschen, dem Chinesischen, den tatarischen Sprachen und dem Japanischen. Das Deutsche und das Französische boten uns Gelegenheit den Werthunterschied beider Stellungsarten abzuwägen; die Einschaltung war es, welche den Satztheil als Einheit kennzeichnete.

§. 145. In den Hülfswörtern *va* des Japanischen und *ja* der Alifuru-Sprache lernten wir lautliche Erscheinungen kennen, die sich nur aus dem Bedürfnisse erklären liessen, den Satz auch für's Ohr in seine zwei psychologischen Faktoren zu scheiden. Dieses Bedürfniss muss ein mächtiges gewesen sein, sonst würde es sich nicht in so energischer Form Befriedigung verschafft haben. Darin lag der Werth dieser Erscheinung für unser Thema.

§. 146. An unsrer Muttersprache machten wir eine Wahrnehmung, die eine weitere Perspective eröffnet. Hier ist die Grenze zwischen psychologischem Subjekte und Prädikate eine fortschreitende. Wie, wenn sie das ursprünglich überall gewesen wäre? Der innere Grund, welchen ich für die Thatsache gefunden zu haben meine, müsste, so sollte man denken, wenn er einmal zutrifft, auch überall gelten. Allein ich mag nicht eine Hypothese aufstellen, so lange ich nicht zahlreichere Erfahrungen zu ihrer Unterstützung beibringen kann. Betrachten wir noch die Frage als eine offene, und beobachten wir weiter, ehe wir sie beantworten.

§. 147. Das Gebiet, auf welches ich mich gewagt, ist noch immer ein wenig besuchtes. Noch immer befasst sich unsere Sprachvergleichung lieber mit der Anatomie als mit der Psychologie der Sprachen. Ist diese darum weniger wichtig, weniger interessant? Mit Nichten! nur weniger handgreiflich

ist sie, und darum prekärer. Das Letztere empfinde ich im vollsten Maasse, und ich wünschte, auch meine Leser blieben dessen eingedenk und verhielten sich darum zu meiner Arbeit so kritisch als möglich. Ist meine Ansicht die richtige, dann wohl mir und wohl der Wissenschaft, die einen Gesichtspunkt gewonnen hat, der manche weitere Erkenntniss verheisst. Habe ich aber geirrt, dann hoffe ich auch die Berichtigung meines Irrthumes hervorgerufen zu haben, und dann ist nicht weniger gewonnen; denn die Beseitigung eines Irrthumes wiegt ebenso schwer, wie die Erkenntniss einer Wahrheit.

Der Semitismus.

Mit Rücksicht auf: Eberhard Schrader, die Höllenfahrt der Istar. Ein altbabylonisches Epos. Nebst Proben assyrischer Lyrik. Text, Uebersetzung, Commentar und Glossar. Giessen Ricker'sche Buchh. 1874.

Die Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilschrift muss jetzt als eine gelungene Tat der Wissenschaft dieses Menschenalters verzeichnet werden. Wie manches in Einzelheiten auch noch zu sichern oder zu bestimmen bleibt: im Ganzen hat der Zweifel keine Berechtigung mehr. Es darf von jetzt ab niemand mehr sagen, die Sprache der babylonisch-assyrischen Keilinschriften sei noch unbekannt oder nicht entschieden bestimmt, und dieses ganze Gebiet linguistisch und historisch noch nicht zu verwerten. Wir wissen im Gegenteil, dass diese Sprache eine semitische war, die unter ihren Schwestern dem Hebräischen am nächsten steht; und die Erklärung der mannigfachen literarischen Denkmäler Babylons und Ninive's ist in weitem Umfange bis auf Einzelheiten sicher vollzogen und schreitet auf gutem Wege vor. Es sind Engländer und vorzugsweise der in Paris lebende Deutsche Oppert, denen durch den glücklichen Verein von grossem Scharfsinn und umfassenden mehrseitigen Combinationen jene Tat gelungen ist. Den Engländern standen die ausgegrabenen und in dem Britischen Museum niedergelegten Denkmäler am reichhaltigsten zu Gebote; die französische Regierung hatte Oppert an Ort und Stelle gesandt, um die nötigen Untersuchungen zu veranlassen und das Aufgefundene nach Paris zu bringen. Dieser Gelehrte

entdeckte, wenn ich nicht irre, nächst dem Engländer Hincks zuerst die eigentlichen Principien jener Schrift und die Methode der Entzifferung. — Deutschland hat nur aus der Ferne zugesehen; und es waren mehr die Historiker, als die orientalistischen Philologen, welche den Gewinn der neuen Entdeckungen sich anzueigenen suchten. Endlich hat Schrader, ein Theologe der kritischen Schule, die babylonisch-assyrische Philologie auch bei uns heimisch gemacht. Es steht nun zu hoffen, dass die Bedenken, welche in Deutschland bisher gegen jene Entzifferungen bestanden, durch die eben so gründlichen als in der Darstellung glücklichen Arbeiten Schraders verstummt sein, und sich Zöglinge der orientalischen Philologie finden werden, die sich dem neuen Gebiete mit Eifer zuwenden, zumal die Veröffentlichungen der Denkmäler in England und Frankreich schon weit gediehen und also die Inschriften auch für uns leicht zugänglich sind.

Die Reste der babylonisch-assyrischen Literatur sind äußerlich wie innerlich sehr mannichfaltig. Da sind Felsen, denen lange Inschriften historischen Inhalts eingegraben sind; da sind Skulpturen und Wandgemälde von Schrift bedeckt und begleitet; da hat man endlich die Bibliothek Sardanapals aufgefunden, die aus Tontafeln bestand. Die ersten sind insofern die unwichtigsten, als sie nur Uebersetzungen persischer Inschriften sind; am wichtigsten sind die Tafeln, welche eine historische, eine grammatisch-lexikalische und eine eigentlich poetische Literatur enthalten.

Die Ruhmredigkeit der babylonischen und assyrischen Herscher kann uns so gleichgültig sein, wie die der persischen Könige; aber wir lernen dabei manches aus der Ethnologie und Geographie der alten Welt. Wichtiger unstreitig ist die Epik, welche uns Mythen erzählt, und die Lyrik, welche uns Psalmen bietet. So gewinnen wir durch diese Literatur und die Kunstwerke einen vollen Blick in eine untergegangene Cultur.

Dass hierdurch unsere Anschauung vom Semitismus überhaupt außerordentlich erweitert und vervollständigt wird, ist klar; und so hat auch natürlich die Geschichte des israelitischen Volkes durch die babylonisch-assyrischen Forschungen

gewonnen. Doch hegen wir nicht die Hoffnung, dass nun der Streit über den Charakter des Semitismus und den Ursprung des Monotheismus mit einem Male beruhigt sein werde. Jeder wird vielmehr die neu gewonnenen Erkenntnisse für seine Ansicht zu verwerten wissen. Die bisherige Chronologie wird mancher unbedenklich nach den assyrischen Quellen corrigiren, und vielleicht lässt es sich auch Hitzig gefallen, dass der jüdische König Josaphat nicht 915 v. Chr. zur Regierung kam, sondern funfzig Jahre später. Seine Ansicht aber über den Ursprung des Pentateuchs wird davon nicht berührt. Ebenso wird derjenige, welcher bisher den Semiten den Monotheismus aus Instinct, den Fanatismus, Mangel an Naturwissenschaft als charakteristisch zuschrieb, ihnen Epos und Drama absprach und nur Lyrik zugestand, bei dieser Ansicht beharren. Denn die widersprechenden Tatsachen haben sich zwar vermehrt; doch die Gründe, welche ausreichten, schon längst bekannte Erscheinungen als nichts beweisend darzutun, sie reichen auch heute immer noch aus und gewinnen ebenfalls Vermehrung.

Einen Beleg für diese Behauptung liefert mir eine kürzlich erschienene Inaugural-Dissertation: Jahve et Moloch sive de ratione inter deum Israelitarum et Molochum intercedente, auctore Comite de Baudissin. Das ist ein ganz vortreffliches Specimen eruditionis, und ich hätte dem Verfasser, wäre ich Mitglied der theologischen Facultät in Leipzig, die beste Censur gegeben. Derselbe kannte Schraders Arbeiten. Indessen ohne letztere wäre das Ergebnis der Abhandlung gerade dasselbe gewesen, und es hätten nur den Hunderten von Citaten einige gefehlt. Der Verf. beweist einen nicht geringen Scharfsinn und er zeigt, dass Jahve nicht ein entwickelter Moloch ist. Positives aber kann er trotz Gelehrsamkeit und Scharfsinn nicht begründen. Das ist mir nicht rätselhaft. Er meint nämlich: prophetarum deus idem est, quem Moses praedicavit: Mosis deus idem, quem Abraham veneratus est, und Abrahams Gott fast derselbe wie der des Terach. Ich möchte wissen, wie sich nun der Verf. eine Entwicklung der Religion der Israeliten denkt, da er das Ende an den Anfang setzt.

Wer nicht schon vor den neuen Entzifferungen erkannt

hat, dass alle Erzählungen des Pentateuch, des Josua, der Richter und viele Stellen der Bücher Samuels und selbst noch manche der Könige nichts als Heroen-Sage sind, und wer vielmehr behauptete, den Semiten fehle die Epik, weil Mythos und Sage; wer selbst für Simson die Geschichtlichkeit festhalten will, um wie viel mehr für Moses; wem auch das Buch Ruth nicht als Novelle, und zwar Tendenz-Novelle galt: der wird auch fernerhin den Semiten Epik absprechen. Mag uns immerhin Schrader jetzt die Höllenfahrt der Istar vorlegen: Schrader selbst wird nun zwar den Babyloniern das Epos zusprechen müssen, aber nicht den Hebräern und den anderen Semiten. Er wird sich vielmehr die Frage vorlegen (S. 58 f.), woher den Babyloniern ausnahmsweise diese Fähigkeit zu epischer Dichtung und Mythos erwachsen sei, und wird um die Antwort nicht verlegen sein. Die babylonischen Semiten, meint er, entlehnten jenen vor ihnen in Babylon ansässig gewesenen Bewohnern turanischer Abkunft Epik, Mythos und Schrift; und nur bei denjenigen Semiten, welche „durch das Anderssein des Babylonismus hindurch gegangen sind, insbesondere den Hebräern, sehen wir epische Dichtung in der Form der Kunsterzählung in weit ausgeprägterer Gestalt uns entgegentreten,“ als bei den Arabern, die gar nichts vom Babylonismus haben. Bei den Hebräern aber ist „der epische Trieb um so weniger zur Entfaltung gelangt, je mehr sie unter dem reinigenden und läuternden Einflusse der Offenbarungsreligion der Lebendigkeit der mythologischen Anschauungen im Laufe der Zeiten verlustig gingen." So ist ja alles schön erklärt, und das alte Vorurteil neu gestützt.

Diese Stütze wird auch schwerlich durch folgende Reflexionen schwankend gemacht, die für uns volle Geltung haben. Können wir behaupten, Moab, Ammon, Edom, Phöniker und Syrer hätten keinen Mythos und kein Epos gehabt? ich meine: mit Grund behaupten? Oder sind auch sie durch das Anderssein des Babylonismus gegangen? Und wie war dieser Durchgang beschaffen? Ich fürchte, derselbe war wunderbarer als der durch das rote Meer.

Nun aber gar die auserwählten Hebräer. Was hat ihnen

vom Angesichte Jahves und wohnte im Lande Nod östlich von Eden." Dieses hebräische Land Nod dürfte wohl das babylonische Land Nudi sein. Denn vorher V. 14 hieß es, Kain sprach zu Gott: „Siehe, du treibest mich heute von der Erde, und vor deinem Angesichte muss ich mich bergen." Diese Ausdrücke „weggehen vom Angesichte Jahves, sich bergen vor seinem Angesichte," sagen dasselbe wie „von der Erde vertrieben sein" und erhellen sich gegenseitig. Kain ward zur Strafe des Brudermordes in die Unterwelt geschickt. Da der Hebräer diesen Sinn später nicht mehr verstand, so wurde Kain zum Stammvater des östlichen Asiens gemacht, und auch Nod neu erklärt, als Land der Verbannung. Wir können aber das Wort auch anders erklären als die biblische Sage, und auch als Schrader. Das Verbum *nud* bedeutet nicht bloß fliehen, sondern auch schwanken, also ist Nudi, Nod das Land des Schwankens d. h. der schwankenden Schatten.

Die Unterwelt ist fern; ein Haus mit Eingang ohne Ausgang (Hiob 10, 21); des Lichtes beraubt (wie so häufig im Hebräischen); auf Tür und Getäfel lagert dicker Staub, die Nahrung, die dort gegessen wird, ist Staub und Lehm. (Sollte wohl die Schlange nach Gen. 3, 14 den Semiten als in die Unterwelt verdammtes Tier gegolten haben? Ob die Verwesung genannt wird, ist unsicher. Würmer werden nicht erwähnt). Am Tor ist ein Wächter; aber ehe man zum Tor gelangte, musste man über ein Wasser, einen Strom, ganz wie im indogermanischen Mythos bei Indern, Griechen und Germanen. Um dann in den Palast der babylonischen Unterwelt zu gelangen musste man durch sieben Tore, also sieben Vorhöfe. Hinter diesen tronte auf goldenem Trone die Fürstin der Erde (d. h. der Unterwelt). Sie ist eine Schwester der Istar, (Astarte) der Gattin Bels; die Schwestern leben jedoch in Feindschaft mit einander. In der Unterwelt sind Abteilungen für die Guten und für die Bösen, und zwar besondere für die verschiedenen Classen von Verbrechern, welche dort ihre Strafe abbüßen. Die abgestorbenen Seelen werden wie Vögel vorgestellt, die das Gewölbe durchschwirren (auch dies ist eine indogermanische Vorstellungsweise). In einem Palaste des Gerichts, der auf Säulen ruhte,

ruhte, wurden sie gerichtet. Die Fürstin der Unterwelt ist nicht ganz unabhängig, auch sie steht unter der Herschaft des Götterkönigs *Ao*, wie der folgende Mythos zeigt; aber, abgesehen von den Verstorbenen, gebietet sie über Genien der Erde.

Istar, der Abend- und Morgenstern, die Göttin der Befruchtung und alles Lebens, entschliesst sich in die Unterwelt zu gehen. Wie sie zu diesem Entschlusse kommt, wird nicht gesagt. Es liegt aber in diesem Besuche der Unterwelt nichts anderes als ihre Doppel-Natur; nach der einen Seite gehört sie zu den Göttern des Lichts, nach der andern Seite zu denen der Nacht. Während der Nacht ist sie in der Unterwelt. So, meine ich, sei ursprünglich der Sinn gewesen, der sich später in Babylon anders als in Palästina und Phönicien entwickelt hat. Nach unserer Auffassnng muss sie in Folge ihres Wesens in die Unterwelt, wie bei den Indogermanen die Sonnengötter (zur mythischen Darstellung des Winters) es ebenfalls müssen. Herakles und Orpheus steigen beide hinab, auch Odysseus; und zwar nicht Apollo selbst, aber seine Lichtkühe. Astarte verlangt drohend Einlass in die Unterwelt; die Fürstin der Unterwelt zürnt, und lässt sie ein, um sie zu züchtigen; sie solle bei den Ehebrechern wohnen, was wohl einen Anklang an andere Mythen von Astartes Verhältnis als Gattin enthalten mag. Der Pförtner führt sie durch die sieben Tore; an jedem muss sie gewisse (symbolische) Gegenstände des Schmuckes ablegen. Zuerst die Krone: sie hört auf, Königin des Himmels zu sein; dann die Ohrringe; dann das Halsgeschmeide (dies ist das berühmte Kleinod, das auch die germanische Freija trägt;) dann den Mantel (wohl nur Symbol der Herschaft), dann den Leibgürtel mit den Edelsteinen (ob dies auf ihre befruchtende Natur deutet?), dann die Arm- und Fußspangen, dann die Hülle um die Schamteile (in welcher völligen Entblößung weiter nichts liegen kann, als die äußerste Beschimpfung). So ward Istar weggeführt, und auf Erden hörte jede Begattung auf und jedes sociale Band des Befehlens und Gehorsams war geschwunden. — Nun tritt *Samas* (der Sonnengott) vor den Götterkönig *Ao*, ihm zu berichten, wie Istar in die Unterwelt gestiegen, und welche Folgen dies habe. Ao schickt einen Boten an die Fürstin

der Unterwelt mit dem Befehle, sie solle die Istar wieder an die Oberwelt entlassen. Diesem Befehle gehorcht die Fürstin der Unterwelt, obwohl zürnend.

Dieser Mythos als Ganzes sowohl wie in den einzelnen Zügen, die zum Vorschein kommen, zeigt gegen indogermanische Vorstellungen bei aller Selbständigkeit und Eigentümlichkeit doch auffallende Aehnlichkeit. Wir halten ihn eben darum für echt semitisch, wenn er auch bisher bei einem andern semitischen Volke, namentlich bei den Israeliten, noch nicht wiedergefunden ist. Was aber könnte uns berechtigen, ihn für turanisch zu halten? Was wissen wir von den Turaniern? Eine gewisse Fähigkeit, Cultur aufzunehmen, beweisen die Türken. Die Mongolen, indem sie ein volles Jahrhundert China beherschten und völlig chinesische Bildung annahmen, dann aber, verjagt und in die altgewohnten Steppen ihrer Väter zurückgedrängt, den chinesischen Geist wie eine Maske ablegten und in das Nomadenleben ihrer Väter verfielen: sie bewiesen, dass sie zur Cultur unfähig sind. Die Chinesen sind das einzige turanische Culturvolk, und wir können kaum umhin, den turanischen Stamm, der in Mesopotamien vor den Babyloniern herschte, uns den Chinesen nahe verwandt zu denken. Aber der gemeine chinesische Volksglaube, der vom wahrhaft weisen Confucius mehr beseitigt, als reformirt ward, er ist eben mongolischer Schamanismus. Von dort stammt weder Baal noch Istar.

Können wir uns denn wundern, wenn die Sprache Assurs dem Hebräischen näher steht als dem Aramäischen und Arabischen, dass dann auch die mythischen Vorstellungen Assurs und Babylons mit denen Palästinas die meiste Berührung zeigen? Muss, um diese engere Verwandtschaft der Mythen zu erklären, erst ein adoptirter Turanismus angenommen worden, der von den Babyloniern auf die palästinensischen Stämme übertragen worden sei? Die berühmte Stelle Amos 5, 25—27, welche das Heidentum Israels in der Zeit der Wüsten-Wanderung bekundet, will Schrader anders als gewöhnlich geschieht, erklären. Man übersetzte bisher: „25. Habt ihr Schlacht- und Speisopfer mir gebracht in der Wüste vierzig Jahre, Haus Israels? 26. Ihr

truget ja den Sakkuth euren Moloch und den Kewan euren Sterngott, eure Bilder, die ihr euch gemacht. 27. Und so werd ich euch in Gefangenschaft führen über Damaskus hinaus." Nur die Form und Verbindung dieser Sätze ist nach der bisherigen Auffassung gegeben; die mythologischen Namen sind nach Schraders, auf Kenntnis des Assyrischen gestützter, Deutung gegeben. Nämlich *Sakkût*, d. h. der Furchtbare, Schrecken einjagende, ist assyrisch Beiname des Gottes Adar, des Stiergottes, des assyrischen Moloch oder genauer Mâlik. Ferner *Kêwân* (so ist statt des traditionellen *Kiyyûn* zu lesen) ist assyrisch und arabisch Kaiwân, der Feste, Zuverlässige, d. i. der Saturn-Gott. Dann ist noch zu beachten, das das hebräische Wort *ßalmêkem* nach den LXX so umzustellen ist, wie die gegebene Uebersetzung zeigt. So hat man hier seit längerer Zeit, wie Vatke wohl zuerst betonte, aus des Propheten Munde ein Zeugnis für den Götzendienst der Israeliten in der Wüste vernommen. Schrader leugnet, dass Vers 26. sich in solcher Weise an Vers 25 schließe, um auf die Zeit der Wüste bezogen werden zu können, und übersetzt vielmehr: „Und ihr nehmt den Sakkuth u. s. w." das heißt, er bezieht ihn auf die Zeit des Propheten, wo assyrischer Götzendienst in Israel geübt ward. Er beruft sich hierbei auf 2. Kön. 16, 3. 23, 5. 12. Aber dort ist vom jüdischen Könige Ahas die Rede, und es ist nicht nur zweifelhaft, ob Amos bis zu dessen Zeit lebte, sondern dieser Prophet spricht auch, abgesehen von wenigen Versen, nur über Israel und klagt sonst wohl über Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit, aber nicht über assyrischen Götzendienst. Doch auch abgesehen hiervon, und abgesehen davon, dass die in unserer Uebersetzung ausgedrückte Verbindung sehr wohl grammatisch möglich ist, die von Schrader vorgeschlagene aber mir grammatisch unmöglich scheint: so frage ich, konnte wohl der Prophet, wenn er einen als Modesache adoptirten Cultus rügen wollte, sagen: euren Malik, euren Sterngott? Betonen nicht die Propheten immer stark, dass die Götzen Israel fremd sind?

Ueberdies erinnert Schrader selbst daran, dass assyrisch *sakkût* etwa dasselbe bedeutet, wie das hebräische *nôrâ* und

besonders *pachad.* Das erstere, *nôrâ*, ist das für Jahve übliche Beiwort furchtbar; Ehrfurcht, Scheu, Staunen erregend. Das letztere aber ist uns an zwei Stellen in einer auffallenden Verbindung bewahrt. Jacob sagt 1. Mose 31, 42: „Wo nicht der Gott meines Vaters, der Gott Abrahams und der, den Isaak fürchtet (Pachad, der Gegenstand der Furcht, Scheu) für mich gewesen“ u. s. w.; und Laban spricht das. V. 53: „Die Götter Abrahams und die Götter Nahors seien Richter zwischen uns. Da schwur Jacob bei dem *Pachad* seines Vaters Isaak.“ Hier scheint Laban dieselben Götter zu verehren wie sein Großvater Nahor und Großonkel Abraham, Jacob aber den Gott Isaaks, und dieser mag dem Sakkut gleich gewesen sein. Aus dieser sagenhaften Erzählung aber dürfte der Mythologe auf tiefer Liegendes mit vollem Grunde schliessen können. *Pachad* war ursprünglich nicht der Gott, den Isaak verehrte, sondern Isaak selbst war ein Beiname desselben Gottes, der auch *Pachad* der Schrecken, der Schreckliche, hieß; und der Name Isaak, der Lacher, steht in Zusammenhang mit dem sardonischen Lachen des Moloch-Opfers.

Sehen wir also in Israel einen ursprünglichen Polytheismus, der immer noch durch den Monotheismus in Sage, Symbol und Cultus (was hier nicht weiter auszuführen ist) hindurchschimmert; zeigt dieser eine nähere Verwandtschaft mit dem assyrisch-babylonischen Götterglauben, ganz angemessen der größeren Nähe der hebräischen und assyrischen Sprache zu einander; zeigen diese hebräisch-babylonischen Mythen und Sagen bei aller Eigentümlichkeit doch eine auffallende Aehnlichkeit zu indogerm. Vorstellungen: so wird man wahrlich wenig Antrieb spüren, an turanische Einflüsse in der semitischen Religion zu denken, und von ihnen die babylonische Epik abzuleiten.

Was verlangt man denn von den Erzählungen des Pentateuchs und der Richter, wenn man sie als Epik betrachten soll? Was fehlt ihnen, um als Epen zu gelten? Müssen sie durchaus in Versen sein? Gibt es nicht eine Epik in Prosa? Sind die deutschen alten Volksbücher vom hürnen Siegfried, vom Dietrich u. s. w. nicht Epen? Und diese letztere Analogie dürfte auch die hebräische Prosa jener Erzählungen erklären. Ganz

wahrscheinlich waren ihnen Dichtungen in Versen vorangegangen, wie nicht bloß die allgemeine Analogie, sondern auch bestimmte Hinweisungen auf alte Lieder beweisen.

Mögen Andere die babylonischen Epen in ihrer Weise zu verwerten suchen; wir wollten hier andeuten, wie sich die neuen Funde in unsere Anschauung vom Semitismus und speciell vom israelitischen Monotheismus fügen. In jedem Falle hat sich Hr. Schrader um die semitische Philologie ein wesentliches Verdienst erworben, das rückhaltlose Anerkennung fordert.

Beurteilungen.

E. Hecker, Dr., Arzt an der Anstalt für Nerven- und Gemütskranke in Görlitz, Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie, für Naturforscher, Philosophen und gebildete Laien. 83 S. 8⁰. Berlin 1873.

Die Psychologie ist für alle philosophische Disciplinen und für alle Ethnologie, Philologie und Geschichte von principieller Wichtigkeit. Das ist sie auch und ganz vorzüglich für Psychiatrie. Zu dieser verhält sie sich genau so, wie die Physiologie zur Pathologie und Therapie des Leibes. Wenn diesem Verhältnis, wie der Begriff es bestimmt, das tatsächlich in der Gegenwart obwaltende noch nicht entspricht: so beweist dies eben eine unvollständige Entwicklung sowohl der Psychologie als der Psychiatrie. Dass aber die Kluft zwischen der begrifflichen Forderung und dem wirklichen Bestande noch so weit ist, liegt daran, dass sich die Psychiatrie vorzugsweise auf solche Kapitel der Psychologie stützen müsste, welche bis heute noch am wenigsten entwickelt sind. Die Seelenkrankheiten sind nämlich selten rein seelischen Ursprungs, und selbst dann nicht rein seelischer Ursache; sondern immer spielen leibliche Anomalien in den Krankheitszustand hinein, selbst wenn sie nur als secundäre Ursachen wirken. Darum hat der Seelen-Arzt immer nur leibliche Leiden zu heilen, und die seelische Krankheit gilt ihm nur als ein Symptom der Krankheit. Ihm liegt es also vor allem daran zu erkennen, wie der Geist von der leiblichen Organisation und den Zuständen der Organe abhängt. Diese Abhängigkeit aber des Geistes vom Leibe und die Rückwirkung desselben auf den letztern ist der dunkelste Teil der

Psychologie. Selbst die Lehre von der Sinneswahrnehmung ist noch höchst mangelhaft, weil sie nicht bloß von den Sinnesorganen, sondern auch von dem Centralorgane abhängig ist. Der Mangel unserer Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Leib und Seele kann sich nicht schlagender aussprechen als in diesem Terminus: Centralorgan. Denn dieser Singular schließt sicher eine vielfache Pluralität in sich, die uns noch entgeht. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass der Psychologe mit größerer Begierde auf die psychische Pathologie hinblickt, als der Seelen-Arzt meist auf die Psychologie achtet. Denn freilich ist es uns vor allem darum zu tun, die alltäglichen Erscheinungen des gesunden Lebens zu erkennen. Aber, sagt der Verf. mit Recht, „sowie krankhafte Erscheinungen an den körperlichen Organen oft einem exacten physiologischen Experiment gleich kommen, durch welches der Physiologe über bis dahin unentschiedene Fragen genauen Aufschluss erhält; so kann uns auch eine krankhafte Störung des geistigen Lebens nicht selten als ein Experiment gelten, bei welchem die Einzel-Factoren des geistigen Mechanismus durch ihren Ausfall oder durch abnorme Steigerung um so deutlicher zur Beobachtung kommen können“ (S. VI).

Der Verf. hat ein Thema gewählt, das schon nach gemeiner Betrachtungsweise für die Erkenntnis des Zusammenhanges von Leib und Seele sehr wichtig erscheint. Man lacht in Folge eines Kitzels; man lacht aber gerade ebenso in Folge des Komischen. Wenn sich nun ausmachen lässt, warum man, gekitzelt, lacht und nicht weint, so muss damit zugleich auf die psychischen Zustände, welche ebenfalls ein Lachen bewirken, unbedingt ein beachtenswertes Streiflicht fallen. „Es muss sich zwischen der peripheren Nervenerregung mit ihrer Wirkung und dem Affect eine Parallele ziehen lassen, durch welche wir in dem sonst so dunklen Gebiet der Psychologie eine rationelle Grundlage gewinnen können“ (S. 6). Dem Verf. ergab sich nun, „dass das Lachen in Folge des Kitzels einerseits, weit entfernt etwas Zufälliges oder angewöhnt Willkürliches zu sein, vielmehr auf einer weisen Vorsorge der Natur beruhend, bestimmte materielle Aufgaben erfülle, andrerseits aber auch das

Lachen über komische Vorstellungen mit derselben Notwendigkeit eintreten müsse, indem das Komische bei seiner Einwirkung auf unser Gemüt (physiologisch nachweisbar) dieselben organischen Veränderungen hervorruft, wie der Kitzel. Ganz Aehnliches gilt vom Weinen (resp. Schreien), sofern es durch körperlichen Schmerz und psychische Rührung, vom Gähnen, sofern es durch körperliche Abspannung und Langweile entsteht" (das.).

Die Arbeit hat demnach zwei Teile, deren erster physiologisch, und deren zweiter psychologisch ist. Wir wollen versuchen, den Verf. durch seine Untersuchungen in aller Kürze zu verfolgen.

Das Lachen steht nicht unmittelbar mit dem Kitzel selbst, sondern zunächst mit einer durch den Kitzel hervorgebrachten Veränderung im Organismus zusammen.

Durch Experimente mit mikroskopischer Beobachtung ist nämlich festgestellt, dass leichte Hautreizungen eine Verengerung der Blutgefäße und dadurch Beschleunigung des Blutkreislaufes bewirken (S. 8). Diese Wirkungen aber hängen vom Nervus sympathicus ab, von dem auch die Erweiterung der Pupille bewirkt wird. In der Tat nun verursacht der Kitzel, indem er auf den Nervus sympathicus wirkt, sowohl die Verengerung der Blutgefäße, als auch eine Erweiterung der Pupillen, welche letztere Erscheinung sich ja leicht am Menschen beobachten lässt. Es sind aber namentlich die kleinen Arterien der weichen Hirnhaut (S. 9. 11), welche jene Verengerung erleiden. Welche Gefahr aus solcher plötzlich eintretenden Verminderung des Blutdruckes dem Gehirn droht, leuchtet ein. Man erzählt ja, dass man zur Zeit der Inquisition Leute zu Tode gekitzelt hat. Nun sind allerdings mannichfache Einrichtungen vorhanden, welche der Gefahr des Wechsels im Blutdruck entgegen wirken. Doch dürfte keine so wesentlich sein, wie die mehrfache Modification des Atems. Bei der Einatmung wird die Fortbewegung des Blutes in den Arterien etwas gehemmt, dagegen andererseits in viel höherem Maße in den Venen die Blutbewegung nach dem Herzen zu wesentlich begünstigt und beschleunigt (S. 13). Umgekehrt beim Ausatmen:

der Abfluss des Venenblutes ist bedeutend erschwert; und wenn nun auch die Circulation in den Arterien ein wenig gefördert wird, so bleibt doch eine Hemmung des Kreislaufs. Nun wird aber namentlich beim Verschluss der Stimmritze, welcher beim Lachen stattfindet, der Exspirationsdruck gesteigert und dadurch der Rückfluss des Blutes nach dem rechten Herzen sehr gehindert. Es werden also die Venen überfüllt. Der Verminderung des Blutdruckes durch den Kitzel wirkt also das Lachen mit seinen forcirten Ausatmungsbewegungen, also durch Steigerung des Blutdrucks entgegen. Nur dies werde noch bemerkt, dass wie der Kitzel ein intermittirender (rhythmisch unterbrochener) Reiz, so auch die Ausatmungsbewegung eine rhythmisch intermittirende ist.

Und nun das Komische. Der Verf. konnte die Vermutung bestätigen, „dass bei Einwirkung des Komischen dieselben physiologisch-anatomischen Veränderungen eintreten, wie nach dem Kitzel, das heißt eine intermittirende Contraction der Gehirngefäße als Folge einer intermittirenden Sympathicusreizung“ (S. 16). Er konnte nämlich genau beobachten, dass sich die Pupillen auch in diesem Falle erweitern. Eine genauere Bestätigung soll aber die Psychologie des Komischen geben.

Der Verf. erkennt mit Allen, die bisher eine Definition des Komischen gegeben haben an, dass in ihm etwas liege, was ein unangenehmes Gefühl erregt, und zugleich auch etwas, was uns angenehm berührt. Man war namentlich über das, wodurch das Angenehme bewirkt werde, in Streit. Der Verf. nun meint, dass im Komischen die Quellen für die beiden einander widersprechenden Gefühle sehr mannichfaltig seien. Er lässt eine allgemeine Erörterung des Gefühls folgen, mit der ich zwar nicht ganz übereinstimme, die aber für die vorliegende Aufgabe ausreicht.

Ein Gefühl entsteht nach dem Verf. allemal, wenn eine gegebene Vorstellung mit einer schon vorhandenen zusammentrifft. Bildet sich dann leicht eine Association beider, so ist das Gefühl angenehm, im Gegenteil unangenehm. Dies gilt nicht bloß von zwei einfachen Vorstellungen, sondern auch von dem Verhältnis der gegebenen Vorstellung zu unsern logischen,

praktischen, ethischen, ästhetischen und religiösen Formen. Die Uebereinstimmung gefällt, der Widerspruch misfällt.

Wenn nun das Komische darauf beruht, dass es zugleich zwei einander entgegengesetzte Gefühle erzeugt, so tritt noch die Bedingung hinzu, dass jene Gefühle „in einem bestimmten Verhältnisse der Stärke zu einander stehen müssen, und zwar so, dass keines vor dem andern das unbedingte Uebergewicht erlangt.“ Denn das Lächerliche verlangt einen „Kampf der beiden Gefühle.“ Aus der Construction der möglichen Kampfarten entstehen nun dem Verf. vier Hauptformen des Komischen:

1) Eine gegebene Vorstellung entspricht der einen Norm, aber nicht der andern — das einfach Komische.
2) Zwei gegebene Vorstellungen vereinigen sich leicht; aber eine derselben stimmt mit irgend einer Norm nicht überein.
3) Zwei gegebene Vorstellungen sind unvereinbar, aber eine ist in Harmonie mit einer Norm.
4) Zwei gegebene Vorstellungen lassen sich nicht vereinigen nach der einen, aber wohl nach der andern Norm — der Witz.

Hierdurch ist es dem Verf. möglich, die verschiedenen bisher aufgestellten Ansichten über das Komische mit einander zu vereinen und dadurch zu ergänzen.

Wenn nun das Komische in einem Kampfe zweier Gefühle liegt, was der Verf. ausführlich durch alle Formen des Komischen nachweist (S. 40—73), so versteht sich, dass diese Gefühle nicht nur, wie schon bemerkt, in einem gewissen Verhältnisse der Stärke zu einander stehen, sondern auch gleichzeitig erfolgen und mit einer gewissen Plötzlichkeit auf einander stoßen müssen. Nach dem Satze von der Enge des Bewusstseins können aber nicht gleichzeitig zwei Vorstellungen noch auch zwei Gefühle sich im Bewusstsein befinden. Es tritt also vielmehr ein sehr schneller Wechsel beider Gefühle ein, was einen ganz ähnlichen Process im Bewusstsein ergibt, wie der Wechsel zweier verschieden gefärbter Lichtstrahlen, welche denselben Punkt unsrer Netzhaut treffen; das heißt: die Wirkung des Komischen muss psychologisch nach Analogie des

Glanzes erklärt werden. Dieser ist nämlich nicht in objectiven Verhältnissen gegeben, sondern ist lediglich ein Product der Vorstellungstätigkeit, des Bewußtseins. Wir meinen in diesem Falle einen einheitlichen Lichteindruck zu erhalten, während das Experiment beweist, dass hier ein schneller Wechsel der Eindrücke vorliegt.

Also ist „das Komische als eine intermittirende, rhythmisch unterbrochene, freudige Gefühlserregung anzusehn" (S. 82). So stimmt es wesentlich mit dem Kitzel überein.

Die Wirkung dieser freudigen Erregung gleicht nach jeder Intermission der freudigen Ueberraschung. Bei dieser erkennen wir aber als somatischen Vorgang neben andern Reizungen unzweideutig eine Reizung des Sympathicus und dadurch besonders Verengerung der kleineren Arterien, wonach im Gegenteil eine Gefäßerweiterung folgt. Was nun bei der freudigen Ueberraschung einmal eintritt, geschieht beim Komischen, wo die angenehme Ueberraschung fortwährend von einem unangenehmen Gefühl unterbrochen und durch ein entgegengesetztes neu angeregt wird, in intermittirender Form.

Diese Reizung des Sympathicus ist also in der Form genau übereinstimmend mit der durch den Kitzel, und so antwortet in beiden Fällen das Lachen in zweckmäßiger Weise. —

Wir haben dem Verf. gegenüber nur das Amt zu berichten. Prüfen und urteilen können wir nicht. Die Wichtigkeit der Sache aber liegt auf der Hand. Freilich liegt Lachen noch weit ab vom Sprechen, gehört aber doch mit diesem zu derselben Gattung somatischer Erscheinungen.

H. Steinthal.

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Berlin 1870. 456 S. 8°.

Auch auf dieses Werk, wie auf die im Vorstehenden besprochene Schrift, können wir nur hinweisen, es dem Studium der Sprachforscher empfehlend, ohne dass wir im Stande wären ein competentes Urteil über dasselbe abzugeben. Der Verf. besitzt einen Verein von philologischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen, wie er selten ist. Seine ungemeine Belesenheit in der alten wie in der neuern Literatur ist aber auch durchweg von einer Kritik begleitet, die sich durch keine Autorität irre machen lässt. Und endlich zeigt der Verf. so viel von dem, wofür wir keinen treffenderen Namen haben, als das allgemeine Wort Geist, dass das Studium seines Buches nicht nur außerordentlich belehrend, sondern auch anziehend ist. So ist es wohl natürlich, dass man hier mehr Culturgeschichte lernt, als aus manchen dicken Bänden, welche diesen jetzt beliebten Titel führen. Der Verf. beherscht seinen Stoff und zeigt in ihm die tiefsten Zusammenhänge auf. Dabei ist seine Darstellung lichtvoll und in ihrer Schlichtheit und Anspruchslosigkeit auch anmutsvoll.

Er ist Darwinist. Wenn aber der Leser vielleicht durch einige unglückliche, phrasenhafte Vertreter der Darwin'schen Theorie eine Abneigung gegen dieselbe gewonnen hat; wenn ihm die Schlagwörter, wie „Kampf ums Dasein, Anpassung" und andre, schon widerwärtig geworden sein sollten: so kann er von unserm Verf. lernen, wie in der Tat der Mensch in das vegetative und animalische Leben eingreift, und wie die Geschichte, fern davon sich von der Natur bilden zu lassen, vielmehr die Flora und Fauna der Länder sich anpasst und gründlich umgestaltet. Nicht nur wir neuern Europäer sind ein Product der Geschichte, wie es die ältern Europäer, auch Griechen und Römer waren; sondern Europa in seiner heutigen

Pflanzen- und Tier-Welt ist ebenfalls das Werk der Menschen-Geschichte. „Fast alles,“ bemerkt der Verf., „was den Reisenden der von Norden über die Alpen steigt, wie eine neue Welt anmutet, die Plastik und stille Schönheit der Vegetation, die Charakterformen der Landschaft, der Tierwelt, ja selbst der geologischen Structur, insofern diese erst später durch Umwandlung der organischen Decke hervortrat und dann die Einwirkungen des Lichtes und der atmosphärischen Agentien erfuhr, sind ein in langen Perioden durch vielfache Bildung und Umbildung vermitteltes Product der Civilisation. Jeder Blick aus der Höhe auf ein Stück Erde in Italien ist ein Blick auf frühere und spätere Jahrhunderte seiner Geschichte. Die Natur gab Polhöhe, Formation des Bodens, geographische Lage: das Uebrige ist ein Werk der bauenden, säenden, einführenden, ausrottenden ordnenden, veredelnden Cultur.“ Dasselbe gilt von Griechenland. Nicht eine schöne Natur hat den kunstsinnigen Griechen geschaffen; sondern umgekehrt.

Der Verf. weist die trübe Ansicht von einer Verderbnis, einer versiegten Lebenskraft jener Länder zurück, und noch viel mehr jenes allgemein verbreitete Gefühl einer veränderten, geschwächten Naturkraft, einer gealterten Welt: mag sich nun solche Ansicht auf einen Rest von Aberglauben, der das jüngste Gericht herannahen sieht, oder auf elegische Greisenhaftigkeit welche ihre geschwundene Jugend preist, oder auf naturwissenschaftliche Theorien gründen, welche einzelne Sätze übertreibt.

Wenn wir hier lernen, dass nicht der Boden nnd die Luft von Hellas die hellenische Kunst als Naturfrucht gezeitigt habe, so wird aus des Verf. Darstellung allerdings auch dies klar, wie sich, was anfangs ein Segen war, allmählich in Fluch umwandelt, und wie der Mensch, indem er durch seine Arbeit die Natur umgestaltet, sich selbst ändert. Was wir materiell treiben, ist, möchte ich sagen, nur Erscheinung; das eigentliche Object aller Tätigkeit ist der menschliche Geist, das Subject, selbst. Treffend sind des Verfs. Bemerkungen über den Untergang der griechischen und römischen Welt.

Auf Einzelheiten wollen wir nicht eingehen und bemerken nur noch Folgendes. Es ist den Sprachforschern wohl bekannt,

dass Etymologien vielfältig nicht bloß auf Lautverhältnisse gegründet werden können, sondern dass die Geschichte der betreffenden Dinge die Entscheidung bringt. Das Wort lehrt freilich oft genug die Herkunft des benannten Gegenstandes; aber nicht minder häufig muss sich der Sprachforscher vom Culturhistoriker belehren lassen. In dem angezeigten Werke wird er mancherlei zur Bestätigung dieses Satzes finden. Ich meine, wer dieses Buch gelesen hat, wird davon abstehn, das Wort Wein aus indogermanischer Quelle zu erklären und zugestehn, dass das Wort wie die Sache den westlichen Indogermanen von den Semiten zugekommen ist. Ueberhaupt aber kann die jetzt so beliebte Betrachtung der weltgeschichtlichen Bedeutung der indogermanischen und semitischen Race hier vielerlei lernen.

H. Steinthal.

Leopold Schröder. Ueber die formelle Unterscheidung der Redetheile im Griechischen und Lateinischen mit besonderer Berücksichtigung der Nominalcomposita. Von der historisch-philologischen Facultät der kaiserlichen Universität zu Dorpat am 12. December 1872 gekrönte und auf Kosten dieser Universität gedruckte Preisschrift. Leipzig 1874. In Commission bei K. F. Köhler. IX. und 562 S.

Gegen Ende des Jahres 1871 stellte die historisch-philologische Facultät der Dorpater Universität auf Leo Meyer's Antrag als Preisaufgabe die Frage: „In wie weit ist im Griechischen und Lateinischen eine formelle Unterscheidung der verschiedenen Redetheile ausgebildet? Eine Antwort auf diese Frage liegt uns in der oben bezeichneten Arbeit vor, die, wie Leo Meyer in seiner Vorbemerkung sagt, „weniger auf Verlangen der Facultät als aus eignem Antrieb ihres Verf. vor dem Druck noch eine gründliche Durch- und Umarbeitung erfahren hat.“

Der Verf. ein Schüler Leo Meyers, will „nachforschen, welche Wege die Sprache eingeschlagen, welche Mittel sie angewandt um die einzelnen Redetheile von einander abzusondern.“ Er beschränkt jedoch seine Aufgabe auf die griechische und lateinische Sprache und auf die Untersuchung der Form. Hiebei ist er sich aber wohl bewusst, dass die Erörterung dieses Gegenstandes nur durch eine „von höheren psychologischen Gesichtspunkten aus“ angestellte Betrachtung „des Wesens der Redetheile in ihrer Entstehung und Entwickelung“ zum Abschluss gebracht werden kann.

Innerhalb der von ihm gezogenen Grenzen behandelt nun der Verf. zunächst die Unterscheidung von Nomen und Verbum (S. 9—34), von Nomen und Partikel (Adverbium, Präposition und Conjunction) (S. 35—62), von Nomen und Zahlwort (S. 62—68) und von dem Pronomen und den übrigen Nomina (S. 68 bis 84). Daran schliesst sich die Betrachtung der Scheidung von Substantivum und Adjectivum, der der grösste Theil des Buches gewidmet ist. Denn der Verf. begnügt sich nicht mit der Behandlung der einfachen Substantiva und Adjektiva (S. 85—190), sondern er zieht, weil durch die Zusammensetzung ein Substantiv ohne weitere Formveränderung zum Adjectiv und — wenn auch sehr selten — ein Adjectiv zum Substantiv werden kann, auch die zusammengesetzten Nomina in Betracht (S. 190—562). Wie er aus diesem Grunde zumeist das zweite Glied der Zusammensetzung berücksichtigt, so theilt er, indem er einen von Tobler (Ueber die Wortzusammensetzung u. s. w.) berührten Gesichtspunkt festhält, die Composita in solche, die den Redetheilcharakter des zweiten Gliedes bewahren (composita immutata) und in solche, die ihn nicht bewahren (composita mutata). Hienach hat er die sehr reichen allerdings nur aus den Wörterbüchern von Passow und Georges geschöpften Sammlungen von zusammengesetzten Nomina angelegt, mit deren Besprechung das Buch schliesst.

Der Verf. behandelt die Fragen, an deren Erörterung er überhaupt geht, — manche den Gegenstand seiner Untersuchung berührende hat er absichtlich bei Seite gelassen — sorgfältig und zeigt überall eine genaue Kenntniss der einschlägigen

sprachwissenschaftlichen Litteratur und Selbständigkeit des Urtheils. Desshalb begrüssen wir diese Erstlingsschrift, obschon uns manches in ihr (wie z. B. die Bemerkungen über Differenzirung S. 59 u. a.) nicht scharf und klar genug erfasst scheint, als ein Ergebniss gründlichen Forschens, das nicht nur für die Begabung und das Wissen des Verf.'s, sondern auch für die Wirksamkeit Leo Meyers ein erfreuliches Zeugniss ablegt.

Eugenius Wilhelmus. De infinitivi linguarum sanscritae bactriae persicae graecae oscae umbricae latinae goticae forma et usu. Isenaci 1873 VIII. 96 ss. lex. 8.

Dr. **Julius Jolly**, Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen. München 1873. XV. u. 287 ss.

Nicht das geringste Verdienst der vergleichenden Sprachforschung ist die Erkenntniss des Wesens des Infinitivs. Von der Zeit an, da in Europa ein grammatisches Bewusstsein vorhanden war, schwankte man in der Feststellung des Infinitivbegriffes hin und her, bis Bopp in der Schrift über das Conjugationssystem der Sanskritsprache u. s. w. den Infinitiv als ein abstractes Nennwort bezeichnete. Dieser Ansicht blieb er auch in seiner vergleichenden Grammatik treu. Veränderungen und Ergänzungen erfuhren hier — zumal in den den Sanskritinfinitiv behandelnden Paragraphen — nur die syntaktischen Erörterungen und — da ihm inzwischen der Vedadialect bekannt geworden war — die Bemerkungen über die Casusform des Infinitivs. Auf das syntactische Verhältniss der Vedaformen jedoch geht er nur in wenigen Worten ein. Beides, jene Erörterungen wie diese Worte zeigen nun den Weg zum weiteren Forschen. Ist nämlich der Infinitiv der Casus eines Nomens, so muss man ihn da aufsuchen wo er voraussichtlich noch als Casus empfunden wurde, d. h. in den ältesten uns überlieferten Sprachdenkmälern, nicht aber in solchen, die einer Zeit entstammen, welche das Gefühl des casuellen Ursprungs oder der Bedeutung der Casusformen des Infinitivs nicht mehr besass,

und, wenn sie denselben in einer dem Casusbegriffe gemässen Weise verwendete, nur unbewusst das ererbte Gut in ererbter Weise benutzte.

Von jenem Gesichtspunkt aus hat nun Wilhelm in seiner Abhandlung de infinitivi linguarum sanscritae bactricae persicae graecae oscae umbricae latinae goticae forma et usu, nachdem er über die Form der einzelnen Infinitive der angegebenen Sprachen ausführlich gehandelt, den Gebrauch derselben im Veda und Avesta, im homerischen Griechisch und in den andern Sprachen gründlich untersucht. Er zeigt in eingehender Weise, wie die Infinitive gemäss der Function der Casus, denen sie ursprünglich angehören d. h. des Dativs, Locativs und Accusativs construirt werden, wie sie einerseits von Verben, Substantiven und Adjektiven abhängen, die den entsprechenden Casus auch anderer Substantive nach sich haben, und wie anderseits auch ihr absoluter Gebrauch dem Wesen ihrer Casus entspricht. Daneben wird auch diejenige Anwendung der Infinitive besprochen, die den Mangel des Bewusstseins der ursprünglichen Bedeutung derselben zur Voraussetzung hat.

So fleissig nun und sorgfältig, ja so grundlegend für alle weiteren Behandlungen des indogermanischen Infinitivs diese Untersuchung ist, so lässt sie doch wichtige den Ursprung des Infinitivs berührende Fragen unerörtert, deren Behandlung man in ihrem zweiten Theile erwartet hätte. Wenn die Infinitive ursprünglich die Casus eines Nomens sind, so muss zu zeigen versucht werden, wann diese im Bewusstsein des Sprechenden als solche zu bestehen aufhörten und als eine selbständige Kategorie, eben als die Kategorie der Infinitive zu leben begannen. Hierüber spricht sich Wilhelm nicht bestimmt aus. Nur gelegentlich bei der Erörterung der Thatsache, dass weder im Veda noch im Avesta die Verbindung des accusativus cum infinitivo vorhanden ist, sagt er: Apud veteres Indos et Bactrianos infinitivi plenam substantivi vim ac naturam ita servaverunt, ut usus eorum formae casuali quam quisque prae se ferret semper responderet (S. 65). Dieser Annahme aber widerspricht unserer Ansicht nach Wilhelm selbst, wenn er bei der Behandlung der dativischen Infinitive diese bald Dative bald

Infinitive nennt. Ferner lässt er sie ausser Acht, wenn er der Construction der vedischen und Zend-Infinitive die der verwandten Sprachen unmittelbar folgen lässt, ohne hervorzuheben, dass die verschiedenen Sprachen von gleichen Anfängen aus unabhängig von einander ähnliche Wege gegangen sind, und dass, was in den indischen und bactrischen Denkmälern bewusste Verwendung von Substantivcasus ist, in den europäischen Sprachen nur adverbiale Ausdrucksweise ist.

Jene auf die Anfänge des Infinitivs bezüglichen Fragen hat Jolly in seiner Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen erörtert. Diese ist, wie schon der äussere Umfang es anzeigt, viel weiter angelegt als Wilhelms Schrift, von deren reicher und sorgfältiger Materialien-Sammlung und -Sichtung sie allerdings in vielen Stücken abhängig ist. Davon abgesehen dass Jolly uns eine eingehend und klar geschriebene Geschichte des Infinitivbegriffs bietet, zieht er bei der Behandlung der Geschichte des Infinitivs selbst ausser den von Wilhelm behandelten Sprachen, nicht nur das Keltische, Slavische und Littauische, sondern auch die modernen Sprachen in den Kreis seiner Betrachtung. Er verfolgt eben den Infinitiv in den indogermanischen Sprachen überhaupt von seinen Anfängen bis zu seiner jüngsten Ausbildung, während Wilhelm innerhalb der von ihm bezeichneten Sprachen grossentheils — nicht aber, wie man nach Jollys Worten (Vorrede S. VI) vermuthen könnte, durchgängig — auf die ältesten Sprachstufen sich beschränkt.

Die Erörterung der auf die Anfänge des Infinitivs bezüglichen Fragen reiht Jolly an die Definition des Infinitivs, in der er Curtius folgt, der in den Erläuterungen zu seiner griechischen Schulgrammatik (c. 22) bemerkt: „Der Infinitiv ist seinem Ursprunge nach der erstarrte Casus eines Substantivs von abstracter Bedeutung, der sich aber in vielen Stücken weit enger als alle andern abstracten Substantiva an das Verbum anschliesst." Als erstarrt sieht Jolly diejenigen Substantivformen an, neben denen keine andern Casus desselben Substantivs vorhanden sind. So sind denn die vielen vedischen Dative auf *tave*, die Accusative auf *tum*, *am* u. a. seiner Ansicht nach keine Infinitive, da neben diesen Casus auch andere der-

selben Stämme vorkommen. „Nur bei den Dativen auf *dhyai* und bei den Locativen auf *sani* und vielleicht den Accusativen auf *âm*“ kann „von Infinitiven im Sinne der Curtiusschen Definition durchgängig . . . die Rede sein“ (S. 137). Obwohl nämlich „manche solcher Verbalsubstantiva (auf *âm*) auch in andern Casus vorkommen, haben sie so sehr besonders bei den Verba causativa um sich gegriffen, dass sie bei dieser Classe von jedem Verbum gebildet werden können (S. 126). Hier deutet Jolly gelegentlich ein neues Kriterium für die Erhebung einer Form zum Range eines Infinitivs an, das er, soviel wir gesehen haben, sonst nur noch einmal (S. 127) berührt, und anderseits lässt er das Nichtvorhandensein anderer Casus, das er sonst als bedeutsamstes Erforderniss zu jener Erhebung hinstellt, hier in den Hintergrund treten. Fast das Umgekehrte kommt in dem über *áram* gesagten zum Ausdruck. Während bei der Form auf *âm* die Fülle der Bildungen und Verbindungen entscheidend ist und sogar das Vorhandensein, anderer Casus aufwiegt, kommt bei *áram* nur in Betracht, dass kein andrer Casus von ihm vorhanden ist. Denn mit *kar*, *bhû* und den Verba der Bewegung werden auch andere Formen construirt, denen Jolly den Namen Infinitiv nicht beilegen will.

Doch sehen wir von der Ungenauigkeit, die uns hier entgegentrat ab und betrachten wir das eine der Kriterien selbst. Dass nur diejenigen Formen Infinitive sind, die keine andern Casus desselben Stammes neben sich haben, ist ein äusserliches und durchaus nicht zutreffendes Moment. Auch die Adverbia, denen nach Jolly selbst die Infinitive nahe verwandt sind, sind erstarrte Casus und doch haben dieselben sehr oft andre Casus neben sich, ja die in adverbialer Bedeutung gebrauchten Casus selbst kommen noch in anderm Sinne vor. Massgebend ist hier nur der Mangel eines Gefühls des Zusammenhangs zwischen der einen und den andren Formen oder zwischen der einen und der andren Bedeutung. In gleicher Weise nun, scheint uns, schafft nicht das Fehlen der andern Casus, sondern der Mangel des Gefühls eines Zusammenhangs zwischen dem einen und den andern Casus die Categorie des Infinitivs. Dass dieser Mangel am sichersten erkennbar ist, wenn die letzteren ganz fehlen,

ist nicht zu bestreiten. Wir dürfen aber nicht übersehen, dass dieses Fehlen nur ein Anzeichen nicht die Ursache der sprachlichen Vorgangs, eben der Entstehung des Infinitivs, ist und dass auch wenn jenes Anzeichen nicht vorhanden ist, dieser Vorgang dennoch stattgefunden haben kann. Auch während andre Casus vorhanden waren, kann jene eine Form in Folge von bestimmten Verbindungen, durch die sich mit ihrer Endung eine bestimmte Vorstellungsbeziehung verknüpfte, aus der Gemeinschaft der andern herausgetreten sein und ein selbständiges Leben begonnen haben. Durch eben jene Verbindungen und die durch sie bewirkte Selbständigkeit mag sie dann, während die andern Formen allmählich schwanden, weiter fort bestanden haben.

Dies nun, das uns das Wesentlichste zu sein scheint, hat Jolly bei der Betrachtung des Infinitivs selbst (vorher war bei der Kritik der Boppschen Darstellung (S. 52) vom Vergessen der etymologischen Grundbedeutung die Rede) gelegentlich erwähnt, indem er an eine Stelle aus dem Ath. Ved. (V 6, 61, 6) *yé sén âbhir yúdham âyanty asmân* „welche mit Heeren uns zu bekämpfen kommen" die Bemerkung anknüpft: „Man begreift leicht wie die Sprache von solchen Redeweisen aus, die den deutschen Infinitiven mit zu, um zu; genau entsprechen, dazu gelangen konnte den etymologischen Zusammenhang von *yudh* im obigen Satze mit den andern Casus des Verbalsubstantivs *yudh* zu vergessen." Unserer Ansicht nach hätte Jolly den hier angedeuteten Gedanken zum Ausgangspunct der Erörterung über die eigentliche Entstehung des Infinitvs machen müssen. Dann würde dieselbe die treffenden Bemerkungen über die Vorstufen (S. 89 f.) und die Hauptquelle des Infinitivs (S. 123) gut abgeschlossen haben.

M. Holzman.

Der semitische Infinitiv. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung von **Adolf Koch**, Professor. Beilage zum Osterprogramm des Schaffhauser Gymnasiums von 1874. Stuttgart. E. Schweizerbartsche Verlagshandlung 1874. 71 S. 8.

Jolly hat in seiner Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen „eine Hereinziehung der von anderen oft citirten semitischen Analogieen absichtlich vermieden," da sich ihm „grade aus der Geschichte jener sprachlichen Form im Indogermanischen ergab, dass sie sich schwerlich in anderen Sprachstämmen, die von anderen Voraussetzungen ausgegangen sind, ganz in derselben Weise entwickelt haben wird." Was Jolly hier als Vermuthung ausspricht, sucht Koch in seiner Abhandlung über den semitischen Infinitiv auf Grund einer eingehenden Untersuchung zu erweisen. Nach ihm ist — das fasst er selbst als das Resultat seiner Untersuchung S. 70 f. zusammen — der semitische Infinitiv in der That kein Infinitiv im Sinne der griechisch-lateinisch-deutschen Grammatik: denn er war ursprünglich und blieb bis auf den heutigen Tag ein wahres Nomen, das alle Eigenschaften des Nomen an sich trägt und im Satze als solches construirt wird. Das semitische Nomen actionis drückt den abstracten Begriff des Seins, Thuns oder Leidens aus und ist vom Verbum abgeleitet in der Weise, dass Verbalderivate mit concreter Bedeutung in die Abstractbedeutung übergingen. Dieses abstracte Verbalnomen hat durch seine Ableitung vom Verbum verbale Structur erhalten, so dass es im Stande ist ein anderes Nomen im Accusativ sich unterzuordnen und ein Subject im Nominativ sich beizugesellen; dagegen bringt es durchaus nicht die Unterschiede der Tempora und Genera Verbi an sich zum Ausdrucke."

Diesem letzteren Satze widersprechen nach unserer Ansicht zunächst die auch vom Verf. (S. 65) in Betracht gezogenen hebräischen Nomina actionis von Passivformen. Welchem Umstande auch immer dieselben ihre Entstehung verdanken mögen, und so spät auch immer ihre Verwendung als Infinitivi

constructi aufgekommen sein mag, immerhin sind sie ein Beweis dafür, dass in einer semitischen Sprache an jenen Nomina actionis auch der Genusbegriff zum Ausdruck kam. Dasselbe beweisen uns aber auch die sehr häufig vorkommenden Infinitive des Nifal. Denn auch sie drücken nicht die reine Thätigkeit aus, sondern zugleich mit der Thätigkeit das Genus medium oder wie Gen. 2, 4; Ierem. 31, 19 (über die der Verf. (S. 65) sich bestimmter hätte ausdrücken sollen); Gen. 17, 24 u. 25; Qohel. 7, 1 das Genus passivum.

Anders verhält es sich mit dem Ausdruck des Tempus an den Infinitivformen. Dieser fehlt denselben in der That. Mit Recht weist daher der Verf. (S. 53) die in dieser Hinsicht durch die griechisch-lateinischen Schulgrammatiken beeinflusste Auffassung von Gesenius-Rödiger, Nägelsbach und Ewald, dem allerdings nur „der Anfang zu einem Infinit. perf. in *b ͤ hanchel* Deut. 32, 8 zu liegen scheint," zurück. Hiebei stützt er sich auch auf die Entwickelung des indogermanischen Infinitivs die er unter steter Berücksichtigung des Jolly'schen Buches kurz beleuchtet.

Jener Mangel des Zeitausdrucks an dem semitischen Verbalnomen braucht aber noch kein Beweis für die Unversehrtheit des nominalen Charakters zu sein. Denn er kann seinen Grund darin haben, dass den semitischen Sprachen der Ausdruck der Zeitstufe (Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft) überhaupt abgeht. Wie sollte der Semite dazu kommen das Perfectum oder das Futurum an einer Nominalform zum Ausdruck zu bringen, da er es am Verbum selbst nicht ausgedrückt hat?

Spricht sonach der Mangel des Ausdrucks des temporalen Verhältnisses allein nicht gegen den Uebergang des semitischen Verbalnomens aus der Nominal- in die Verbalsphaere, und sehen wir im Hebräischen das Genus verbi an demselben zum Ausdruck gebracht, so müssen wir in seiner Characterisirung vorsichtig sein. Nun bietet sich uns aber im Arabischen und — wie wir wohl hinzufügen können in gewisser Weise auch im Hebräischen (vgl. Ewald, Ausführlich. Lehrb. d. hebr. Sprache § 307 b u. § 237 b) eine Erscheinung, die unserer Ansicht nach den Mangel des temporalen Ausdrucks — auch wenn er

sich nicht anderweitig erklären liesse — aufwiegen würde. Hier tritt nämlich in bestimmten Fällen das Subject des Verbalnomens in den Nominativ. Der Verf. sieht in dieser Construction „nur eine Nachwirkung des verbalen Ursprungs“ (auf den er auch die Accusativrection mit Recht zurückführt) „und der Bedeutung des Nomens, das an und für sich nur die Handlung, nicht auch den Träger der Handlung ausdrückt und also zum Ausdruck dieses Trägers der Handlung eine besondere Form nöthig hat“ (S. 26). Diese aber könne wenn das Object im Genetiv oder unmittelbar im Accusativ angeschlossen ist, nur noch in den Nominativ gesetzt werden. Wir können der Ansicht, dass diese Construction eine Nachwirkung des verbalen Ursprungs ist, nicht beipflichten. Zunächst müsste, wenn dies der Fall wäre, die andere Ausdrucksweise, in der die Bezeichnung des Trägers der Handlung im Genetivverhältniss zu dem Verbalnomen steht, das Resultat einer späteren Entwickelung sein. Es ist aber unwahrscheinlich, dass ein Nomen, welches ein Object nach sich hat, mit und trotz dieser verbalen Construction im Laufe der Zeit rücksichtlich des Trägers der Handlung zu einer nominalen Construction gelangt ist. Noch mehr aber spricht gegen die Ansicht des Verf. jene Nominativsetzung selbst. Eine Form, die das Nomen agentis im Nominativ bei sich hat, giebt sich eben dadurch als eine Verbalform zu erkennen. Wie sollte nun in der Zeit, da von den Verba Verbalnomina gebildet wurden, der Sprechende also Nomen und Verbum von einander sonderte, jenen Nomina der Nominativ beigefügt werden, da ja dadurch gerade eine Vermischung von Nomen und Verbum geschaffen worden wäre?

Diesen unsern Einwand sehen wir durch die Worte, die der Verf. an die Besprechung jener Erscheinung anknüpft, durchaus nicht entkräftet. Denn wenn er (S. 28) sagt: „Diese Eigenthümlichkeit des nominativischen Subjectsausdrucks macht das Nomen actionis nicht zu einer wirklichen Zwitterbildung, zu einem Nomen, das zugleich Verbum, oder einem Verbum, das zugleich Nomen ist, so dass man berechtigt wäre desswegen den Namen „Infinitiv“ auf diese Form anzuwenden. So ein gemischtes Wesen von Substantiv und Verbum ist überhaupt

an und für sich nicht denkbar", so beweist er uns nicht, dass das Verbalnomen durch jene Construction nicht zur Zwitterbildung gemacht wird. Wenn er aber fortfährt: „eine solche Zwitterbildung kann nur im Laufe der sprachlichen Entwicklung entstehen dadurch, dass die Sprache, sich selber nicht mehr begreifend, Wortformen zu Zwecken verwendet, wofür sie ihrem Ursprung nach nicht geeignet waren" (S. 28 f.), so stimmen wir ihm bei und meinen eben deshalb, dass der nominativische Subjectsausdruck einer Zeit entstamme, in der die etymologische Grundbedeutung des Verbalnomens vergessen war und bei seinem Gebrauch mehr die verbale Rection als die nominale Natur empfunden wurde.

Diese Nominativsetzung nun und der Ausdruck des Passivums an dem hebräischen Verbalnomen verhindern uns der oben angeführten Behauptung des Verf. beizustimmen, dass der semitische Infinitiv bis auf den heutigen Tag ein wahres Nomen geblieben ist. Pflichten wir nun auch dem Endresultat der Untersuchung des Verf. nicht bei, so müssen wir doch dieser selbst Sorgfalt und Gründlichkeit zuerkennen. Diese zeigt sich nicht bloss in der Erörterung der verschiedenen das Semitische betreffenden Fragen (wie der Entstehung und Construction des Nomen actionis, die unter Berücksichtigung der arabischen und hebräischen Grammatiker (S. 16—29) eingehend besprochen wird, der Bildungsweise der Nomina actionis (S. 36—52) u. a.) sondern auch in der Behandlung allgemein sprachwissenschaftlicher Momente.

M. Holzman.

Nachtrag zum Infinitiv.

Wer, der das funfzigste Lebensjahr erreicht hat, hätte nicht bemerkt, dass so manche Blüte, welche sein Geist in der Zeit der ersten Entwicklung angesetzt hatte, entweder durch den Sturm des Lebens abgerissen worden oder aus Mangel an allesbewältigender Kraft nicht zur Frucht gediehen ist? Ich

habe es nicht vergessen, dass ich vor zwanzig Jahren, als ich mich kurz über den Infinitiv äusserte, auch das Vorhaben ausgesprochen habe, dieser Kategorie eine ausführliche Monographie zu widmen (Grammat., Log. u. Psych. S. 373). Diesen Vorsatz auszuführen, habe ich nicht einmal angefangen.

Indessen haben andere tüchtig gearbeitet, vor allen Bopp selbst, und auch was die jüngsten, in diesem Hefte besprochenen Schriften bieten, denen sich E. Walder, der Infinitiv bei Plautus. Berlin 1874 anschliesst, ist mit Dank anzunehmen. So liegt heute ein wirklich wertvolles Material zu einer Geschichte des Infinitivs vor, und, wenn ich meine, dass wir eine solche doch noch nicht besitzen, so bezeichne ich als den Grund hiervon den Umstand, dass man die rechten Gesichtspunkte zur Deutung der Tatsachen noch nicht gefunden hat.

Verlangt man einen mit mathematischer Schärfe zu führenden Beweis dafür, dass die geschichtliche Entwicklung des Infinitivs nicht gegeben werden kann, wenn man nicht weiß, was der Infinitiv ist? Schade, dass ich diesen Beweis nicht geben kann; — aber weder Walder, noch Wilhelm, noch Jolly haben gesagt, was die Kategorie des Infinitivs besagt; sie waren nur bemüht, festzustellen, wie die lautliche Form des Infinitivs beschaffen war, und von welchen Wörtern er herbeigerufen, regiert ward. Schade, wiederhole ich, dass ich den Beweis nicht geben kann: denn Jolly ist ganz entgegengesetzter Ansicht. In der Lehre vom Infinitiv, sagt er (S. 47), ward das alte Problem da auf einmal gelöst, als man aufhörte zu fragen: Was ist, was bedeutet der Infinitiv? und anstatt dessen die neue Frage aufwarf: Wie ist der Infinitiv entstanden?" Wie hierüber die neckischen Kobolde kichern, das hört Jolly nicht.

Wilhelm von Humboldt ist ein grosser Mann, sagt Jolly; aber seine Aeusserungen über den Infinitiv sind „durch die Forschungen der historischen Schule völlig antiquirt." Wie seine Sprachforschung überhaupt zeigen sie „glänzende Vorzüge," aber auch „bedeutende Irrtümer;" da „entfaltet sich der Rationalismus und Subjectivismus in vollster Blüte; „sie beweisen, wie weit auch eine geübte Combination und ein feines Verständnis für das Sprachleben fehlgehen können, wenn die

Rücksicht auf die Tatsachen der Sprachgeschichte ausser Augen gesetzt wird.“ Sie sind sogar „vom Standpunkte der traditionellen Grammatik widerlegt“ und „neuerdings,“ d. h. vor zwanzig Jahren, sagt Jolly, soll ich dieselben „einer eingehenden und geistreichen, entschieden negativen Kritik unterzogen haben.“ — Dagegen muss ich doch protestiren. Meine Kritik der Ansicht Humboldts über den Infinitiv ist so wenig „entschieden negativ,“ wie meine Kritik an Humboldts Begriff der innern Sprachform. Sie ist vielmehr entschieden positiv, insofern sie durch Wegschaffung gewisser Mängel, die Grundgedanken um so sicherer festzustellen bemüht war. So viel, was mich betrifft, und hier bin ich doch wohl competent. Was aber die Kritik betrifft, welche Lindau (bei Wilhelm p. 2) an Humboldt übt, so ist sie eben die Kritik eines abstracten Logikers; und beweist das Gewicht, welches Wilhelm und Jolly auf dieselbe legen, nur (was ich längst weiß), dass die sogenannten historischen Grammatiker, welche sich so nennen, weil sie bloß Lautwandel betrachten, so oft sie von der Bedeutung reden, Beckerianer sind.

Wenn ich nur, da ich nun einmal den angedeuteten Beweis nicht führen kann, wenigstens aus dem Gekicher der Kobolde etwas heraushören könnte! Da schreit Einer aus ihrer Mitte: „naturwissenschaftliche Methode,“ und da entsteht ein Durcheinander, und die ganze Schaar schlägt Purzelbäume. Da ruft wieder Einer, der am kräftigsten mit den Beinen ausschlug und am wirbelndsten sich auf dem Kopfe drehte: „das Vergessen der etymologischen Grundbedeutung“ (S. 52); und dann radschlagend: „Weniger Physiologie und mehr Geschichte“; ein Anderer: „die Lunge ein hydrostatischer Apparat;“ ein Vierter: „das Ohr ein Organ zum Wasser-Atmen.“ Meint man nicht, man sei in einer Hexenküche? Ich hatte mir aber die beiden letzten Ausrufungen in mein Notizbuch geschrieben, das ich immer hinter den Ohren trage, und war damit zu meinem Collegen dem Anatomen gegangen. Und der sagte mir, die Kobolde hätten so unrecht nicht; denn die Lungen seien aus der Schwimmblase der Fische, und das Gehörorgan sei aus den Kiemen gebildet. Ha, ha, dachte ich; unsere Lungen und

Ohren müssen wohl ihre etymologische Grundbedeutung völlig vergessen haben.

Nur soviel will ich sagen. Ich bleibe dabei: nicht ein ewig ruhendes Sein und auch nicht ein absolutes Werden; sondern ein Sein im Werden, wodurch das Sein wirkliches Leben, und das Werden *λόγον* hat. Wie ist der Infinitiv entstanden? will man wissen, und weiss noch gar nicht, was ein Infinitiv ist. Woher will man denn wissen, ob ein Infinitiv ist?

Was der Infinitiv, was das Participium ist, glaube ich zu wissen und habe es gesagt. Gegen Lindau und Beckerianer werde ich so wenig streiten wie mit Blinden über Farbe. Wer es leugnet, dass in *ὥς ἄρα φωνήσας ἀπεβήσετο* das Wort *φωνήσας* „die ganze Verbalnatur“ besitzt und „streng zum Verbum zu rechnen“ ist, mag es tun. Auch übersetzen wir, wie ich meine, *δοκεῖς ἁμαρτεῖν* wohl am genauesten durch „Du hast Dich geirrt, scheint es.“

Leider hat das Alt-Indische für Untersuchungen auf dem Gebiete der Syntax und der Bedeutungslehre nicht die Wichtigkeit wie in der Lautform. Das Sanskrit ist nicht so sehr todt, als vielmehr geistlos (der vedische Dialekt geistarm). Eine Sprache, welche sagt (Bopp § 851) „nicht auch (bin) ich Verlassungs-Verlangen-habend dich“ für: auch will ich dich nicht verlassen, eine solche Sprache degradirt sich mit ihrer Lautfülle zur Formlosigkeit.

Für diesmal muss ich es hierbei bewenden lassen.

H. Steinthal.

G. Gerber, Die Sprache als Kunst. 2. Band. 1873/1874.

Nachdem der zweite Band dieses Werkes erschienen ist und nunmehr das Ganze vorliegt, können wir nicht umhin, mit einem abschliessenden Urtheil auf dasselbe zurückzukommen. So ausführlich wie unsere Besprechung des ersten Bandes war (Band VII, 418—447 dieser Zeitschrift), braucht diese zweite

schon darum nicht zu werden, weil der Verf. nicht nöthig gefunden hat, auf unsere Bemerkungen irgend welche Rücksicht zu nehmen, ausgenommen vielleicht durch die allerdings wohl angebrachte Modifikation des Titels: „Sprachkunst im Dienste der Rede“ statt: im Dienste der Sprache.

Im Ganzen hat der zweite Band unsere zum Theil schon ausgesprochenen Erwartungen bestätigt. Betreffend die Anlage finden wir, dass die jetzt als zweiter Theil behandelte (früher als dritter angekündigte) „Sprachkunst im Dienste der Rede“ verhältnissmässig etwas zu viel Raum einnehme (auch noch die 100 ersten Seiten der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes), da doch innerhalb dieses Abschnittes manche Wiederholungen, auch aus dem ersten Bande, vorkommen. Dass durch dieses Maßverhältniss der dritte Haupttheil, „die selbständigen Werke der Sprachkunst“ über Gebühr verkürzt worden sei, können wir zwar nicht behaupten, da die für denselben in Aussicht genommenen kleineren Formen der lyrischen und didaktischen Poesie sämmtlich zur Behandlung kommen; doch hätte diese noch etwas ausführlicher sein dürfen, und das letzte Capitel, behandelnd „das Grenzgebiet zwischen Sprachkunst und Dichtkunst“ (nur 10 Seiten) bietet keinen ganz befriedigenden Abschluss, indem die Grenzen der zwei Künste etwas unbestimmt in einander verlaufen. So kann denn auch die Hauptfrage, ob es dem Verf. gelungen sei, eine Sprachkunst als selbständiges coordinirtes Glied in das System der Künste einzufügen, nicht mit voller Entschiedenheit beantwortet werden, zumal da schon die Vorrede des ersten Bandes sich über die Absicht des Verf. in dieser Beziehung schwankend ausdrückte, indem er S. IV. allerdings jenes Ziel sich setzt, S. V, VI aber das Wort „Kunst“ nur in bildlichem Sinn auf die Sprache angewandt wissen will und auf systematische Abrundung ausdrücklich verzichtet. Wir können daher höchstens sagen: der Verf. hat das allerdings vorhandene Mittelgebiet zwischen der Sprache einerseits, der Rede und Dichtkunst andrerseits, in seiner vollen Bedeutsamkeit nachgewiesen und zum ersten Male in vollständigem Zusammenhang behandelt; ob und wie nun die Sprachwissenschaft und die Aesthetik diese Leistung an-



erkennen und benutzen werden, bleibt abzuwarten. Die Poetik dürfte sich Glück wünschen, von Bestandtheilen befreit zu werden, deren richtige Stellung in ihrem Gebiet immer zweifelhaft und schwierig war; dass aber die aus Bruchtheilen erbaute „Sprachkunst“ eine selbständige Stellung im System der Künste einnehmen und behaupten werde, müssen wir bezweifeln, da ein allzu grosser Theil der „Sprachkunst“ nur im Zusammenhange grösserer Werke der Poesie oder Prosa vorkommt und die wirklich selbständigen Erzeugnisse der Sprachkunst verhältnissmässig zu klein sind, um den Namen „Werke“ zu tragen.

Uebrigens dürfen wir das Werk, des Hern. G. abgesehen von seiner eigenen Systematik und von seinem Verhältniss zu den angrenzenden Wissenschaften und Künsten, als ein bedeutendes und verdienstliches bezeichnen. Es enthält eine Fülle von Gelehrsamkeit und Belesenheit; es ist belehrend durch die reichen Auszüge aus den Werken der alten Grammatiker und Rhetoriker, auch der Aesthetiker und Litterarhistoriker neuerer Zeit; zugleich ist es aber auch unterhaltend durch eine Blüthenlese von Gedanken und Redeformen aus der Litteratur der bedeutendsten Culturvölker. Wenn die Terminologie der Alten vielleicht einen etwas zu grossen Raum einnimmt, und der auf die Darstellung derselben verwandte Fleiss nicht ganz entsprechende Früchte mehr für uns tragen kann, weil jene Termini theils an Verworrenheit, theils an Weitschweifigkeit leiden, so wollen wir daraus dem Verf. keinen Vorwurf machen, da er selbst (S. V der Vorrede zum ersten Band) sich dabei nur das Verdienst zuschreibt, einmal vollständig gesammelt zu haben, „was festzuhalten und was aufzugeben räthlich erscheinen mag.“

Wir schliessen unsere Anzeige mit einigen Bemerkungen über den letzten Theil des Buches, die „selbständigen Werke der Sprachkunst.“ Die Eintheilung derselben ist nicht ohne Symmetrie und Consequenz, freilich auch nicht ohne einige Künstlichkeit und Gewaltsamkeit, mit den früheren Formen der Sprachkunst insbesondere mit den Figuren und Tropen, in Zusammenhang gebracht, und dadurch ist allerdings, wenigstens äusserlich, eine gewisse systematische Abrundung hergestellt.

„Den etymologischen Figuren der naiven Sprache, den phonetischen der litterarischen, entsprechen diejenigen selbstständigen Werke der Sprachkunst, welche wir Laut- und Wortspiele nennen; den syntaktischen und noetischen Figuren die Sinnsprüche; den ästhetischen Figuren die symbolischen Sprachbilder.“ (S. 111). Die letzteren werden (S. 220) (wo sie übrigens „ästhetische“ statt „symbolische“ titulirt sind) auf Synekdoche, Metonymie, Metapher (Beispiel, Vergleichung, Gleichniss) zurückgeführt; ihre entsprechenden drei Hauptformen sind: Fabel, Parabel, Allegorie.

Ueber einige von diesen „Sprachbildern“ wäre viel zu sagen, wenn man die historische Entwicklung derselben und z. B. die Berührung von Sprichwort, Fabel und Räthsel in der mehrfachen Bedeutung des griechischen *αἶνος* nachweisen wollte, (vgl. S. 169, 170, 173, 225, 264); aber die Aesthetik darf zwar die litterarhistorische Entwicklung nirgends ausser Acht lassen, doch nicht sie in sich aufnehmen, da sie zunächst das Gewordene zu würdigen, nicht das Werden selbst zu begreifen hat. — Dass erst durch Anerkennung der „Sprachkunst“ der litterar-historische Streit über die zeitliche Priorität der epischen oder der lyrischen Dichtung entschieden werden könne, wird (S. 117) zwar behauptet, aber die Frage wird nur umgangen oder verschoben, indem die ersten Hervorbringungen der Kunst einer Zeit angehört haben sollen, wo es noch gar keine eigentliche Dichtung gab, sondern nur eine Sprachkunst, welche sich mit der Bildung einzelner Strophen (altdeutsch *liet*) begnügte. Zur Annahme einer ursprünglichen Indifferenz oder Mischung der beiden Gattungen bedurfte es wahrlich nicht erst der Schöpfung einer besondern „Sprachkunst.“ Uebrigens verwahrt sich Hr. G. (S. 118) dagegen, dass die Sprachkunst etwa nur als eine Vorstufe der Dichtkunst anzusehen sei, da sie ja auch neben dieser noch fortlebe.

Unrichtig ist, dass der Rhythmus, welchen schon die naiven Lautspiele (in Volks- und Kinderreimen) suchen und zum Theil wirklich zeigen, mit metrischen Gesetzen nichts zu thun habe. (S. 121); wenigstens die deutschen Beispiele, welche (S. 121)

angeführt werden, fügen sich in das Gesetz der ältern Metrik, wonach die Senkungen zwischen den Hebungen fehlen können.

Richtig wird (S. 167) eine Haupteigenschaft des Sprichwortes darin erkannt, dass es eine Geschichte habe, aber mit Unrecht wird ihm (S. 168) eine vorzugsweise oder ausschließliche Beziehung auf die Gegenwart zugeschrieben. Das Sprichwort beansprucht eine ebenso zeitlose Geltung, wie die Gnome, und die Verschiedenheit beider besteht vielmehr in dem niedrigeren sittlichen Standpunkt und in dem volksthümlichen Ursprung und Gepräge des Sprichwortes, das allerdings meistens durch irgend einen gegenwärtigen Fall veranlasst und zunächst auf diesen angewandt, aber doch nicht erst aus ihm geschöpft und nur auf ihn berechnet ist. Von den Sprichwörtern werden zu wenig oder mit falschen Beispielen unterschieden die sprichwörtlichen Redensarten (S. 172) und von diesen wieder bloss bildliche. (S. 174); auch die apologischen Sprichwörter (S. 171, 173, 174, 245) werden zu wenig als eine besondere Art zusammengefasst. Unsere Ansichten über diese Gegenstände besonders auch über das Verhältniss der Sprichwörter zu den Citaten, haben wir in d. Z. IV, 491—504 ausgesprochen. — Zu der Bedeutung und Etymologie von *παροιμία* (S. 173 Anm.) gibt das mhd. *bispel* (S. 226) eine bemerkenswerthe Parallele, ebenso das spanische *refran*, Sprichwort, und zu *bispel* wieder das lat. *adagium*, aus *ad* und *ajo*; vgl. auch unser „Anspielung." — Mit Recht wird (S. 176) der nationale Charakter und Werth der Sprichwörter eingeschränkt; aber die französischen und englischen Parallelen (S. 177—179) sind grösstentheils nicht originale Sprichwörter, sondern nur Uebersetzungen der Deutschen.

Von der Fabel wird (S. 227) gesagt, sie beruhe auf einem „Beispiel," welches, wie die Synekdoche, als Einzelnes das Ganze vertritt; aber gleich nachher wird hinzugefügt, das Beispiel stehe nicht, wie die Synekdoche, an Stelle des Ganzen, sondern selbständig daneben. Dieser Unterschied ist entweder ein Widerspruch, oder er ist so scharf, dass er schartig macht (sprichwörtlich zu reden) ähnlich wie der Verf. Lessings Theorie von Fabel und Epigramm gegenüber der

von Herder findet. (S. 235, 189). — Grimms Versuch, die Thierfabeln nur als Trümmer eines Thierepos zu erklären, (S. 232) war allerdings eine Uebertreibung; aber ebenso verkehrt ist die seither aufgebrachte Ansicht, das germanische Thierepos sei nur aus den importirten äsopischen Fabeln erwachsen; eine richtige Vermittlung der beiden Extreme gibt Wackernagel, Kleine Schriften, Band II, 234.

Zürich, Januar 1875. Ludwig Tobler.

Werber, Die Entstehung der menschlichen Sprache und ihre Fortbildung. Mit einer Einleitung: des Menschen Stellung in Natur und Geschichte. Heidelberg 1871.

Der Titel verspricht viel; und das alles sollen 40 Seiten leisten.

Der Verf. hat schon sein 50jähriges Doctor-Jubiläum gefeiert. Wir erhalten also hier gewissermaßen ein Testament. Er ist Mediciner von Fach. Das Schriftchen zeigt ihn uns als einen wirklich gebildeten Mann und flößt uns Hochachtung für seine Persönlichkeit ein; wäre es als Manuscript für seine Freunde gedruckt worden, so hätte es seinen Zweck vollkommen erfüllt. Aber sowohl als Widerspruch gegen die herschenden Ansichten wie als positive Belehrung in die Welt gesandt, kann es sich nicht geltend machen. Des Verf.'s ideales geistvolles Streben findet in uns vollen Widerklang; in unserer Zeit aber bedarf der Idealismus eines ganz anderen Rüstzeugs als das ihm zu Gebote stehende.

St.

Aufruf.

Es geht uns vom Ausschuss des „Comités für das Herbart-Denkmal“ ein Aufruf zu, dem wir grösstmögliche Verbreitung wünschen. Um das Unsrige beizutragen, drucken wir ihn hier ab:

Die hohe Bedeutung der Bewegungen, welche in der Gegenwart unser ganzes äußeres und inneres Leben durchdringen, darf die Verdienste derjenigen Männer nicht in Vegessenheit bringen, denen es gelang, am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts in einem einflussreichen Theile unsres Volkes ein ernstes, von allem unmittelbaren Nutzen absehendes Streben nach Wahrheit zu erwecken, zu leiten und zu erhalten. Diese großen Denker haben nicht wenig dazu beigetragen, unser Volk zur Lösung der schweren Aufgaben, welche die Gegenwart ihm auferlegt, geschickt zu machen. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, in langen trüben Zeiten den deutschen Geist vor Versumpfung zu bewahren, ihn durch ernste Denkarbeit zu stärken und zu stählen, ihn zu befreien von den Fesseln fremder Autorität, dem deutschen Volke den sittlichen Ernst zu erhalten, ohne welchen es schon längst zu Grunde gegangen wäre, in den Zeiten politischer und commercieller Nichtigkeit die Achtung vor seinem Namen zu erhalten. Zu jenen Männern gehörte auch Johann Friedrich Herbart, Professor der Philosophie in Königsberg und Göttingen. War dessen unmittelbare Wirkung auf seine Zeitgenossen auch weniger ausgebreitet als die mancher Andern, so war sie dafür um so nachhaltiger. Es existirt noch jetzt eine Herbartische Schule, welche innerhalb und außerhalb Deutschlands zahlreiche Anhänger zählt, und welche sich ernstlich bestrebt, die Lehren ihres Meisters weiter auszubilden, sie für Wissenschaft und Leben fruchtbar zu machen. Aber auch unter denen, welche ihr nicht angehören, ja selbst unter ihren Gegnern giebt es sehr Viele, welche die Größe und die Bedeutung des Mannes in vollem Maaße anerkennen. Der Ernst, die Tiefe und der Reichthum seines Geistes, die Energie und die große Besonnenheit seines Denkens, die Strenge und die Reinheit seiner Sittenlehre, die reichen Ergebnisse seiner Forschungen, welche zum

Theil auch außerhalb des Kreises seiner eigentlichen Anhänger Anerkennung gefunden haben, sichern ihm einen ehrenvollen Platz neben den größten Philosophen des Alterthums und der neuern Zeit.

Am 4. Mai 1876 werden es gerade 100 Jahre, dass Herbart in der Stadt Oldenburg das Licht der Welt erblickte. Es ist natürlich, dass bei den Anhängern und Verehrern dieses Mannes, sowie bei den Bürgern seiner Vaterstadt der Wunsch sich geltend gemacht hat, diesen Tag nicht ohne Feier vorübergehen zu lassen; ihn vielmehr zu benutzen, um den Verdiensten des Verstorbenen ein bleibendes Erinnerungszeichen zu stiften. Die unten Bezeichneten sind zusammengetreten, um diese Sache ins Werk zu setzen. Es ist die Absicht, Herbart in seiner Vaterstadt ein einfaches Denkmal zu errichten, welches aus einer Colossalbüste auf einem passenden Postamente bestehen soll; als Stelle für dasselbe ist ein Platz an der Herbartstraße, dem neuen Realschulgebäude gegenüber, vorläufig in Aussicht genommen. Die Anhänger und Verehrer des großen Philosophen sowie die Bürger seiner Vaterstadt werden daher ersucht, die Ausführung des projectirten Unternehmens durch ihre Beiträge zu unterstützen.

Etwaige Ueberschüsse sind zur Gründung eines Herbart-Fonds bestimmt, über dessen Zweck u. s. w. die weiteren Beschlüsse vorbehalten werden.

Am 17. October 1874.

von Alten, Oberkammerherr; **von Hagen,** Oberst, Comm, d. 91. Inf.-Regt.; **Prepping,** Rathsherr (Cassenmeister); **Sander,** Oberschulrath und Seminar-Director; **Strackerjan,** Realschul-Director — Oldenburg. **Ballauf,** Conrector, Varel (Oldenburg); **Dr. Drobisch,** Geh. Hofrath und Professor, Leipzig; **Dr. Lazarus,** Professor, Berlin; **Thilo,** Oberconsistorialrath, Hannover; **Dr. Ziller,** Professor, Leipzig; **Dr. Zimmermann,** Hofrath u. Prof. Wien.

Wir, die wir nie vergessen können, dass unsre wissenschaftlichen Bestrebungen auf Herbarts Ideen beruhen, schließen uns der vorstehenden Bitte an und erklären uns zur Empfangnahme und Weiterbeförderung der eingehenden Beiträge gern bereit.

Prof. Lazarus
N. W. Königsplatz 5.

Prof. Steinthal
N. W. Kronprinzen-Ufer 25.

Anzeige.

Es ist uns die Anzeige zugegangen, dass mit dem October 1875 in England eine neue Zeitschrift erscheinen wird unter dem Titel: **Mind, a Quarterly Review of Scientific Psychology and Philosophy.** Williams & Norgate. London.

Wir begrüßen dieses Unternehmen mit Freuden. Als Herausgeber wird uns Herr Prof. Croom Robertson genannt; aber auch die Herren Bain und Flint sind an demselben beteiligt. (Ueber des Letztern Werk The philosophy of history in France and Germany. Edingburgh and London 1874. werden wir im nächsten Heft Bericht erstatten.) Der Kreis von Erkenntnissen, welcher in der neuen Zeitschrift behandelt werden soll, dürfte ungefähr oder völlig dem unsrigen gleich sein. Es heißt hierüber: All special lines of investigation affording insight into Mind, in dependence on the main track of psychological inquiry, will receive attention in the Review; e. g. Language, Primitive Culture, mental Pathology, Comparative psychology. — Beyond Psychology proper, the Review will be occupied with questions of Logic, Aesthetics and Ethics; the theory of intellect, feeling and will being naturally followed by the doctrine of their regulation. So wird auch die Pädagogik nicht unbedacht bleiben.

Die Zeitschrift wird selbständige Untersuchungen, ausführliche Berichte über wichtige Werke und kürzere wissenschaftliche Notizen bringen. Das Heft von etwa acht Bogen wird drei Schilling kosten.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

„Ich soll“: der Widerspruch, dass das Ich materiell besondere Existenz hat und auch geistig eine individuelle Kraft bildet, nach seinem Wesen und Inhalt aber ganz und gar aus einem Gemeinsamen fließt und in ihm aufgeht; dass es nur eine Gedankengruppe des allgemeinen Geistes bildet, und doch für sich besteht. Wir sind unserer Erscheinung nach nicht da, wo unsere ideale Heimat ist: solch ein Wesen ist zur Sittlichkeit geboren.

Wir beginnen also die Ethik nicht mit dem Einzelnen und suchen Verhältnisse in ihm, welche als löblich erkannt werden, um dann weiterzugehn zu Verhältnissen zwischen ihm und dem andern Einzelnen, um endlich die erhabene Hypothese einer beseelten Gesellschaft zu machen. Uns ist vielmehr diese das Erste, und sie das wahrhaft Wirkliche; in ihr wurzelt der Geist des Einzelnen, mit ihr müssen wir beginnen. So sind die in ihrer Fülle unerschöpflichen sittlichen Verhältnisse von Anbeginn gesetzt, und die innere Freiheit des Einzelnen, welche alle Ideen umschließt, erscheint zuletzt. Der Freie ist Frucht und Ziel der begeisteten Gesellschaft; und jeder in ihr hat jeden zum Zweck, und alle das Ganze.

Dieser Allgeist, der den Einzelgeist schafft, um von ihm geschaffen zu werden, hat freilich keine Persönlichkeit; aber er ist wirkliches Subject. Er ist die höchste Wirklichkeit, Inbegriff aller geistigen Macht, obwohl nur ideal; von der Menschheit getragen und sie tragend, das All im Gedanken umfassend, in endloser Entwicklung — er ist der höchste Begriff, und wir erlangen ihn durch Erfahrung. Er ist die Wahrheit; in ihm und durch ihn leben wir geistig, in ihm verharre ich ruhig und beglückt. Und so sind auch die sittlichen Ideen nicht bloße unwirkliche Gedankendinge, luftige Ideale — nein, es sind wahre Mächte, die ihre ideale Wirklichkeit haben und wirklich fordern.

Auf die einzelnen sittlichen Ideen, die sämmtlich aus dem Gesammtgeiste fließen, will ich heute nicht eingehn. Nur der Rechts-Idee will ich gedenken. Ob sie jemals irgendwo ihre wahre Verwirklichung gefunden? ob die positiven Gesetze bisher nicht meist Bastarde, untergeschobene Kobolde waren? das mag

Und wenn alles, lieber Lazarus, in Zweifel sinkt, Freiheit, Seele, Gott, und darin versinkt — Eins bleibt: Ich soll. Ich bin; also soll ich: dieser unmittelbare Schluss ist so gewiss wie der: ich habe Augen; also sehe ich. Es ist kein Schluss, sondern Analyse, Erklärung. Darum lassen sich die Glieder auch umdrehen: ich soll; also bin ich. Denn nur sollend bin ich, nur sollend bin ich was ich bin: Mensch. Diese unmittelbare Erkenntnis mag der Logik und Metaphysik entbehren, ihr mag die gewöhnliche Erfahrung Trotz bieten — sie bleibt, und der Mensch mit ihr, und (es mag so sein) sie mit dem Menschen.

Ob Sollen oder Ideen? — was liegt wohl daran? Die Ideen sind das entfaltete Soll. Zwischen beiden besteht bloß ein Unterschied der Gemütsneigung. Dem Juden nach seiner dreitausendjährigen Denk-Gewohnheit und wohl auch dem heutigen Menschen überhaupt nach gegenwärtigem Temperament erscheint sein Wesen lieber als zu betätigende Pflicht; dem Zeitgenossen Schillerscher und Göthescher Muse erschien es als Beifall fordernde ideale Gestalt. Ihn beredeten Chariten schmeichlerisch zur Verwirklichung des Edeln; uns treibt es mehr wie jenen feuereifrigen Alten „in härenem Gewande und mit einem ledernen Gürtel umgürtet um seine Lenden."

So war es also nicht „das ewige Schicksal", dieser elende Zufall, der uns zu Männern geschmiedet; er war nur das Feuer, in welchem der Hammer des sittlichen Gedankens den Charakter formte.

Fünf und zwanzig Jahre sind es, seit Du . . . .

Und so will ich schweigen von dem was uns betroffen hat und will reden von dem Gedanken, den Du geschaffen, von der Völkerpsychologie, wie ich ihn verstehe.

Sie wäre ja schon gut, die Völkerpsychologie, und wenn sie auch eben nur ein Teil der Psychologie wäre. Aber weil sie dies ist, ist sie mehr; und sie würde mir doch nicht so ins Herz gewachsen sein, wenn sie nicht der Ethik den sichern Boden bereitete.

„Ich" wird von uns nicht als Ich-Ich gedacht, sondern als eingeschlossen in einem „Wir", einem Gemeingeist, der wahrhafte geistige Wirklichkeit hat. Das ist eben der Sinn von

„Ich soll“: der Widerspruch, dass das Ich materiell besondere Existenz hat und auch geistig eine individuelle Kraft bildet, nach seinem Wesen und Inhalt aber ganz und gar aus einem Gemeinsamen fließt und in ihm aufgeht; dass es nur eine Gedankengruppe des allgemeinen Geistes bildet, und doch für sich besteht. Wir sind unserer Erscheinung nach nicht da, wo unsere ideale Heimat ist: solch ein Wesen ist zur Sittlichkeit geboren.

Wir beginnen also die Ethik nicht mit dem Einzelnen und suchen Verhältnisse in ihm, welche als löblich erkannt werden, um dann weiterzugehn zu Verhältnissen zwischen ihm und dem andern Einzelnen, um endlich die erhabene Hypothese einer beseelten Gesellschaft zu machen. Uns ist vielmehr diese das Erste, und sie das wahrhaft Wirkliche; in ihr wurzelt der Geist des Einzelnen, mit ihr müssen wir beginnen. So sind die in ihrer Fülle unerschöpflichen sittlichen Verhältnisse von Anbeginn gesetzt, und die innere Freiheit des Einzelnen, welche alle Ideen umschließt, erscheint zuletzt. Der Freie ist Frucht und Ziel der begeisteten Gesellschaft; und jeder in ihr hat jeden zum Zweck, und alle das Ganze.

Dieser Allgeist, der den Einzelgeist schafft, um von ihm geschaffen zu werden, hat freilich keine Persönlichkeit; aber er ist wirkliches Subject. Er ist die höchste Wirklichkeit, Inbegriff aller geistigen Macht, obwohl nur ideal; von der Menschheit getragen und sie tragend, das All im Gedanken umfassend, in endloser Entwicklung — er ist der höchste Begriff, und wir erlangen ihn durch Erfahrung. Er ist die Wahrheit; in ihm und durch ihn leben wir geistig, in ihm verharre ich ruhig und beglückt. Und so sind auch die sittlichen Ideen nicht bloße unwirkliche Gedankendinge, luftige Ideale — nein, es sind wahre Mächte, die ihre ideale Wirklichkeit haben und wirklich fordern.

Auf die einzelnen sittlichen Ideen, die sämmtlich aus dem Gesammtgeiste fließen, will ich heute nicht eingehn. Nur der Rechts-Idee will ich gedenken. Ob sie jemals irgendwo ihre wahre Verwirklichung gefunden? ob die positiven Gesetze bisher nicht meist Bastarde, untergeschobene Kobolde waren? das mag

ungefragt bleiben. An dem reinen Inhalt dieser Idee liegt mir. Herbarts Abneigung gegen den Streit erkläre ich mir wieder aus seiner ästhetischen Natur, seiner edlen Bildung, die alles Gemeine flieht. In der Geschichte der Menschheit aber finde ich seine Ansicht in der Hirten-Periode und also bei unsern Stammvätern vertreten. Als die Hirten von Abrams Vieh mit denen von Lots Vieh um die Weide in Streit gerieten, da sprach Abram zu Lot: „Lass doch keinen Streit sein zwischen mir und dir, scheiden wir uns doch von einander! Willst du zur Linken, so wende ich mich zur Rechten; und willst du zur Rechten, so wende ich mich zur Linken“. Das ist Herbartische Ethik. Dabei aber kommt kein Recht und kein Staat zustande. Als dann weiter das Strafgericht über Sodom und Gomorra verhängt werden sollte, wie billig, wie mild dachte da Abram! wie fürchtete er, die Strafe könne bis in das Unrecht geraten! Dennoch aber griff er nach dem Schwerte, als ein Raubzug seinen Bruder-Sohn mit aller Habe wegführte, — um des Rechts willen. Also auch der streitfliehende Hirt kämpft um das Recht. Gibt es aber solcher Fälle, wo um das Recht zu kämpfen die Pflicht fordert, so kann die Rechts-Idee nicht die bloße Weisung enthalten: vermeide den Streit, schaffe eine Uebereinkunft. — Nun meine ich: das Recht wird nicht erst von uns gemacht, von den Einzelnen festgestellt, um den Streit zu schlichten und zu meiden, als wäre es vorher nicht gewesen; nein, es wird nur gefunden und anerkannt, es wird nur der Schein aufgehoben, als wäre es nicht dagewesen. Aber es war und ist da, nicht durch uns, die Einzelnen, sondern über uns, und darum muss es zur Not auch mit Kraft geltend gemacht werden. Ja freilich, wäre der Einzelgeist das Frühere, er müsste ein Recht setzen; da aber der Gesammtgeist das Ursprüngliche ist, so teilt er dem Einzelnen, den er gebiert, mit der Geburt auch sein Recht zu. Darum hat jeder sein Recht als sein geistiges Sein zu verteidigen. Wird er angegriffen, als wäre er ein bloßes Individuum, ein schlechtes Exemplar, so muss er sich wehren, um der Gesammtheit willen, aus der er geboren, und die in ihm verletzt ist, muss kämpfen um das Recht. Da tritt das Soll an ihn heran.

So ist es wohl erklärlich, dass einerseits der Kampf um das Recht unser ganzes Gemüt zur vollen Teilnahme weckt, unser Dasein erhöht, jede Faser in uns spannt, und dass andrerseits die Verletzung des Rechts so hässlich erscheint. Denn mit dem Recht verleugnet der Verbrecher allemal den Quell desselben und verletzt seine eigene geistige Wurzel; er ist gewissermaßen ein Sohn, der die Hand gegen Vater und Mutter hebt.

Freilich, wie wir alle irren können, so können wir auch alle Unrecht haben und Unrecht begehen. Der Irrende aber leugnet die Wahrheit nicht: so leugnet auch nicht jeder, der Unrecht begeht, das Recht. Nur der Selbstsüchtige, der wissentlich sein Selbst höher stellt als den Gemeingeist, verleugnet das Recht; und mit diesem Abfall von der Gesammtheit hat er das ihm angeborene Recht verwirkt. Indem er aber willig die Strafe übernimmt, kehrt er zurück.

Und wie, wenn der Verteidiger des wirklichen Verbrechers die Schandtat zwar in aller ihrer Grässlichkeit zugesteht, aber sich zum Ankläger umwandelt und den Sträfling als Verbrechen der Gesellschaft hinstellt? Was, auch abgesehen von Sophisten, doch schon mancher sittliche Denker behauptet hat, dass die Gesammtheit für den Einzelnen verantwortlich ist, findet durch die Völkerpsychologie seine Beschränkung, aber innerhalb dieser Grenzen seine tiefere Begründung. Wie mancher Elende, (wenn er nur nicht eben so elend wäre, Gedanken und Sprache verloren, wenn je besessen zu haben) dürfte uns anreden: „Was habt ihr denn getan, um mich in die begeistete Gemeinschaft aufzunehmen? Ihr habt mir einen Leib gegeben, aber keine Seele“. Solche Anklagen sollen nicht überhört werden.

Genug davon. St.

Steinthals Einleitung in Psychologie und Sprachwissenschaft wird bald vier Jahre alt, ohne dass ihre Wirksamkeit bisher sich sehr fühlbar gemacht hätte. Wie wir es aus der Geschichte der Wissenschaft wissen, finden eben so umfassend angelegte theoretische Werke selten sofort eine

glänzende Aufnahme und einen durchschlagenden Erfolg; indessen von den Lesern dieser Zeitschrift darf ich voraussetzen, dass ihnen das Buch aus eigenem Studium werde bekannt sein. In dieser Voraussetzung nehme ich dann weiter an, dass vielen unter ihnen die bahnbrechende Stellung desselben nicht kann entgangen sein. Von einem Manne, dessen Studien seit 30 Jahren dem Ursprunge und der Entwickelung des Geistes gewidmet waren, welcher seit 20 Jahren in umfassenden Arbeiten der Psychologie neue Bahnen zu öffnen bemüht ist, wird uns hier eine Neugründung der allgemeinen Psychologie als „das Beste, der Kern, das Erste und Letzte“ seiner Studien geboten. Ich meine, die Psychologie ist damit in eine neue Epoche getreten. Und nicht bloß die Psychologie. Ein Unternehmen, welches das Erkenntnissproblem so scharf bei seiner letzten Wurzel zu fassen versucht, muss, falls es glückt, einen Wendepunkt in der Entwickelung des nach-kantischen Denkens bezeichnen. Dies ist in der That nach meiner Meinung der Fall. —

Aus dem unablässigen Studium, welches ich der Einleitung seit ihrem Erscheinen gewidmet habe, ist eine Arbeit entstanden, die in der Form, welche sie bis jetzt gewonnen, als Ganzes zur Veröffentlichung nicht geeignet erscheint. Ich will nun hier einen ersten Abschnitt derselben der Oeffentlichkeit übergeben. Wenn ich dazu grade denjenigen Punkt herausgreife, in welchem allein ich mich zu Steinthal in einem Gegensatz befinde, so geschieht dies, um womöglich der Sache zu dienen. Er betrifft die metaphysische Seite der Seelenfrage.

Steinthals Buch ist in seinem ersten Haupt-Theile, der psychischen Mechanik, streng deductiv, wie die Mechanik der Physik. Demzufolge bespricht der Verfasser zuerst die allgemeinen Eigenschaften der psychischen Elemente und verfolgt deren Bewegungen von den einfachsten zu immer verschlungeneren Formen. Er musste also damit beginnen, zu zeigen, wie die allgemeinsten (metaphysischen) Bestimmungen des Elements, des Gesetzes der Identität und Beharrung, der Attraction und Repulsion, für die Seele zu fassen sind. Dadurch, dass er dies thut, erhält seine Arbeit eine exacte Schärfe und Durchsichtigkeit, welche derjenigen vergleichbar

ist, die wir an der Physik bewundern; und andrerseits erscheint die Wesensverschiedenheit von Natur und Geist gleich hier, in ihrem Keime, in voller Klarheit begründet. Indessen den Grundunterschied, der das Leben der Seele als Ganzes von der Natur abscheidet, die Einheit der Seele hat der Verfasser nicht betrachtet. Er sagt § 4:

„Nachdrücklich möchte ich sogleich hier hervorheben, dass ich auch in allen folgenden psychologischen Darlegungen bemüht sein werde, mich ausschließlich in einem Kreise von Thatsachen der Erfahrung zu bewegen, ohne etwas über das Real-Princip der betreffenden Erscheinungen zu behaupten . . . Wie man tausendfach chemische und physikalische Untersuchungen angestellt hat und zu den wichtigsten Ergebnissen gelangt ist, ohne zu fragen: was ist Materie? was Wärme? Electricität? chemischer Process? so muss es uns gestattet sein die seelischen Erscheinungen bezüglich der Gesetzmässigkeit ihres Auftretens zu prüfen, ohne Rücksicht darauf, was Seele und Bewusstsein im letzten Grunde sein mag. Die Sätze, zu denen die Psychologie gelangt, müssen einstweilen so geartet sein, dass sie sich Anerkennung erzwingen, mag man eine immaterielle oder eine materielle Seele (Central-Organ) annehmen. Schließlich müssen die Tatsachen die Principien-Frage entscheiden."

Das ist vortrefflich. Wie die Materie in der Summe ihrer Kraftäußerungen ihr Sein hat, also nicht abstracte Speculation, sondern allein die experimentale empirische Naturforschung das Recht besitzt, behufs Begreifbarkeit des Ganzen der Erfahrung den Begriff der Materie, ihr Real-Princip festzustellen, von dem Einzelforschung ganz absehen kann — genau so muss es sich mit Erforschung der Seele verhalten. Von den Thatsachen der Erfahrung allein hat die Psychologie es zu hoffen, dass sie, in gehöriger Breite erkannt, rückstrahlend dann auch die letzten Gründe auf denen sie beruhen mögen, schärfer erhellen werden. Nun mag es zweifelhaft bleiben, ob selbst auf der Grundlage der Steinthalschen Forschung die Aufstellung eines umfassenderen Begriffs der Seele zu wagen war; jedenfalls trifft Steinthal kein Tadel, dass er von einem solchen Versuche Abstand genommen, wenn wir auch nicht umhin können zu

erinnern, dass es sein Werk durchaus nicht mit Aufhellung vereinzelter Thatsachen, den Untersuchungen der Physiker und Chemiker vergleichbar, sondern grade mit dem principiellen, allgemeinen Theile der Psychologie zu thun hat, der diese Aufgabe kaum ausschliessen darf. Indessen nicht bloß von dem Real-Principe der Seele schweigt der Verfasser; er lässt „einstweilen" auch dasjenige dahingestellt, wovon er anderwärts gesagt hat, dass es ihm „unwiderleglich dargethan" scheint, nämlich „die Nothwendigkeit der Annahme eines untheilbaren übersinnlichen Wesens, einer Seele." *)

Die Schlüsse, welche zu der letztgenannten Annahme zwingen, gehören nach meiner Ueberzeugung zu dem unvergänglichen Theile der Psychologie und weisen die Möglichkeit der Annahme des Central-Organs als einer materiellen Seele ein für alle Mal ab, wie dies auch die Anmerkung zu der eben angeführten Stelle der Einleitung indirect thut. Mag also die im Fötal-Leben und später noch formbildend auftretende (also physisch-wirkende) Thätigkeit der Seele, mag ihre Herrschaft über den Leib, mag ferner die innere Entwickelung des Geistes, ja selbst die einfacheren Formen des Vorstellungslaufes noch nicht genügend aufgeklärt sein: über gewisse allgemeine Prädikate des Seelenwesens besitzen wir, wie Steinthal anerkannt hat, genügende Klarheit. Auch der Naturwissenschaft gelangen gewisse Grundbegriffe sehr früh und bedingten ihren Fortschritt. Uebrigens kommt Steinthals Arbeit, wie natürlich ist und sich leicht zeigen lässt, ohne Voraussetzung jener Prädikate ebenfalls nicht aus. Dass er sie nicht an die Spitze gestellt, ihre gesonderte Behandlung verschmäht hat, ist mir um so schmerzlicher, weil grade die allgemeinen Prädikate der Seele und der Materie, irre ich nicht, immer mehr in den Brennpunkt der öffentlichen Discussion der Wissenschaft rücken. Von hier aus werden die Naturforscher endlich das Verständniss für unsere Wissenschaft finden, nicht aber, wie Steinthal wohl annimmt, von der breiteren Basis der psychischen Mechanik. Die Gründe für diese Ver-

*) In der Kritik von Lotzes Mikrokosmos, Zeitschrift für Völkerpsychologie. Bd. IV. S. 120.

muthung werden im Verlauf meines Aufsatzes von selbst sich klarlegen.

Mich auf den einen nothwendigsten Punkt beschränkend, will ich zunächst im Anschluss an Lotze die Einheit der Seele hier sicher stellen, da wir uns später auf sie beziehen müssen. — Sehen wir ganz ab von der Einheit des Bewusstseins, welche die Erfahrung des Lebens einem jeden aufdrängt: diese soll ohne Beweiskraft sein. Nehmen wir also an, dass die Elemente des Seelenlebens, Gefühle und Empfindung, auf Anregung der Sinne einzeln in einer großen Anzahl von Hirnatomen geweckt seien. Wie ließe sich die Vielheit solcher Elemente zur Einheit eines bestimmten Gedankens zusammenfassen? Ohne eine solche Zusammenfassung des Vielen ist ein Urtheil unmöglich. Jedes Atom nun erführe je eine bestimmte seelische Wirkung. Das Innere eines jeden ist aber, da sie sämmtlich selbstständig sind, von dem andern durch den unübersteiglichen Abgrund des Nichts getrennt; so mögen sie einander noch so sehr pressen und drücken — immer hätten wir nur ein seelisches Mosaik vor uns statt eines lebendigen Gedankens. Fassten wir aber die bloßen seelischen Thätigkeiten, abgesehn von ihren Trägern, zur Einheit zusammen, so wäre das eine Resultante, die *zwischen und über* den wirkenden Factoren schwebte, ohne an einem bestimmten Factor und für ihn wirklich geworden zu sein; sie wäre höchstens für einen dritten, einen Zuschauer vorhanden, wie das einheitliche Bild einer Welle oder eines marschirenden Heeres es ist. Jedem Wassertheilchen aber, falls es Bewusstsein hätte, jedem marschirenden Soldaten kann ja direct nur *seine* eigenthümliche Lage und deren Abänderung bewusst werden, nicht diejenige des ganzen Heeres oder der Welle. Die vielfachen Bezüge des Ganzen sind also, wenn überhaupt, nur für einen Dritten, den schauenden Feldherrn z. B., erlebte Wirklichkeit und dürfen nicht an sich selber als für sich seiend substantiirt werden. Mag das Heer oder die Welle als Ganzes Subjekt sein, von dem Wirkungen ausgehen: nimmermehr sind sie Substanz die für sich ist, sich weiss und erlebt.

Die Analogie der Zusammenfassung physischer Bewegung

nach dem Parallelogramm der Kräfte lässt uns also im Stiche. Dieses Gesetz sagt nur aus, dass mehrere Kräfte, deren Wirkung ein und denselben Punkt trifft, diesem eine mittlere Wirkung ertheilen. Die Einheit aber grade dieses identischen Angriffspunktes würde hier fehlen. Wären jedoch die inneren Erregungen aller Hirnatome auf ein einziges, wie auf ihr sammelndes Centrum bezogen, an welches ein jedes seine eigenthümliche Erregung abgäbe, nun, so hätten wir ja in dieser Central-Monade die den sinnlichen Stoff sammelnde, einheitlich in sich zusammenhaltende und vielleicht auch nach eigenthümlichen Gesetzen ihn weiter bildende Seele. —

Vielheit in der Einheit ist kein Widerspruch, wie die abstracte Logik wohl gemeint hat, während wahrhafte concrete Einheit in einer Vielheit geschiedener Wesen unmöglich ist. Ein jeder Gedanke, den wir denken, bezeugt dies. Das Seelenleben wird nur verständlich durch die Einheit des Bewusstseins, welche die Mannigfaltigkeit seiner Acte zusammenfasst. Eine Vielheit von Acten also — nicht von Substanzen — hält unsere Seele in sich zusammen, ihre Vorstellungswelt daraus erbauend. Wie fremdartig auch Manchem solche Betrachtung des Eins und des Vielen zuerst erscheinen mag — sie ist nicht nur widerspruchslos, sondern was mehr ist, sie ist durch die unabänderliche Erfahrung des Geisteslebens gefordert. So kommen wir zu einem mannigfachen inneren Geschehen in den Monaden gegenüber ihren Bewegungen und Zusammenfassungen, welche die Physik betrachtet. Dabei kann (und muss sogar) der genaueste Parallelismus zwischen dem inneren Geschehen einerseits und andrerseits der nach aussen erregten Bewegung angenommen werden, so dass wir gar nicht in die Lage kommen, die Cirkel des Physiologen zu stören.

Darin aber liegt erst die wahre Bedeutung der Einheit des Bewusstseins, dass die Regungen des Seelenlebens die Resultantenbildung der physischen Kräfte, die wir oben vergleichend heranzogen, ganz und gar nicht kennen, dass z. B. die „Farben, die in unserer Erinnerung raumlos und ohne Scheidewand zusammen sind, nicht in das einförmige Grau zusammenrinnen, das wir als ihr Mittelergebniss erwarten

müssten".*) Sondern erfahrungsmäßig fasst die Seele den mannigfaltigen Inhalt, den sie gesondert empfängt, ohne seine Elemente zu zerstören, vergleichend zusammen, sondert ihn später je nach seiner inneren Verwandschaft in Gruppen und in solcher Gruppirung entspringt durch Scheiden und Verbinden immer neuer und immer werthvollerer Inhalt: die Seele ist schöpferisch.

Das ist die große Thatsache, deren Erfassung durch eine Verwässerung in viele Worte gewiss nicht erleichtert wird. Sie bezeichnet den Abgrund, welcher uns ebensowohl von Fechners anregenden Phantasmen wie von den Naturforschern trennt, deren an die sinnliche Greifbarkeit des Experiments gewöhntes Auge misstrauisch den schärfsten und unwiderleglichsten Schlussfolgerungen zusieht. Sie zeigt uns das Leben des Bewusstseins in vollem Gegensatze zu den Verbindungen und Scheidungen in der Natur. Um Seelisches zu begreifen müssen wir in die Atome ein unsichtbares intensives Geschehen verlegen. Dabei ist es ganz gleichgiltig, „als was ein Wesen sich erscheint; kann es überhaupt sich selbst, oder kann anderes ihm erscheinen, so muss es nothwendig in einer vollkommenen Untheilbarkeit seiner Natur als Eins das Mannigfache des Scheines zusammenfassen können."**) — —

Dass Steinthal solche Betrachtungen auslässt, könnten wir jedoch höchstens als eine Lücke seines Werkes bezeichnen. Wir müssen uns erinnern, dass er den Anspruch, als gäbe er eine vollständige Psychologie, ansdrücklich abweist. Nicht einmal eine vollständige Theorie der Vorstellung wolle er geben. Zunächst nämlich ist sein Buch eine Einleitung in die Sprachwissenschaft: von diesem Gesichtspunkte aus beschränkt sich die psychologische Aufgabe die er sich gestellt hat. Indessen der Ausschluss allgemeiner metaphysischer Erwägung rächt sich an einer anderen Stelle des Werkes an der Theorie selbst, nämlich bei Festsetzung des Unterschiedes zwischen Menschen- und Thier-Seele. Diesen Punkt nun ausführlich zu behandeln, hat sich der vorliegende Aufsatz zur Aufgabe gestellt.***)

*) Mikrokosmos Bd. I, S. 176.
**) Mikrokosmos Bd. I, S. 70—171.
***) Einleitung § 438 ff.

Steinthal trennt den Menschen vom Thier auf das allerbestimmteste und schärfste; — hierin haben wir ihm, glaube ich, unbedingt zu folgen. Wenn er aber jede Brücke der Vermittelung zwischen beiden abbricht, so meine ich im Gegentheil, eine solche sei eifrig zu suchen. Dadurch wird, meines Erachtens, der „Würde der Menschheit" nicht zu nahe getreten; nicht wird der Mensch herabgedrückt, wenn es sich zeigen sollte, dass seine Seele gleichen Wesens sei mit derjenigen des Thieres, sondern die übrigen lebenden Wesen werden durch eine solche Annäherung an den Menschen gehoben. Mir hat es stets nicht nur ernüchternd, sondern zugleich auch erhebend geschienen, wenn wir, die Verachtung der Naturwesen aufgebend, in ihnen mit Goethe „unsere Brüder" erkennen wollten. Begreifen wird man das Wesen des Menschen in seinen letzten Gründen gewiss nicht, es sei denn als eine Geburt der Natur, ein Stück des All; und umgekehrt wird man die treibende Kraft der Natur nicht begreifen, es sei denn in genauer Analogie mit dem Wesen des Menschen. Dieser Circel findet sich in jeder Erkenntniss.

Eine solche Ansicht nun erscheint mir keineswegs als „Heroismus der Leichtfertigkeit", gegen welchen Steinthal ankämpft, und wirklich hatte er nachweislich bei diesem Ausdrucke eine ganz andere Richtung im Sinne. Ja, man kann zweifeln, ob die Ansicht, welche ich vertreten will, von der seinigen überhaupt verschieden sei. Hält er nicht seit seinen ersten Schriften an einer Stufenentwickelung einerseits der Natur und andrerseits der Menschheit fest, die er einerseits zunächst Hegel, andererseits W. v. Humboldt verdankt? Diese Ansicht von der Stufenfolge der Naturwesen musste aber für Denker, denen die Logik der exacten Physik allein massgebend ist, wie Steinthal grade an der Stelle über die wir zu handeln haben in der ersten Auflage*) im Gegensatze zu den Wundern der Hegelschen Dialectik es von sich sagt, mit den Fortschritten der letzten Jahrzehnte ihren bloß ästhetischen Character verlieren und in eine genetische Entwickelung sich umbilden. Der Darwi-

*) Grammatik Logik und Psychologie S. 273, Anm.

nismus ist nichts als eine neue Provinz deren Unterwerfung die exacte Physik in Angriff genommen hat. Daher sind seine, später verschütteten, Keime, wie diejenigen aller grossen Gedanken die uns heute beseelen, hundert Jahre alt. — Steinthal nun hat diese Entwickelung ebenfalls durchlebt, beispielsweise beweist dies § 21 unseres Buches. Er verfolgte die Darwinliteratur von Anfang an mit Interesse. Wie ist es ihm also möglich, zwischen dem Thierreiche und der Menschenwelt einen „ursprünglich vom Schöpfer gegebenen Unterschied" zu setzen, eine unübersteigliche Kluft zu befestigen? Vor kurzem hat er denn auch gelegentlich der Kritik Geiger's ausdrücklich gesagt: „Auch ich werde nicht die Tautologie aussprechen, der Mensch sei ein Thier gewesen. Aber das muss ich mit Darwin anerkennen, dass der Mensch aus einem Affengeschlecht hervorgegangen ist. Es gab also eine Zeit, wo der Mensch noch nicht war; aber da er nun hervorgegangen war, so war er Mensch und nicht thierisch."*)

Mehr als in dieser Aeusserung liegt, verlangen auch wir nicht. Sie fordert die Anerkennung, dass der Mensch ein Thier gewesen, gesteht jedoch zu, dass das Menschengeschlecht einst nicht war; sondern innerhalb eines Affengeschlechts haben sich durch „neue Anstöße" „neue Triebe" Bahn gebrochen,**) welche die Geschöpfe, die sie ergriffen, umschufen, zu Menschen bildeten. Natur und Ursprung jener Anstöße aber und somit den „Ursprung der menschlichen Vernunft"**), den diese Anstöße enthalten, grade in dem rationalen Theile der Psychologie darzulegen, welcher in der Einleitung vorliegt, dazu war keine Veranlassung vorhanden; genug, dass wir die Wirkung jener Anstöße, die neuen Triebe selbst kennen lernen, die den Menschen zum Menschen gemacht haben.

Indessen wie unbestreitbar das Gesagte auch sein mag: die eben citirte Stelle aus der Kritik Geigers ist erst zwei Jahre nach dem Erscheinen der Einleitung geschrieben, und die Folgerungen, welche aus ihr mit Nothwendigkeit sich zu

*) Zeitschrift für Völkerpsychologie Bd. VIII S. 125.

**) Ebenda S. 126.

ergeben scheinen, stehen mit den betreffenden Darlegungen der Einleitung selbst, nicht in Einklang. Lässt sich diese Behauptung beweisen, so wäre damit gezeigt, dass hier in der That eine ergänzende Umbildung gefordert ist. Denn an die Einleitung haben wir uns zu halten, so lange bis Steinthal aufs neue ausführlich gesprochen hat. Jene rein gelegentliche Aeußerung ist ja in keinem Falle hinreichend, um aus ihr zu entnehmen, wie weit gewisse Folgerungen aus ihr nun wirklich in Steinthals Denken gezogen sind, eine Umbildung seiner Ueberzeugungen in den allerletzten Jahren stattgefunden hat. Ich halte es nicht für unmöglich, dass er sich noch heute mit seinem früheren Standpunkte wesentlich in Uebereinstimmung glaubt.

Wie groß auch der Unterschied z. B. zwischen uns und den Germanen des Caesar und Tacitus sein mag — soviel wird jeder zugestehn, dass unsere Seelen und die Seelen jener der Gattung nach gleich sind. Folglich scheint es, man dürfe, dieselbe Linie bis zu Ende durchschreitend, auch weiter behaupten: der Art und Substanz nach gleich, wie sehr auch in der Entwickelungsstufe verschieden, ist die menschliche Seele zunächst mit der Seele jenes Thiergeschlechts, aus dem wir entsprangen und weiterhin mit den Seelen der Thierwelt überhaupt. Denn, giebt es Gründe, die zahllosen Ketten der Geschöpfe sämmtlich als blutsverwandt anzunehmen, führte ein nie abgerissener Faden von den untersten Organismen bis zu dem Menschen, so bekommt der Artbegriff eine ganz neue, den Abschnitten der Völker-Entwickelung entsprechende Bedeutung und die Seelen verschiedener Geschöpfe können wohl nach der Entwickelungsstufe, nicht aber der Substanz nach verschieden sein: es müsste denn gezeigt werden, wie die Seelen der Kinder von anderer Substanz werden konnten, als diejenigen der Eltern. Letzteres aber behauptet Steinthal, indem er die Continuität der Entwickelung in der Einleitung abbricht und geräth so, wenn unsere letzte Betrachtung begründet ist, mit seiner späteren Aeußerung in Widerspruch. Wir dürfen also vermuthen, er werde den Beweis seiner Behauptung nicht ohne Gewaltsamkeit führen können. Dies soll gezeigt werden und

zwar im Wesentlichen ohne Rücksicht darauf, ob die neue Naturphilosophie im Recht ist oder im Unrecht. Zunächst jedoch wollen wir noch Folgendes erwägen.

Der Abschnitt „Vergleichung der Menschen- und Thierseele" ist einige, nicht unwichtige Erweiterungen abgerechnet, beinahe bis aufs Wort aus dem älteren Buche: Grammatik, Logik und Psychologie wieder abgedruckt. Principiell ist nichts in ihm geändert, er ist eben nicht neu gedacht worden. So fände sich der aufgezeigte Wiederspruch nicht zwischen Steinthal vom Jahre 1873 und demjenigen von 1871*), sondern zwischen demjenigen von 1873 und 1854. Dann aber, scheint es, findet er leichte Erklärung: erst fünf Jahre nach dem Erscheinen des älteren Buches begann der Darwinismus seinen Rundgang um die Welt. Er brauchte nun Zeit, um eine Macht zu werden, stark und besonnen genug, auch dem ferne Stehenden, dem kritischen Nicht-Fachmanne, an Stelle der ästhetischen Classifikation die genetische Causalbetrachtung zu setzen. Im Jahre 1864 reservirte Steinthal sein Urtheil durchaus noch**), er erwartete „die Entscheidung der Naturforscher." Diese Entscheidung, welche in ihrem Gefolge eine Umwälzung seiner Ansichten haben musste, dürfte nachgerade, besonders durch die Haeckelschen Arbeiten erfolgt sein. Ihre eingehende Berücksichtigung ist dennoch bei der erneuten Durchsicht jenes Abschnittes unterblieben. Zunächst scheint es nun nahe liegend, dass Steinthal für eine solche nicht frei sein konnte, so lange er an seiner Einleitung schrieb. Die erste Auflage der Schöpfungsgeschichte erschien 1868. Damals aber war Steinthal schon eine geraume Zeit mit der Einleitung beschäftigt. Wir werden hierauf zurückkommen.

Kommen wir zur Sache! Steinthal sagt:

§ 438 . . . . . Ersterer seits behauptete man, der Unterschied [zwischen Mensch und Thier] liege in den sogenannten höheren Seelenfähigkeiten, welche der Mensch als Ueberschuss

---

*) 1871 erschien die Einleitung, 1873 die Kritik Geigers, 1855 Grammatik, Logik und Psychologie.

**) Philosophie Geschichte und Psychologie S. 23, Anm.

zu und neben den untern im Vorzuge vor den Thieren besitze... Hiergegen bemerkt nun andererseits Herbart — denn ich rede hier nicht von dem Heroismus der Leichtfertigkeit — ... mit Recht, dass das, was man unter den höheren Seelenfähigkeiten verstehe, gar nicht dem Menschen angeborene, besondere Kräfte seien, sondern ein ... vom Menschengeschlecht erworbenes ... Gut ... Dieser Erwerb ... sei nicht einer höheren Kraft der Seele zu verdanken, sondern dem höher gebildeten menschlichen Leibe, nämlich seiner kunstfähigen Hand und seinen gefügigen Sprachwerkzeugen. Abgesehen von diesem leiblichen Vorzuge, sei die menschliche Seele wie die thierische."

„§ 439. Beide Ansichten*) also sehen den Unterschied zwischen Mensch und Thier nur in der weiteren Bildung. Und dies halten wir für falsch. Der Unterschied zeigt sich überall, schon beim ersten Beginn der Seelenwirksamkeit, schon im ersten Auftreten derselben .... "

So konnte, meine ich, recht wohl im Jahre 1854, aber nicht mehr im Jahre 1871 gesprochen werden. Was heisst „weitere Bildung"? Hierüber besteht heute bereits eine ziemlich bestimmte Anschauung. Wir wenigstens stellen uns durchaus auf Herbarts Seite und gegen Steinthal, wir müssen uns, wie sehr auch im Einzelnen noch zu verbessern, ja umzubauen ist,

*) Wir fragen verwundert: welche beiden Ansichten? Ist den Herbartschen Ausführungen gegenüber der „Heroismus der Leichtfertigkeit", von dem allein noch die Rede war, eine bestimmt geprägte Ansicht? Was sollen wir unter jenem Heroismus uns denken? etwa den Darwinismus? Keineswegs. Die Vergleichung mit der ersten Auflage bringt die Antwort. Dort heisst es statt Heroismus der Leichtfertigkeit „.... ich rede hier nicht von Franzosen und französirenden Deutschen" was kurz darauf noch durch „gewisse thierfreundliche Declamationen und über dis Menschheit sich erstreckende Egalité- und Fraternité-Gelüste" näher erläutert wird. — Es liegt also hier ein stilistischer Unaufmerksamkeitsfehler, eine Verführung durch die erste Auflage vor. Dies bestärkt mich in der Meinung, Steinthal habe diesen Abschnitt nicht neu durchgearbeitet, sondern ihn, nach seiner Neigung aus den älteren Werken soviel wie möglich wortgetreu wieder aufzunehmen, vielleicht hie und da mit leisem Widerstreben, fast wortgetreu wieder abgedruckt. †)

†) Die beiden Ansichten sind doch klärlich die Herbartische und die mit „ersterseits" bezeichnete, welche dem Menschen höhere Seelenfähigkeiten zuschrieb. St.

mit den Grundgedanken Darwins und Haeckels einverstanden erklären. Da aber der Mensch, sobald er einmal entstanden war, nun mit seinem vorzüglicheren Leibe stets schon zur Welt kommt, ist es ja selbstverständlich, dass sich der Unterschied „schon beim ersten Beginn der Seelenwirksamkeit" zeigt. Es werden aber ferner in dem ganzen Abschnitt die fertigen Gegensätze Mensch und Thier fixirt und so gegen einander gehalten, statt sie als Gattungs-Begriffe zu behandeln. Damit wird eine etwa mögliche Vermittelung im Voraus ertödtet. Sind solche Gattungsbegriffe überhaupt ein Object der sachlichen Vergleichung? Kann etwa die Amoebe mit dem Menschen zusammengehalten werden oder der noch ärmere und dazu völlig abstracte Inhalt, welcher der Amoebe mit dem Elephanten gemeinsam sein mag? Und wird etwa durch Steinthals Worte der Leser eingeladen unter „Mensch" eine Entwickelungsstufe der Menschheit zu denken, die lange, lange vor der Mythenzeit, die in der Zeit der ursprünglichen Sprachschöpfung liegt? Gewiss irrt auch Herbart in seiner starren Entgegensetzung von Leib und Seele — Steinthal aber hat ihn darin nicht verbessert. Er sagt weiter:

440. „Wir gründen unsere Ansicht vom Vorzuge des Menschen auf folgenden einfachen Schluss. Zwei gleichartige und gleichkräftige Ursachen müssen auch gleichartige und gleichkräftige Wirkungen hervorbringen . . . . es müssten denn die Hindernisse nachgewiesen werden, welche die eine Ursache verhindert haben ihre volle Kraft wirken zu lassen zur Hervorbringung dessen, was in ihr lag. Nun liegt es als Thatsache vor, dass das Thier keine menschliche Welt gründen konnte; also kann es auch keine der menschlichen Seele gleiche Seele haben. . . . . Wenn aber dem thierischen Wesen als solchem angehörende Verhältnisse als hemmend angeführt werden, so ist damit das niedrigere Wesen der Thierseele anerkannt."

Obwohl ich den logischen Grundsatz durchaus anerkenne, bestreite ich die gezogene Folgerung durchaus. Was sind „dem thierischen Wesen als solchem angehörende Verhältnisse"? Liegen sie wirklich ausschließlich in dem „niedrigeren Wesen der Thierseele?" Das will uns Steinthal glauben machen. Er

sagt, das Hinderniss, welches die thierische Seele zurückhalten solle, gleich der menschlichen zu wirken „kann nicht in zufälligen Umständen liegen, welche dem thierischen Wesen äusserlich wären; denn solche könnten unmöglich einen seit Beginn der Schöpfung ununterbrochen dauernden und ausnahmslos wirksamen Einfluss geübt haben.“ Denn, meint er, die Seele übe „auf die Formung und Gestaltung des Leibes einen absolut bestimmenden Einfluss.“ Die dabei citirte Stelle aus Lotzes medicinischer Psychologie weiß aber gar nichts von einem solchen absolut bestimmenden Einflusse. Sie vindicirt der Seele „einen bedeutenden Antheil an der Gestaltbildung“, nennt sie „ein substantielles Element neben den anderen körperlichen Elementen“, welches den Bildungsprocess „vielleicht als ein bevorzugtes Element, als das erste unter gleichen vorzugsweise beherrschen würde.“ Und von allem diesem sagt Lotze nur „es bleibe möglich.“ Frappiren aber kann uns die Forderung, man solle zeigen, „worin das Hemmniss liege, welches die thierische Seele zurückhalten solle gleich der menschlichen zu wirken.“ Methodisch ist diese Forderung so richtig wie der logische Grundsatz. Daher fühlt man sich im ersten Augenblick versucht zu antworten: Nun, Herbart hat das Hinderniss ja genannt! Die kunstfähige Hand und die gefügigen Sprachorgane (und wohl noch manches andre) fehlen dem Thiere! Aber warum hat die Thierseele sich diese nicht geschaffen, wenn sie Macht dazu hatte? Diese Macht musste sie haben, wenn sie der menschlichen wesensgleich war; zufällige Umstände „könnten unmöglich einen seit Beginn der Schöpfung ununterbrochen dauernden und ausnahmslos wirksamen Einfluss geübt haben“. —

Es ist auch nach meiner Auffassung die Annahme unerlässlich, dass die Seele als Element unter Elementen in einer hervorragenden Weise den embryonalen Bildungsprocess leitet, namentlich in gewissen Stadien der Entwickelung und zweitens in gewissen centralen Partieen des Organismus. Dennoch bleibt ihre Macht eine beschränkte. Sie ist eben nur eine Bedingung, wenn auch eine hervorragende, unter sehr vielen; folglich muss sie, je nach Verschiedenheit dieser, immer anders wirken. Um

nur das Nächstliegende zu berühren: woher kommen sonst Misgeburten? Und hat nicht grade Steinthal wiederholt und energisch den Begriff der Sollicitation der Kraft hervorgehoben? Ist etwa eine Entwickelung der Seele, ähnlich der Objectivation des Schopenhauer'schen Willens für die exacte Physik ein wissenschaftlicher Begriff? Dann aber ist auch die gestaltbildende Macht der Seele von den Reizen abhängig, die auf sie wirken und folglich beschränkt. Erst im Lauf der Jahrtausende hat sie allmählich die Macht gewonnen, die mitwirkenden Factoren sich immer mehr unterzuordnen, sie zu beherrschen, indem sie ihnen in abgestufter Folge selbständige Wirkungskreise übertrug. Steinthals Annahme eines absolut bestimmenden Einflusses der Seele führte jedenfalls graden Weges zum Individualismus, zu der Behauptung, soviel verschieden gestaltete Menschen, soviel verschieden geartete Seelen giebt es. Schafft nämlich jede Seele in ihrem Leibe einen genauen Abdruck ihres (als bereits ursprünglich ganz fertig vorausgesetzten) inneren Wesens, so hat der anders gestaltete Leib eine anders geartete Seele zur Voraussetzung; vollends könnte von der Art-Einheit einer Negerseele mit derjenigen Kants nicht die Rede sein.

Der so zugespitzten Ansicht kann ich mit gewissem Vorbehalt ruhig beitreten, es kommt eben ganz darauf an, was man unter „Arten“ der Seele verstehen will. Gehören Kant und der Neger zu verschiedenen Seelen-„Arten“, so bin ich damit einverstanden, Thierseele und Menschenseele noch viel schärfer zu trennen. Um aber nicht in den Verdacht der Uebertreibung zu kommen, muss ich noch eine bald folgende Stelle hier wörtlich anführen:

„Die Seele, welche nicht die Kraft hatte, sich eine menschliche Hand, Sprachorgane und überhaupt einen menschlichen Leib zu schaffen, ist auch keine menschliche Seele und sie hat sich jene Organe nicht geschaffen, weil sie kein Bedürfniss derselben hat, keinen Drang danach fühlt. Hätte sie dieses Bedürfniss gehabt, so wäre es auch an sich genügend gewesen, sich Befriedigung zu schaffen; jener Drang, fände er

statt, er würde an sich selber zur Schöpferkraft geworden sein und jene Organe gebildet haben, wie sie ihm genügen." — —

Ich will nun mein Anliegen in eine kurze Frage zusamenfassen. Steinthal sagt (Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's S. 36) referirend: „Der Geist gewinnt urplötzlich aus sich selbst grössere Schöpferkraft, wodurch der Gang der Entwickelung nicht nur beschleunigt wird, sondern auch einen ganz neuen, höheren Schwung nimmt." Wird dadurch, frage ich, eine neue Seelenart geschaffen? Bejaht man dies, so müssen wir auch innerhalb der Menschheit Arten unterscheiden und diese wiederum zum Gattungsbegriff „Mensch" zusammenfassen, dem gegenüber der Gattungsbegriff „Thier", die Thierarten unter sich befasste. Es wäre auch nicht schwer, die Thier-Gattung und die Menschen-Gattung durch Merkmale fest zu begrenzen, die in sich selber, als Merkmale verschiedener Gattungen, völlig verschieden characterisirt wären. Die weitere Eintheilung dieser in sich selbst mannigfaltigen Merkmale würden die Arten ergeben. Da die Gattung-bildenden Merkmale ganz verschieden characterisirt sind, so wird auch die Stellung und Bedeutung des Artbegriffs für Thier und Mensch eine andere sein müssen. Es sei nun unentschieden, ob der Abstand von Kant bis zum Mande-Neger grösser oder kleiner ist, als der Abstand von diesem zum höchststehenden Thiere. Aus guten Gründen fällt ein Vergleich, bei welchem man aus einer Gattung in die andere springt, stets schief aus. Wer aber Kant und den Neger zu ein und derselben Seelen-Art rechnet, der dürfte einen scharfen Schnitt, der plötzlich Menschen- und Thierseele trennte, kaum rechtfertigen können. Ich sehe nicht ein, wie in diesem Falle ihre wesentliche Gleichheit in allen elementaren Verhältnissen bis zu dem Punkte, von dem aus die menschliche Entwickelung weiter schreitet, welche von Steinthal anerkannt wird, bestehen bleiben könnte. Auch macht mich eine Classification betroffen, welche, wie ich früher hervorhob, ohne sich auf das lebendige Einzelne einzulassen, nur zwei Gattungen kennt, die sie als Gegensätze gegen einander spannt. Bei solcher Gattungsverschiedenheit müsste der Mensch ja auf jedes Verständniss der thierischen Seele

verzichten und wir vermöchten einer Auffassung nicht zu entgehen, die das Geistesleben des Thieres sich in Formen vollziehen lässt, welche von denjenigen unseres Seelenlebens vollkommen abweichen. Ich dagegen will zwar an diesem Orte meine Ansicht über die gestaltbildende (also physisch wirkende) Thätigkeit der Seele nicht weiter entwickeln, behaupte aber kurz, dass im Gegentheil, was die Menschheit in Staat und Sitte später Eigenartiges hervorgebracht hat, in der Natur bereits vorgebildet liegt, wobei zunächst allerdings an den Thierstaat, den thierischen Affect etc. zu denken ist. Die Freiheit ist nicht aus dem Nichts erschaffen. Sie ist die Verklärung der Natur, die Natur aber ihr Fundament, von dem aus sie zu begreifen ist. Der Mensch ist, mit dem Thiergeschlechte verglichen, von welchem er abstammt, ein Genie, wie ja Steinthal, glaube ich, die Wirbelthiere irgendwo Genies genannt hat im Vergleich mit den Fischen. Die Seele hat eben ihre Geschichte, welche lange vor der Entwickelung menschlichen Bewusstseins begonnen hat, deren erste Capitel die Thiertypen uns so zu sagen auch äusserlich vor die Augen stellen. Sie selbst aber ihrer Substanz nach ist ewig dieselbe. Dieser, in metaphysischer Hinsicht sehr wichtige Satz, dürfte zu weiteren Schlüssen über die Wesenseinheit aller wirkenden Elemente des Weltbaus den Ausgangspunkt bieten. —

Die Sprache erschuf den Menschen. Sie scheidet die Gattung „Mensch“ von der Gattung „Thier“ ab und liefert die specifischen Merkmale für die verschiedenen (sagen wir Arten? richtiger hieße es: Völker-Individuen) der Menschheit, „und man wird finden“ sagt Steinthal, „dass in der Sprache die Völker in höchster, ganz besonderer Weise genial, ursprünglich wirken.“*) Wodurch aber, fragt man, wurde der „unwirksam schlafende Funke des Genies geweckt? Warum sind nicht alle Thiere zu Menschen geworden? Ich komme darauf zurück, dass Steinthal oben allen Ernstes verlangt hat, wir sollten die Hindernisse der thierischen Entwickelung nachweisen, sonst halte er sich berechtigt, auf verschiedene Seelenarten zu schliessen.

**) Sprachwissenschaft W. v. Humboldts, S. 43.

Ist aber seine Forderung gerecht? Wenn wir nun, von den Beiträgen absehend, die der Darwinismus zur Beantwortung dieser Frage bisher geliefert, zugestehen müssen, dass sie für jetzt unerfüllbar sei: wäre darum auch seine Folgerung gerechtfertigt? Giebt es nicht offene Fragen im Buche der Wissenschaft?! Wenn Steinthal, eine ehemalige ungeschiedene Einheit der Sanskrit-Völker, Aegypter, Semiten, ja der Chinesen voraussetzend sagt: „man muss also vielmehr annehmen, dass durch ein historisches oder ein Naturereigniss veranlasst*) der in den Sanskritstämmen ruhende ..... Funke des Genies ganz urplötzlich aufgelodert sei ..... Die ursprüngliche Kraft knüpfte freilich an die vorhandene Sprache an, aber sie schuf das vorhandene Wort völlig um ..... Und das konnte in einer Zeit geschehen, nach welcher die anderen Bruderstämme noch lange, lange einem mehr von der Natur abhängigen, pflanzenartigen Dasein unterworfen, sich wenig erhoben ..... in einem glücklichen Augenblicke könnte das erste eigenthümlich griechische Wort und damit demosthenische Rede geschaffen worden sein .... "**) so meint er damit nur die offene Frage zu bezeichnen, keineswegs zu erklären, welches Hinderniss es bewirkte, dass von jenem ganzen Urstamme, dessen Einheit und seelische Identität doch unzweifelhaft wäre, nur ein kleiner Bruchtheil zum Sanskritvolke und von diesem ein ebenso kleiner zum griechischen Stamm sich entwickelte. In jenem Jugendwerke also verstieße er ebenfalls gegen seinen methodischen Grundsatz! Es scheint mir aber weiter, dass die „zufälligen Umstände" hier sehr unterschätzt werden. Auch die Entwickelung des Bewusstseins, der Freiheit des Menschen, ist sehr wesentlich von „zufälligen" Fördernissen und Hemmnissen bedingt. Denn zufällig sind doch, an dem Inhalte des Menschengeistes gemessen, die mancherlei begünstigenden und hemmenden Verhältnisse, welche die Lage und Beschaffenheit von Hellas oder Germanien den dorthin gerathenen Stämmen darbot.

*) Von mir unterstrichen. Verf.

**) Sprachw. W. v. Humboldt. S. 50, 51.

So, scheint mir, sei von allgemeiner Anwendung was Steinthal vom Neger sagt: Wildheit ist Unnatur, „der Wilde ist ein allzufrüh verknöcherter Mensch"*), obwohl ich mir klar bewusst bin, wie wenig mit solcher Allgemeinheit für das Verständniss der natürlichen Schöpfung gewonnen ist. Dennoch besitzen wir daran einen Gesichtspunkt für die Forschung, die Fragestellung. — Steinthal zeigt in der Einleitung eklatant, dass es in der Psychologie nirgends aus bereits vorher vorhandenem „abzuleiten" giebt, sondern dass unter festen Bedingungen stets wirklich neuer Inhalt in der Seele entspringt, unter immer verwickelteren Formen der psychischen Bewegung: Die Seele schreitet von Schöpfung zu Schöpfung. So ist auch die organische Natur, die Entwickelung der Arten als wahrhafter Schöpfungsprocess zu fassen. Darüber muss man sich nicht täuschen: Die Weltelemente gehen nicht auf in den Begriff starrer Atome „kleiner, untheilbarer, wirkungsloser Massen", von denen durch den leeren Raum in die Ferne wirkende Kräfte ausgehen (Du Bois Reymond**), wie dies ausdrücklich anerkannt wird; die Probe auf die Erfahrung weist diese Voraussetzung als falsch ab. Sie müssen als seelische Wesen betrachtet werden, die, nothwendig auf einander bezogen und nothwendig in einander wirkend, nach außen hin zu immer verschlungeneren Combinationen, in festen Verhältnissen der Unterordnung sich gesellen, in welchen ihre innere Natur in immer neueren und höheren Entwickelungen sich Bahn bricht, zu denen sie die Reize selber erzeugen. — Steinthal hat in den Sprachtypen bewiesen, dass nur der indogermanische Sprachstamm den Begriff der Sprache vollkommen erfüllt, die übrigen aber auf falsche Wege geriethen, aus welchem eine Umkehr nicht möglich war, verknöcherten. Eine ähnliche Betrachtung gilt auch für die Entwickelung der lebendigen Natur. Der Mensch allein ist das *τί ἦν εἶναι* desjenigen Stückes des Weltalls, das wir erkennend überschauen, er bringt das wahre Wesen desselben zur Darstellung, wenn auch die früheren Stufen, aus denen er

*) Mande-Neger-Sprachen S. XIV.

**) So wäre nach Du Bois der Fiction des physikalischen Atoms gegenüber das philosophische Atom zu fassen. Grenzen des Naturerkennens S. 13.

sich erhob, sich ausbreiten und dauernd befestigen mussten, damit er auf ihnen ruhe. Somit wäre die Verknöcherung oder Verholzung teleologisch nothwendig, ihre causale Nothwendigkeit aber ist wohl damit gegeben, dass einmal nur unter dem Zusammentreffen vielfacher begünstigender Umstände, also sehr vereinzelt, die höhere Schöpfung überhaupt aus der niederen an welche sie anknüpfte, durch eine Krisis hervorgehen konnte, und zweitens diejenigen Organismen, denen die weitere Entwickelung versagt blieb, ihre Bewegung nach innen kehrend, in ihrem Typus immer abgerundeter und starrer und endlich unbeweglich wurden. In dieser Rücksicht entsprächen die Naturvölker den natürlichen Arten: beide zeigen keine offenen Stellen mehr auf, an welchen sie aus eigener Macht eine Fortbildung vollziehen könnten. —

Wir könnten nun in dem behandelten Abschnitte der Einleitung weiter gehen. Wir kommen zu §§ 441 und 442. Diese §§ jedoch, wie zum Theil auch die folgenden, berühren mich bei Steinthal fast fremdartig. Schon in dem Bisherigen musste ich mich wiederholt fragen, ob Steinthal wirklich Dinge könnte übersehen haben, von denen ich genau weiss, dass ich sie grade von ihm gelernt habe. Hier aber stehe ich rathlos. Die wiederholte Hineinziehung des Schöpfers, die Beweisführung aus ganz abstracten Principien, die einseitig festgehaltenen Gegensätze, die wiederholt in unvermittelter Starrheit gegen einander gehalten werden, sind allem, was er sonst, und auch in diesem Buche S. 30 und S. 75 über Methode bemerkt, so sehr entgegen, dass man gezwungen ist, nach einem Schlüssel für sein Verhalten in dieser Frage zu suchen. Eine menschliche Seele in einem thierischen Leibe ist freilich undenkbar. Indessen bevor sie (vor und) während des Fötal-Lebens einen Entwickelungsprocess durchlebt hat, ist die Seele noch gar keine menschliche Seele, wie unsere thierischen Vorfahren keine menschliche Seele besassen. Sie wäre es höchstens *δυνάμει*; Steinthal aber thut, als ob sie es von Anbeginn *ἐνεργείᾳ* wäre. Das zeigt sich auch anderwärts, wo er die menschliche Seele all ihren Inhalt von Anbeginn in sich tragen lässt.*) Es ist dies kein verein-

*) Charakteristik d. h. Typen des menschl. Sprachbaues. S. 316.

zelter Punkt, wir werden bald sehen, wie er bis in den tiefsten Grund, das zarteste Geäder des Steinthal'schen Geistes hinein reicht. Wenn es dann weiter von der blinden und tauben Laura Bridgman heisst, dass sie „zwar noch weniger als einen tierischen Leib, aber eine menschliche Seele“ hatte, so muss ich doch fragen, wo fängt denn die Menschlichkeit des Leibes an? erst bei den höheren Sinnen? Ist etwa im Uebrigen der menschliche Organismus demjenigen der Thiere ganz gleich? Steinthal selbst beweist kurz darauf allseitig das Gegentheil und sicher gehört der innere Bau des Gehirns zum Körper. Hatte nun Laura Bridgman ein thierisches Gehirn?!

Mit einem Worte: Diese eine Partie des Buches halte ich für nicht gelungen. Zur gründlichen Erklärung aber ihrer Uebertreibungen und wirklichen Mängel, müssen wir, wie schon angedeutet, sehr tief in Steinthals Eigenthümlichkeit eingehen.

Als Steinthal unseren Abschnitt vor über 20 Jahren niederschrieb, wendete er sich vorzugsweise gegen „Franzosen und französirende Deutsche.“ Erfüllt von der Göthe-Humboldtischen Ansicht von der Erhabenheit des Menschen, versuchte er zum ersten Male sie sich zum vollen, wissenschaftlichen Selbstbewusstsein zu erheben. Er war damals in Paris; dies schärfte, wie die schon citirte Anmerkung in Gramm. Logik und Psych. S. 273 klar zeigt, seine Gefühle. Wie man aber auch in Deutschland damals geurtheilt haben mag, davon geben uns Aeusserungen, welche Häckel, der doch philosophischen Sinn hat, heute noch thut, eine Vorstellung. Steinthal sagt in unserem wie in dem älteren Werke in wörtlicher Uebereinstimmung: „Wenn die Sprache von jeher für das galt, was diesen Unterschied ausmache und begründe: so kommt es auch wohl der Sprachwissenschaft zu, ihn festzustellen, sorgfältig darzulegen, die Würde der Menschheit zu behaupten, ohne in haltlose Uebertreibungen zu geraten.“ Begeistert ging der erst 30jährige Mann an diese hohe Aufgabe. Dass er damals den Unterschied als einen fest gegebenen hinstellte, lag in der Zeitlage. — Nach 17 Jahren erschien die zweite Bearbeitung, 12 Jahre nach Darwin's Buch von der Entstehung der Arten. Steinthal's Ansicht über den Unterschied selbst war dieselbe

geblieben; eine Modification derselben im Darwin'schen Sinne hatte sich noch nicht vollzogen: er erwartete die Entscheidung der Naturforscher. Wieso also im Ausdruck und im unwesentlichen Beiwerk verändern? Es hätte als Verleugnung missdeutet werden können!

Ich habe jedoch gezeigt, dass es nicht bloß der Ausdruck und unwesentliches Beiwerk war, was zu ändern gewesen wäre, sondern dass eine tiefer greifende Umschmelzung nothwendig war. Ich erinnere ferner noch einmal, dass Steinthal erweislich der Darwin-Litteratur von Anfang an nicht ferne gestanden, also die Motive zu solcher Umschmelzung ihm seit Jahren gegeben waren. Warum hat er sie nicht vollzogen? Sollte ihn das Extreme des emporkommenden Darwinismus abgeschreckt haben?

Wie dem auch sein mag: dass Steinthal im Jahre 1871 auch nicht einmal mildernde Umbildungen an jenem Abschnitte vornahm, kann nur durch widerstehende Kräfte in seinem Geiste erklärt werden. Diese müssen wir aufsuchen, bestimmte Gründe darlegen, welche sich einer solchen Umbildung widersetzen.

Dieser Punkt ist mir nun so wichtig, es liegt mir so viel daran, den Gegnern des Darwinismus die Steinthal'sche Autorität zu entreißen, dass ich in dem Folgenden mit Gefahr des Missverständnisses — denn die Sache von der ich reden will ist so zart wie nur möglich — den innersten Grund darzulegen versuchen werde, welcher Steinthal nach meiner Meinung noch im Jahre 1871 bei seiner Ansicht vom Jahre 1854 festhielt. Mag man also den folgenden Abschnitt in diesem Zusammenhange eine Episode nennen, ihn nach Gefallen lesen oder überschlagen: den Anhängern und Freunden Steinthals dürfte er in jedem Falle erwünscht sein. Er wird nicht nur dessen Stellung zu der höchst wichtigen Frage über Menschen- und Thier-Seele klar und begreiflich machen, sondern auch diejenige, die er zur Religions-Philosophie einnimmt.

Schon früher (S. 396, Anm.) deutete ich an, dass Steinthal aus seinen älteren Schriften mehrfach zuviel herüber genommen. Die Stellen, an welche ich dabei denke, beziehen sich sämmtlich auf den einen Punkt, die Hoheit des Menschen. Wir haben

also ein sachliches Motiv aufzusuchen, welches die Hemmung seiner Entwickelung in der Frage vom Ursprunge der Menschheit begreiflich macht. Denn wenn wir früher (S. 395) anführten, dass Steinthal bei dem Erscheinen der Schöpfungsgeschichte Häckel's schon seit geraumer Zeit mit der Einleitung beschäftigt war, so dürfte darin schwerlich ein erklärendes und entschuldigendes Moment zu erblicken sein. Das Verhältniss von Mensch und Thier ist ja nichts Nebensächliches, das zurückgeschoben werden konnte, sondern bildet ein wesentliches Stück der Steinthal'schen Ideen, auch wenn wir von seiner ungeheuren Wichtigkeit für Metaphysik und Religionsphilosophie absehen. So müssen wir bis in das innerste Herz des Mannes eindringen, einen Blick werfen auf die treibende Kraft seines Geistes.

Dem Loosungswort, welches er von Humboldt und Böckh empfing, dem schlechthin humanen Geiste ist Steinthal von seinem ersten Auftreten an unwandelbar treu geblieben.

Neuerlichst hat er ihm in einer kurzen (öffentlich nicht erschienenen) Festschrift zur Feier des 25jährigen Doctorjubiläums seines Freundes Lazarus wiederum einen kräftigen Ausdruck gegeben. Hier bezeichnet er, nicht den wissenschaftlichen, sondern den ethischen Standpunkt seines Lebens und Forschens, natürlich in größester Allgemeinheit. Dieser muss uns das Letzte und Höchste in seinem Geiste erschließen. Ich greife nur Einzelnes heraus; auf die Schrift selbst kann ich nicht eingehen:

„Wir beginnen also die Ethik nicht mit dem Einzelnen und suchen Verhältnisse in ihm, welche als löblich anerkannt werden, um dann weiter zu gehen, zu Verhältnissen zwischen ihm und dem anderen Einzelnen, um endlich die erhabene Hypothese einer beseelten Gesellschaft zu machen. Uns ist vielmehr diese das Erste und sie das wahrhaft Wirkliche; in ihr wurzelt der Geist des Einzelnen, mit ihr müssen wir beginnen. So sind die in ihrer Fülle unerschöpflichen sittlichen Verhältnisse von Anbeginn gesetzt, und die innere Freiheit des Einzelnen, welche alle Ideen umschliesst, erscheint zuletzt. Der Freie ist Frucht und Ziel der begeisteten Gesellschaft, und jeder in ihr hat jeden zum Zweck und alle das Ganze.

Dieser Allgeist, der den Einzelgeist schafft, um von ihm geschaffen zu werden, hat freilich keine Persönlichkeit; aber er ist wirkliches Subject. Er ist die höchste Wirklichkeit, Inbegriff aller geistigen Macht, obwohl nur ideal; von der Menschheit getragen und sie tragend, das All in Gedanken umfassend in endloser Entwickelung — er ist der höchste Begriff und wir erlangen ihn durch Erfahrung. Er ist die Wahrheit; in ihm und durch ihn leben wir geistig, in ihm verharre ich ruhig und beglückt. Und so sind auch die sittlichen Ideen nicht bloße unwirkliche Gedankendinge, luftige Ideale — nein, es sind wahre Mächte, die ihre ideale Wirklichkeit haben und wirklich fordern."

Das ist die Summe der Ethik Steinthals, sein höchster Begriff: „jeder hat jeden zum Zweck und Alle das Ganze." Er wird erlangt durch Erfahrung, durch die Völkerpsychologie; darauf legt er ganz besonderen Werth. Die Völkerpsychologie, heißt es an einer anderen Stelle, „würde mir doch nicht so ins Herz gewachsen sein, wenn sie nicht der Ethik den sicheren Boden bereitete." — Und wahrlich: ein reinerer und abgerundeterer Begriff der Wahrheit dürfte nicht können geschaffen werden, so lange wir uns streng an die Wirklichkeit halten, die Ideen aber im strengen Kantischen Sinne für Grenzbegriffe erklären.

Wie aber, wenn wir nun doch gezwungen wären, über die Erfahrung hinausgehend, ein Gebiet allgemeiner Bestimmungen zu entwickeln, ohne welche die Erfahrung selbst keinen Halt hätte? Steinthal ist der Begriff der beseelten Gesellschaft das Erste und wahrhafte Wirkliche, die menschliche Seele ist sein Princip; wenn sie nun über sich selber hinauswiese? Geben wir auch zu, dass die metaphysischen Bestimmungen die wir im Sinne haben kein Wissen im strengen Sinne mehr sind, keine durch ausdrückliche Prüfung bewährbare Erfahrung, so gilt dies ebensosehr von jeder Hypothese, auch derjenigen der Physik. Können diese Bestimmungen auch nur in blassen, ungefähren Linien verzeichnet werden, so sind sie trotzdem stark genug alle Wissenschaften zu tragen, unentbehrliche Pfeiler, ohne welche kein Zusammenhalt der Erfahrung stattfände. Prüfen wir Steinthals höchsten Begriff.

Der Geist der Menschheit, dieser Allgeist, der den Einzelgeist schafft, um von ihm geschaffen zu werden, ist wirkliches Subject. Gewiss. Er ist die höchste Wirklichkeit — ebenso gewiss. All unser Wissen und Fühlen, unser Handeln und unsere Erkenntniss der Natur so gut wie des Geistes ist eben ein Denken; also entspringt es ausschliesslich der menschlichen Seele, und was nicht in ihr und aus ihr entspränge, das wäre für uns nicht. Wie wir nun, die geistige Gemeinschaft in welcher wir zunächst stehen personificirend von dem Geiste unseres Volkes sprechen, so hat uns die Völkerpsychologie weiter gelehrt, dass dieser Geist eines Volkes nicht nur in Wahrheit ein einheitliches Ganze, sondern dass er selber Product ist und die ganze Kette der Völkergeschichte ein einziger Prozess, der von dem ersten menschlichen Wort seinen Ursprung nehmend, in ununterbrochenem ursächlichem Zusammenhange bis zu uns sich erstreckt. „In unseren Geistern leben die Geister aller Verstorbenen aller Zeiten.*)“ — Das ist der Allgeist von dem hier gesprochen wird: in ihm und durch ihn leben wir geistig. — Auf der anderen Seite müssen wir jedoch zugestehen, dass es ein Sein giebt „unwandelbar insofern, als alles, was an ihm Vielheit, Bewegung, Veränderung und Geschehen genannt werden kann, nach unwandelbaren, dem Sein selbst angehörenden, dem Menschen aber unverrückbaren und von dessen Wirken und Denken ganz unabhängigen Gesetzen vor sich geht.“**) Ohne dieses Zugeständniss ist „Objectivität“, ist die Wirklichkeit der Dinge ein Unding, nichts Festes bliebe, das unserer Willkür entzogen wäre. Genau zugesehen heisst dies freilich nur, dass „vieles von dem Gedachten als seiend gedacht“ wird „als Grund seines Gedachtwerdens gilt sein Sein.“***) Aber die Annahme eines Seins mit „unwandelbaren, dem Sein selbst angehörenden, dem Menschen aber unverrückbaren Gesetzen“ zur Erklärung der unserer Willkür entzogenen Gesetzlichkeit der Erscheinungen der Natur wie des Geistes, bleibt in jeder Fassung

---

*) Mythos und Religion. S. 3.
**) Zeitschrift für Völkerpsych. I. S. 311.
***) Ebenda. S. 313.

ein Gedanke, der weit jenseits desjenigen liegt, was durch ausdrückliche Prüfung bewährbar ist. Denn dieses Sein an sich, außerhalb und vor der Erfahrung, das wir als Grund der Erfahrung setzen, lässt sich nimmermehr aufzeigen. Wir haben das klare Bewusstsein, anschaulich darstellen weder zu können noch zu dürfen, wie es außerhalb des menschlichen Gedankens wohl aussehen mag. Wir wissen eben, dass wir nur menschliche Wissenschaft treiben, dass wir in unserem Wissen das Sein nur besitzen insoweit und insofern es in menschliche Formen sich fassen lässt. Demnach beruht vermöge dieser unentbehrlichen Annahme des an sich Seienden die Physik, das sachliche Wissen ganz und gar auf der Metaphysik, auf der Voraussetzung. Ob freilich und in welcher Weise diese Voraussetzung eine bestimmtere Fassung erträgt oder fordert, das lässt sich bis jetzt nicht entscheiden. Wir werden sie ihr nur dann ertheilen können und nur soweit, als die Begreifbarkeit des Einzelnen, der Erfahrung selber, sie uns abzwingt. In diesem Falle aber giebt es auch keinen Grund, solch bestimmterer Fassung aus dem Wege zu gehen.

„Nun giebt es aber doch für jeden nur das, was er als seiend denkt“*) und für die Menschheit nur das, was sie als seiend denkt. Ist dieses Denken der Menschheit ein Process, so ist es ein Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren: das Wissen der Menschheit wird breiter und tiefer, wie das Wissen des Knaben, der zum Mann heranreift. Die Gedanken des Knaben sind ja ganz richtig, wie diejenigen vergangener Jahrhunderte es sind, nur werden sie immer weiter ausgebaut. Ebenso hat der Specialforscher Recht, trotz der Ergänzungen, die seine Ergebnisse in grösserem Zusammenhange erfahren. Folglich liegt alle Wahrheit und Wirklichkeit, das All in seiner endlosen Entwickelung soweit es dem Menschen zugänglich ist, in der Stufenfolge der Entwickelung des menschlichen Wesens, des menschlichen Wissens. Insofern kann man mit Steinthal sagen, dass aller Inhalt des Geistes bereits ursprünglich (δυνάμει) in der menschlichen Seele müsse

*) Zeitschrift für Völkerpsych. I. S. 326.

enthalten sein.*) Freilich sehen wir dann ganz davon ab, dass die Elemente der seelischen Gebilde nicht grundlos aus der Seele hervorgehen, sondern am letzten Ende durch die Wirkungen der materiellen Wirklichkeit, des an sich Seienden bedingt sind, sowohl ihrer Qualität wie ihrer Anordnung nach, mag auch die Aussenwelt, an sich genommen, mit diesen ihren Wirkungen gar keine Aehnlichkeit haben.

Dieser sich entwickelnde Geist nun der Menschheit in völkerpsychologischer Exactheit gedacht, ist wirkliches Subject, das umfassendste, höchste. Um es an ganz Einfachem zu erläutern: Die Elemente, mit welchen der Chemiker experimentirt, die mit einander in seinem Glase Processe eingehen; die Elemente, welche die Analyse des Physiologen als die Träger und Hervorbringer der Lebenserscheinungen aufzeigt — sie sind zusammengenommen das Subject der chemischen oder der Lebensprocesse, welche an ihnen und durch sie sich vollziehen, sie bringen sie hervor. Genau analog verhält es sich hier.**) Die phychischen Elemente, welche nach und nach in der Entwickelung der Menschheit entspringen, welche zusammenwirkend eben den Geist der Menschheit ausmachen, ungleich vertheilt zwar nach Individuen wie nach Völkern und Zeiten, doch in einander greifend und in ihrem Zusammenwirken stets anwachsend, in der jedesmaligen Gegenwart alle lebendig oder doch fähig erneuter Belebung, sie allein sind die zeugenden schöpferischen Mächte, durch welche und innerhalb welcher das Leben des Einzelnen wie der ganzen Menschheit sich vollzieht. Setzt ein Neugeborenes unter Deutsche oder Franzosen oder Chinesen oder selbst unter die Neger, so kann es nur aus dem psychischen Inhalt schöpfen in den es gesetzt ist, es muss aus ihm ein Deutscher oder ein Franzose oder Chinese oder Neger sich entwickeln. Auch in allen schöpferischen Geistern entspringt das Neue nur durch eine neue Combination der alten Elemente. Aus nichts wird nichts und entspringt nichts. So trägt jener Allgeist die Menschheit in sich und wird andererseits selbst

*) Charakteristik S. 316, s. oben S. 404. St.

**) Diese Analogie bestreite ich durchaus. St.

von ihr gezeugt und getragen — er ist das höchste Subject. Aber dennoch ist er nur ein ideales Gebilde; wir können ihm, grade wie der Chemiker oder Physiologe seinen Elementen, nicht als Ganzes ein Sein, substantielle Einheit, um nicht zu sagen: Persönlichkeit beilegen. Dieses können wir nicht, denn wie die in einander wirkenden Elemente des Chemikers, so bestehn ja die menschlichen Individuen in voller Sonderung, als discrete Grössen gegen einander. Der Allgeist, wie Steinthal ihn hinstellt, ist eine Abstraction, die zwar logisch mit vollem Rechte als Subject, aber nicht metaphysisch als Einheit eines Wesens gesetzt werden kann.*)

Muss es nicht befremden, dass Steinthal ruhig und beglückt in dieser Abstraction verharrt? Wer ist es denn nun, der den Einzelgeist schafft? Wer hat die in ihrer Fülle unerschöpflichen sittlichen Ideen von Anbeginn gesetzt? Ein Inbegriff; ein Hilfsbegriff, streng genommen ganz ohne Wirklichkeit dem concreten Einzelnen gegenüber wie jedes Abstractum.**) Mögen auch die Elemente in ihren Processen sich stetig umformen und diese Umformung weiter zeugen in ununterbrochener Continuität — welchen Sinn haben die später folgenden Worte: „Das Recht wird nicht erst von uns gemacht, von den Einzelnen festgesetzt . . . . nein, es wird nur gefunden und anerkannt, es wird nur der Schein aufgehoben, als wäre es nicht dagewesen. Aber es war da und es ist da, nicht durch uns, die Einzelnen, sondern über uns, und darum muss es zur

---

*) Der Allgeist ist so wenig eine Abstraction, wie die Sprache eines Volkes. Wie mich die Nationalsprache sprechen lehrt, so lehrt mich der Allgeist denken, fühlen und wollen. Er bringt Gedichte hervor, wie die Ilias, die Nibelungen, das Rolandslied, Kalewala, und liefert das bei weitem Meiste zu jedem Gedicht und jedem philosophischen System. Der deutsche Geist hat Bismarck geschaffen — und der wäre ein Abstractum? — Später mehr! St.

**) Wer die sittlichen Ideen gesetzt hat? Die Menschheit! Die Völker haben sie im Laufe der Zeit entwickelt. Nun beweisen jene Ideen ihre Realität, ihre beherschende Macht dadurch, dass sie den Einzelnen versittlichen. St.

Noth auch mit Kraft geltend gemacht werden"? „Ueber uns war das Recht" — wie ist das ohne Mystik zu denken?! *) Nach dem Bisherigem bleibt Steinthal nur der ärmliche Begriff des δυνάμει, den wir schon früher für ungenügend erklärten. „Die Möglichkeit der neueren Entwickelungsstufe, als die Sache an sich,"**) das ist ein Rest Hegelscher Dialektik, ebenso wie der Glaube, den wir früher berührten, der Geist trage all seinen Inhalt seit Ewigkeit an sich.

Viele Anhänger moderner Weisheit werden Steinthals Ausspruche über das Recht nicht beitreten; wer es aber thut, der, sollte ich meinen, kann der Nothwendigkeit nicht entfliehen um der Begreifbarkeit der Erfahrung willen eine neue Voraussetzung zu machen. Haben wir das an sich Seiende nicht anerkennen müssen? Es ist ein Grenzbegriff und unerkennbar, mag sein; ist es deßwegen weniger sicher, dass wir diesen Grenzbegriff so zu formen haben, dass das Erkennbare, die Erfahrung dadurch begriffen wird? Unsere Aufgabe ist derjenigen ähnlich geworden, welche die einleitende Betrachtung über die Einheit des Bewusstseins behandelte. Aus dem an sich Seienden, das außerhalb und vor dem menschlichen Seelenleben wirkt und schafft, sind die Geschlechter der lebenden Wesen geboren. War nun das Recht, bevor es gefunden und anerkannt wurde, so müssen wir den Ursprung des menschlichen Wesens über sich selbst hinauslegen. Die Natur der menschlichen Seele reicht nicht aus zu seiner Begründung, ist nicht causa sui.

Wir wissen nun aber, dass Lotze von einer ganz anderen Seite, nämlich von dem Causalitätsbegriff ausgehend eine substantiale Verknüpfung des All verlangt hat; hier, scheint es, kommt ihm Steinthal von der ethischem Seite entgegen. Wir

*) Da wo die guten Gesetzgeber es immer gesucht haben, war — ist das Recht: im Leben, im Verkehr des Volkes, wo das Recht geboren wird. Das vorhandene, im Volksgeist lebende Recht wird vom Gesetzgeber gesucht — in Paragraphen fixirt — positiv gemacht. Allemal, positiv oder nicht, lebt das Recht im Gesammtgeist über jedem Einzelnen — das Rechts-Gefühl und -Bewusstsein des Einzelnen schaffend. St.

**) Sprachw. W. v. Humboldt's S. 66.

konnten bisher (und ebenso in unserer einleitenden Untersuchung über die Einheit des Bewusstseins) die All-Einheit der Welt ruhig bei Seite lassen. Sehen wir jetzt, dass sie aus bestimmten Gründen gefordert ist, so begreife ich nicht, wie wir von ihr abzusehen vermöchten. Steinthal flieht hier die Idee Gottes, die er sonst anerkennt. In dieser Idee aber erst finden alle Grenzbegriffe ihre nothwendige Einheit und letzte Verknüpfung und es ist ohne Irrthum unmöglich ihr zu entrinnen. In dieser Idee erhält auch der „Zufall" eine neue Beleuchtung.

Nun erinnere ich daran, das Steinthal schon in der Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's auch die Causalität, das Werden als solches für unbegreiflich anerkannt hat. Drei Jahre später setzte er, ich meine in der Entwickelung dieser Erkenntniss einen Schritt vorwärts thuend, seiner Schrift über den Ursprung der Sprache das Motto vor: *πάντα θεῖα καὶ ἀνθρώπινα πάντα*, bei dessen Erläuterung er in der Vorrede der 2. Auflage derselben weitere 7 Jahre später bemerkte: „Ich halte die Ueberzeugung fest, dass alle Natur und alles Endliche nicht auf eigenem Grunde stehn, sondern auf dem Unendlichem beruhn. Und dies meine ich nicht so, als könnte man die Gebiete theilen: so weit geht bei einer Schöpfung oder einem Ereignisse das Natürliche, und hier beginnt das Göttliche; sondern soweit natürliches Geschehen reicht, überall beruht es auf göttlichem Grunde". Denselben Gedanken hat er in aller Kürze mehrfach wiederholt, zuletzt in der Antikritik Whitneys „Folglich muss zu jeder causalen Naturbetrachtung, wenn diese erschöpfend und wirklich erklärend sein soll, wie der Religionsphilosoph fordert, Gott, wenn auch still, doch durchweg, im Hintergrunde des Geistes als letzte Ergänzung hinzugedacht werden." „Dasselbe was *φυσικά* ist, ist auch *θεῖα*; denn Alles und Jedes ist beides: *πάντα θεῖα καὶ φυσικὰ πάντα* d. h. Alles und Jedes kann in doppelter Weise betrachtet werden, weil es ein zwiefaches Problem darbietet. Einerseits steht es im Zusammenhange der Causalität und bietet ein mechanisches Problem: so fällt es der Specialwissenschaft zu; andrerseits bietet es andre Seiten dar und andre Probleme und so wird es Gegenstand der Re-

ligions-Philosophie.“*) Danach scheint mir von Steinthal die Nothwendigkeit in bündiger Weise anerkannt den höchsten Begriff aus einem abstrakten, rein idealen Subjekte zu substantieller Einheit zu entwickeln. Dennoch hat er diese Forderung die er selber stellt und die ich von ihm gelernt habe, in dem inneren Leben seines Geistes, wie die Festschrift zeigt nicht vollzogen. Aus welchem Grunde?

Ich habe an einer anderen Stelle meiner Arbeit, welche ich zu Anfang dieses Aufsatzes erwähnte, gezeigt, dass Steinthal, obwohl er Stellung und Werth der Religions-Philosophie anerkennt, von ihrer Ausführung sich nicht viel verspricht. Sie führe, gehe man ins Einzelne, zu Phantastereien, sie sei eben ein Grenzbegriff ohne die Fähigkeit weiterer Entwickelung. Und nicht mit Unrecht urtheilt er so: scharf ins Einzelne ausgeführte Erkenntnisse kann sie nicht liefern; sie birgt auch, wie die Religion, Gefahren, die nur zu leicht vom rechten Wege abführen. „Wer da ausruft: wie komme ich zu Gott, der ist schon in Blindheit und Wüste.“*) Also macht Steinthal beim Menschen Halt. —

Die sittlichen Ideen sind die unwandelbaren und festen Fundamente des menschlichen Wesens, sie sind es, in welchem Steinthal ruht. „Und wenn alles, lieber Lazarus, in Zweifel sinkt, Freiheit, Seele, Gott, und darin versinkt — Eins bleibt: ich soll. Ich bin; also soll ich“, so beginnt die Festschrift. Sein höchster Begriff nun, den wir besprachen, ist nichts als die letzte Begründung dieses menschlichen Sollen, die Herrlichkeit des schlechthin humanen Geistes, in dem er ruht, über den er nicht hinausblickt, nicht hinausblicken will. „Alle für Einen, Einer für Alle.“ In diesem Geiste hat er Ursprung und Wurzel, Stamm und Blüthe, über ihn hinaus giebt es Nichts Festes, durch Erfahrung bewährbares. Daher sind Gott und Unsterblichkeit „Phantastereien“ — er wendet sich von ihrer Ausführung ab. —

Haben wir hiermit Steinthals Größe richtig getroffen, die dadurch noch erhöht wird, dass er von Anfang an mit eisiger

*) Mythos und Religion S. 28.

Besonnenheit, mit voller principieller Bewusstheit,*) sich einem in philosophischen Speculationen versumpften Zeitalter entgegenstemmte, so doch zugleich auch, falls unsere kritischen Bemerkungen nicht irrten, den Punkt der über ihn hinausweist.

Im Menschen ruht Steinthal, in der Pflicht. Es wird niemals ein anderer, sichrerer Grund gefunden werden, auf und in welchem wir ruhen können, ruhen dürfen und sollen. Aber der Mensch selber ruht nicht auf sich selbst: wir werden ihm manches nehmen müssen, was Steinthal ihm giebt.

„Denn nur sollend bin ich; nur sollend bin ich, was ich bin: Mensch. Diese unmittelbare Erkenntniss mag der Logik und Metaphysik entbehren . . .“ wie ist das möglich? müssen wir fragen. Mit welchem Rechte könnten metaphysische Voraussetzungen angefochten werden, zu welchen die allersicherste unmittelbare Erfahrung zwingt, da doch Niemand die objektive Wirklichkeit anficht, die im besten Falle doch nur gleichen Rechtes genösse mit jener unmittelbaren Erfahrung! Haben denn die Elemente der Anschauungen, die Empfindungen, an innerer Wahrheit vor dem ebenso ursprünglichen ästhetischen Gefühlen, den Elementen der Sittlichkeit irgend etwas voraus? Beide können falsch gedeutet werden — gewiss; so hat die Wissenschaft zu lehren sie richtig zu deuten. Oder meint Steinthal das Sollen mache eben weitere Voraussetzungen nicht nothwendig? Es ist ein eigen Ding um die Nothwendigkeit — Steinthal jedenfalls bedarf keiner weiteren Vermittelung. Er sagt „ihr [dieser unmittelbaren Erfahrung] mag die gewöhnliche Erfahrung Trotz bieten — sie bleibt, und der Mensch mit ihr, und (es mag so sein) sie mit dem Menschen.“ Dieser Satz ist mir dunkel. Irre ich mich, wenn ich ihn als Andeutung der Unsterblichkeit fasse? So ginge er ja, mit einer Andeutung wenigstens, über sich selber hinaus.

---

*) Zeitschr. für Völkerpsych. IV. Seite 119 hat er seinen „logischen Glauben“ klar und bestimmt ausgesprochen.

**) Der angeführte Ausspruch deutet an, dass die Sittlichkeit nur so lange bleibt wie die Menschheit, von der sie geschaffen und getragen wird, und dass sie untergehen würde, wenn die Menschheit schwände. St.

Steinthal betritt den schlüpfrigen Pfad religionsphilosophischer Ideen nicht, das ist seine Grösse und seine Schranke. Wiewohl von allen Seiten dazugedrängt, verzichtet er auf die Idee des All, auf die Unsterblichkeit, ja er lässt die Möglichkeit zu, dass Freiheit, Seele, Gott in Zweifel versinken, während die äußere Erfahrung unangetastet bleibt. Ich aber meine: das darf nicht geschehn! Dies zu verhüten ist Pflicht der Philosophie. Ich sehe scharf und klar die Gefahren der Metaphysik, aber ich meine auch ihre Aufgabe zu sehen.

Ich habe gezeigt, dass die Wissenschaft die Ausbildung der begrenzenden, höchsten Ideen nicht nur zulässt, sondern verlangt und fordert. —

Ich ziehe aus meiner Episode das Facit für die verhandelte Frage. Wurzelt Steinthal ganz und ausschliesslich in der Idee der Humanität, ohne das Bedürfniss nach einer weiteren Vermittelung zu kennen, so ist die Natur der Menschenseele das einzige und ausreichende Princip seines Denkens und die beseelte Gesellschaft nach seinen eigenen Worten „das Erste, das wahrhaft Wirkliche", mit dem er beginnen muss. Dieses Princip darf er in keiner Weise verrücken lassen, sonst stände er wieder am Ufer des weithin wogenden Meeres, die Grundlage wäre verschoben, auf welcher er ruht. Schon hieraus ergiebt sich im Hinblick auf „Franzosen und französirende Deutsche" eine ungünstige Meinung für die Thierseele, welche keine menschliche Welt zu schaffen vermocht hat. Die Frage aber nach der Entstehung der Arten, war zu der Zeit, als sein wissenschaftlicher Character entstand, von der exacten Naturforschung noch nicht in die Hand genommen. Dass und warum er sie auch später nicht bis in den Kreis seiner principiellen Grundlagen hereingezogen, obwohl er ihr durchaus nicht fern blieb, ist die Folge eben dieses einmal festgewordenen Characters, sein Kantianismus.

Aus den Kantischen Elementen in Steinthal ergiebt sich noch mehr. Das volle und wesenhafte Interesse erhält nämlich die Seelenfrage erst durch ihre mannigfachen metaphysischen Bezüge. Wem allgemeine Ansichten über das All unerlässlich erscheinen, wer den Blick über das Menschendasein hinaus

nach oben und unten zu richten versucht, der wird sich über die Natur der Weltelemente klar werden müssen und es giebt Veranlassung zu dem Versuche, ob sie und inwieweit sie sich als wesenhaft identisch hinstellen lassen. Auch die Naturwissenschaft fordert die Umwandlung der heute noch unzerlegten Stoffe in einander und ihre Erzeugung aus einem höheren Grundstoffe, wenn nicht dem Urstoffe.*) Solche weitreichenden metaphysischen Triebe sind nun vollends in Steinthals Geiste gehemmt; sie gerade legen im Zusammenhange mit dem Darwinismus die Annahme nahe, dass zwar ein Gegensatz der Entwickelung zwischen den Seelen der lebenden Wesen bestehe, aber nicht ein Gegensatz der Substanz. Ob sich, falls diese Annahme erwiesen wäre, weiter auf ihr bauen lasse, bleibe dahingestellt: wir können mit Steinthal von unerwiesenen Behauptungen kein Heil für die Wissenschaft hoffen. Indessen eine jede Hypothese tritt zunächst unfertig auf und als allgemeine Behauptung die sie ist, mit dem Scheine des Dogmatismus. Ich aber gestehe ausdrücklich zu: ehe die in diesem Aufsatze durchscheinende Hypothese nicht an der Hand der Thatsachen durch Chemie, Physik und Physiologie hindurch geprüft und ergänzt ist, ist sie für die Wissenschaft noch gar nicht vorhanden. So entgehe ich dem Dogmatismus, der in überkantischen Köpfen zum wahren Gespenst wird, und gerathe mit der Logik der Physik nicht in Widerspruch, welche Welten schafft die kein Auge gesehen hat, noch sehen wird. Dass die von mir vertheidigte Hypothese lange geschaffen ist und jetzt wieder alles nach ihr hindrängt, weiss jeder Denker. Vor Decennien ist sie durch Lotze neu begründet und schon haben die exacten Naturforscher und die Anthropologen sie zu fördern oder doch anzudeuten begonnen. Ich erinnere an Haeckel (Schöpfgsgesch. S. 21), O. Schmidt, Gerland, Du Bois-Reymond. Ihnen gegenüber bekennt Carl Vogt in der Vorrede zur neuesten Auflage der Physiologischen Briefe wenigstens dass „das reagirende Instrument für die geistigen Funktionen der einzelnen Hirntheile noch gefunden werden müsse“. Auch,

*) Du Bois-Reymond: Grenzen des Natur-Erkennens S. 10.

scheint mir, gehört eine allgemeine Bemerkung Lange's hierher: „Sobald der Mensch beginnt, die einzelnen Vorgänge nüchtern, klar und bestimmt zu betrachten, sobald er die Ergebnisse dieser Betrachtung an eine bestimmte, wenn auch irrthümliche, so doch jedenfalls feste und einfache Theorie anknüpft, ist der weitere Fortschritt gesichert"*). Ob zwar das Werk dieses Mannes noch nicht vollständig vorliegt, kann ich mit Sicherheit annehmen, dass seine Ansicht der meinigen verwandt sei. Die frühere Atomenlehre der Physiker war durch Erfahrung geforderte Hypothese. Nun schärfere Analysen und neue Erfahrungen mit ihr nicht mehr auskommen, ist der einzige consequente Weg ihr reformatorischer Umbau, ihre endliche Ergänzung und bestimmtere Formung. Damit geschieht nichts Unerhörtes, sondern genau nur dasselbe was früher geschehn und für zulässig befunden ist. — Für Steinthal jedoch sind solche Betrachtungen, welche, so lange sie in der Luft schweben, das Gebiet der Erfahrung allerdings überschreiten, relativ gleichgiltig. Daher konnte er bei Bearbeitung der Einleitung, obwohl die neuen Ideen auch in ihm schon wirkten, die Seelenfrage zur Seite schieben oder wenigstens vertagen.

Ich glaube nunmehr meinen Gegensatz zu meinem Meister in einer Weise begründet zu haben, welche leichtfertiges Besserwissen ausschließt; ich habe nämlich gezeigt, dass und warum gewisse Motive in seinem Geiste unwirksam blieben, die zu einer von der seinigen verschiedenen Ansicht führen mussten. Vielleicht ist es aber, um jedes Missverständniss zu meiden, nicht überflüssig noch ausdrücklich hinzuzufügen, dass ich sehr weit davon entfernt bin, diejenigen generellen Ansichten über das All zu besitzen, deren Erstreben ich für unerlässlich bezeichnet habe. Bevor uns Lotze den 2. Band seines Systems der Philosophie geschenkt hat, dürfte wohl auch Niemand zu ihrer allgemeinern Inangriffnahme geneigt sein, die Lücke, welche dadurch in dem Weltbegriff des 19. Jahrhunderts noch bleibt, auszufüllen versuchen. Dass jedoch erst diese metaphysische Ergänzung den Abschluss des neuen Weltbegriffs bildet,

*) Gesch. d. Materialism. I. S. 94.

ohne welche wir nicht hoffen dürfen ihm allerwärts zum Siege zu verhelfen ist mir nicht zweifelhaft. Namentlich wenn ich auf die politisch religiösen Kämpfe der Gegenwart schaue, die uns den Weg ebenen, ergreift mich der Ernst der Sache. Mag immerhin Steinthals erhabene Ethik der Mittelpunkt des Lebens, das strahlende Licht sein — voll und ganz erscheint dessen Schönheit erst, wenn wir es umkränzt sehen von dem Farbenkranze, den es, an der Dunkelheit sich brechend, erzeugt. Den sollten wir, meine ich, der Menschheit nicht rauben!

Ich nehme also mit Steinthal an, dass Mensch und Thier als verschiedene Gattungen streng von einander zu halten sind, aber ich unterscheide weiter die Seelen der Stufenfolge des Thierreichs ebensosehr von einander, wie diejenigen des Menschenreichs und halte sie alle in ihren metaphysischem Wesen für identisch. Wie z. B. die Affenwelt in eine Menge von Arten auseinander trat, so war auch die Menschenwelt in zahlreiche Stämme getheilt, die nach Körpergrösse und sonstigen Eigenschaften recht sehr verschieden sein konnten, ohne dass damit ein einheitlicher Ursprung der Menschheit ausgeschlossen wäre. Wie untergegangene Thiergeschlechter, so giebt es auch untergegangene Menschenarten, und zwar um so mehr, je härter die auf gleiche äussere Lebensbedingungen gewiesenen Stämme an einander rennen mussten. Noch in historischer Zeit findet sich dieser Kampf um's Dasein, in welchem (in der Urzeit wenigstens) allemal die höhere Menschlichkeit sich behauptete. So wäre die Kluft zwischen Mensch und Thier durch untergegangene Zwischenarten überbrückt. Den thatsächlichen Beweis für meine ganze Annahme sehe ich einerseits in demjenigen, was uns Humboldt und Steinthal über die Entwickelung der Menschheit gelehrt haben und andererseits in der Abstammungslehre und den Ergebnissen der Forschungen über den vorgeschichtlichen Menschen. In der That lehrt die Völkerpsychologie für die Entwickelung des Geistes einen Parallelismus, der dem Haeckelschen von Ontogenie und Phylogenie durchaus analog und streng beweisbar ist. So nähern sich in diesem Punkte Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft schon jetzt; O. Schmidt citirt Steinthal, anerkennend, dass er 8 Jahre

vor Darwins Auftreten bereits erkannt habe „indem Sprache wird, entsteht Geist."*) — Uebrigens hat auch die Geisteswissenschaft ihre Paläontologie, deren trümmerhafte Gestalt erst durch die geistige Ontogenie interpretirt und ergänzt wird.

Ich stimme also mit Steinthal in der Zurückweisung gewisser thierfreundlicher Deklamationen durchaus überein und halte den Satz für vollständig erwiesen „die Hauptsache also ist, dass die Thiere gerade so viel Sprache haben, als ihrem ganzen Wesen und ihren Bedürfnissen angemessen ist: Sprache des Gefühls und Anschauung (§ 445)." Den artbildenden Unterschied aber zwischen Menschen-Reich und Thier-Reich bildet die Sprache. Sie ist ja nicht eine vereinzelte psychische Erscheinung unter anderen Erscheinungen, sondern sie charakterisirt eine bestimmte Stufe der Seelen-Entwickelung. Mit Nothwendigkeit wird der Sprachlaut beim Durchbruch des ersten Allgemeinen, der Vorstellung, aus der sinnlichen Anschauung geboren und auch bei der unglücklichsten Entwickelung erfüllt er, als Träger der Vorstellung, die Aufgabe, welche überhaupt den allgemeinen Elementen im Geiste zufällt, nämlich den geistigen Besitz zu sondern und sämmtliche Theile des Bewusstseins mit einander in Vermittlung zu halten. Dadurch aber ist auch das tiefstehende Volk als zur Menschheit gehörig characterisirt: vermittelst der Sprache entwickelt sich mit Nothwendigkeit aus dem anschauenden Bewusstsein des Thieres das gegliederte Selbstbewusstsein des nach selbsteigenen Zwecken überall in den Ablauf des Naturlebens und der eigenen Triebe eingreifenden, sie schöpferisch umgestaltenden Menschen. Solches Bewusstsein eben macht den Menschen aus, in Gegensatz zum Thiere, wie das Thier in Gegensatz zur Pflanze Sinnenleben und freie Bewegung besitzt. Das hat man heut in weiten Kreisen vergessen. Weil aber die je individuelle Gestaltung dieses Bewusstseins ganz von der je individuell verschiedenen Sprache bedingt ist, so ist die Sprache die differentia specifica der Menschheit so wie der einzelnen Völker. — —

*) Descendenzlehre und Darwinismus S. 284 vergl. auch die Einl.

Nun wollen wir jedoch den wesentlichen Unterschied zwischen der Thier- und Menschen-Seele noch ausdrücklich erörtern, welchen Steinthal in der Fähigkeit der letzteren findet „sich dergestalt zu entwickeln, dass sie durch ihre Wirkungen sich nie verzehrt, sondern an Inhalt und Kraft gewinnt." Eine solche kommt der Thierseele, scheint es, nicht zu, wenigstens bin ich zu unwissend in der Thier-Psychologie um das geniale Wort des Paulus vom ängstlichen Harren der Kreatur begründen zu können. Nach manchem aber, was ich von Thieren theils gesehn, theils gelesen, neige ich einstweilen allerdings zu der Annahme, dass vielfach eine gehemmte geistige Kraft im Thierreiche nachweisbar ist, welche die Thiere friedlos umhertreibt, da sie nicht aufgeht in die, durch einmal festgewordene Organisationsverhältnisse des Leibes ihnen angewiesene, Thätigkeitssphäre. Analogien böte die hemmende Wirksamkeit unglücklich entwickelter Sprachen. Und wie soll man das Wohlbefinden des Hundes in der menschlichen Gesellschaft deuten? Mit den Thätigkeiten, welche der Mensch ihm anweist, überschreitet er den Kreis, in welchen er durch seine natürliche Stellung gewiesen ist, wird er mehr als ein Wolf. Es war also im „Wolf-Sein" die Kraft der Wolfs-Seele noch nicht verbraucht. Fragt man jedoch, warum sich solche überschüssige Kraft nun nicht auf die Gestaltbildung würfe, so ist zu antworten, dass eine den Zwecken des Geistes entgegenkommende Entwicklung der leiblichen Organisation auch bei überschüssiger Kraft nicht von selbst sich vollzieht. Ein seelischer Trieb kann nur da unmittelbar zur Schöpferkraft werden, d. h. directe Anpassung des Leibes an das Bedürfniss kann sich nur da vollziehn, wo rein körperliche Vorzüge erstrebt werden. Wie Arbeit die Muskeln des Leibes entwickelt, so wuchsen dem Thiere, das die Gewohnheit annahm mit dem Kopf sich zu wehren, je an verschiedenen Stellen desselben die Hörner, dem Raubthiere Klauen und Zähne*). Ganz anders sind die Vorzüge

*) Oder umgekehrt? weil dem Thiere zufällig Hörner wuchsen, nahm es die Gewohnheit an, mit dem Kopfe zu kämpfen, und hatte dadurch im Kampfe um's Dasein einen Vortheil gewonnen. St.

des Leibes, welche das geistige Leben fördern: sie werden nur nebenher, per accidens erworben. Der Begriff nämlich des Thieres schon geht in den gierigen, rein körperlichen Egoismus nicht auf, den man in höchster Stufe als Bestialität bezeichnet. Denken wir an die Lebensweise eines Ungeheuers wie des Elephanten. Aber sein sanfter, friedlicher Sinn ist ja freilich eine Accidenz derjenigen körperlichen und äusseren Lebensbedingungen, in welche er ohne sein Wissen hineingerieth. Ganz bestimmte äussere Lebensbedingungen, welche direct gar nicht, oder doch nicht umdessentwillen gesucht werden, was sie in der That leisten (der Zufall), begünstigen und leiten die innere Entwickelung der Seele, die Loslösung vom grob Physischen zum Aesthetischen hin. So war zwar der Keim zum Menschen schon im Thiere vorhanden; es hätte nie Menschen geben können, wäre dem nicht so. Aber dieser Keim kam nur da zur Entwickelung, wo ihm je von Stufe zu Stufe begünstigende Verhältnisse reizend und fördernd entgegen kamen, während eine schief gerichtete Entwicklung ihn unwiederbringlich zerstören musste. Durch eine große, lang dauernde Krisis wurde das Menschengeschlecht geschaffen: das ästhetisch - sittliche brach sich Bahn, erhielt dem Grobsinnlichen, Thierischen gegenüber das Uebergewicht, während dies unter die Schwelle des Bewusstseins herabsank. Ich bin z. B. von Darwins Satze, dass unsere Vorfahren auf Bäumen gelebt haben, schon desswegen überzeugt, weil sich nur durch diese Lebensweise die allseitige Beweglichkeit des an sich nicht übermässig geschmeidig gebauten Leibes und namentlich die Umwandlung der Vorderfüße in Hände erreichen ließ*). Der Zwang aber, der sie später von den Bäumen herabtrieb, wirkte noch günstiger. Ich nehme mit Gerland an, dass er in Verhältnissen der Ernährung bestand. Sie rissen den Menschen vom Walde los in die Ebene.

---

*) Dies ist unrichtig. Der Affe hat, also der Mensch hatte, nicht vier Füße, sondern vier Hände; und nicht die Vorderfüße wurden Hände, sondern die Hinterhände wurden Füße. Das konnte nicht durch Klettern geschehen, sondern dadurch, dass der Mensch nicht mehr auf Bäumen lebte, sondern auf die Erde herabstieg und auf dem Boden ging. St.

So wurde ihm, da er als friedliches Baumthier noch keinen Theil des Leibes dauernd als Waffe geprägt und eingebüßt hatte, der Stein in die Hand gedrückt, sich zu vertheidigen, er wurde das Werkzeuge schaffende Wesen und damit Mensch. Nun begünstigten die neuen Lebensverhältnisse die Verwerthung und weitere Ausbildung des erworbenen Vorzuges der Hand, während der nämliche Zwang für die hinteren Gliedmaßen den Charakter des Fußes festhielt oder soweit er schon verloren war, durch Rückbildung ihn wieder hervorbrachte. Das Affengeschlecht dagegen machte eine ähnliche Entwickelung nie durch oder, wie wir aus denjenigen Arten, die das Baumleben aufgegeben haben, schliessen müssen, zu spät, als der günstige Augenblick verpasst war: es verknöcherte auf seinen Bäumen. Dass nun die aufrechte Stellung die Vorbedingung für die Entwickelung des Kehlkopfes und der Stimme sei, ist bekannt, dieses geistigsten aller physischen Werkzeuge. Die Elemente staatlich-geselligen Lebens waren aus dem Thierreich ererbt: nun fanden sich in der Sorge für eine der Laubkrone ähnliches schützendes Obdach u. s. w. gemeinsame, die Kraft herausfordernde, nicht unausgedehnte Aufgaben und in dem isolirenden Schutze des Obdachs — Sammlung und Muße. Für eine Zeit lang wenigstens müssen wir ein ruhigeres Leben annehmen, das der Beschaulichkeit Platz gab. Berücksichtigen wir nun dass das neue Geschlecht nicht zum Steine schleudernden Thiere mit ungeheuern Hebelarmen, sondern zum Menschen sich entfaltete, dem Werkzeuge schaffenden, so ist weiter wahrscheinlich, dass die menschliche Besonnenheit mit am Gebrauch der neuen Waffe entsprang. Schon die Loslösung der Waffe vom Körper nahm von der Seele die Wildheit. Der eine Stein aber war handlicher als der andere und schlug tiefere Wunden. Man wählte die Steine, ja man schlug mit dem einen auf einen andern, um ihm die entsprechende Form erst zu geben und schuf in den Zeiten des Friedens die Waffe für die Zeiten des Kampfes. Man lernte weiter die scharfen Steinkanten als Messer gebrauchen, und das führte gradeswegs in die wohl beglaubigte Cultur der Steinzeit. „Der Erste welcher einen Kieselstein gegen einen anderen schlug um ihm eine Form zu-

geben, that zugleich den ersten Meisselhieb, welcher die Minerva und alle Marmorwerke des Parthenon gebildet hat*)" — dies Wort hat eine ähnliche Wahrheit, wie Steinthal's oben (S. 402) angeführte Aeußerung über die griechische Rede.

Bei allem diesem spielt die entstehende Sprache die Hauptrolle. Hierauf gehen wir nicht ein, sondern heben nur noch ein körperliches Moment hervor, das wichtigste von allen. Steinthal behandelte es § 466 als gegebenen Vorzug des Menschen — wir sehen darin die Folge einer Entwicklung.

Der Anblick menschlicher Gestalt findet in den Genitalien seine Resonanz. Daher ist jemand, der in früher Jugend kastrirt worden ist, für die Schönheit der Venus, selbst der von Melos ohne Sinn. Der Schwung aller Begeisterung hat aber seinen natürlichen Untergrund in physischer Erregung. Als nun im engen Zusammenleben ästhetisches Wohlgefallen sich gründete, stieg auch die Geschlechtslust aus dem Kreise körperlicher Gefühle in den der ästhetischen auf. Der Trieb wird nicht mehr durch strotzende Hoden ausgelöst, sondern durch den Anblick der Schönheit erregt, der zu jeder Jahreszeit derselbe ist. Daher schwindet die Brunstzeit, und die Geschlechtserregung des Menschen, über das ganze Jahr vertheilt, wird schwächer, dem Geiste zugänglicher. Der Mann stillt nicht an dem ersten besten Weibe seinen Drang, sondern an derjenigen die ihm gefällt, die er liebt, die ihm den dauernden Genuss der Schönheit gewährt. „Dadurch bildet sich ein wahres Zusammenleben, nämlich ein geistiges Ineinanderleben. Jedes . . . sorgt für den andern; und wie zuerst die Eltern für die Kinder, so dann auch die Kinder für die Eltern. . . . So erst wird der Egoismus nicht bloß durchbrochen, sondern überwunden, und es gestaltet sich ein sittliches Leben (§ 468)," dessen Maxime eben ist: die gegenseitige Verbürgung aller für alle, eines jeden für jeden. —

Diese Andeutungen mögen genügen, zu zeigen, wieviel dazu gehört, um den Menschen vor der Verholzung des Seelenlebens, vor Verthierung zu bewahren, in welche er namentlich

*) Boucher de Perthes bei Baer: Vorgeschichtl. Mensch S. 60.

bei den ersten Schritten, immer wieder zurückfallen konnte und theilweise auch zurückgefallen ist. Jetzt sehn wir, warum nicht alle Thiere zu Menschen geworden sind. Wenn aber Steinthal in der Annahme der Vereinigung einer Seele mit an sich weiter reichenden Bedürfnissen als welchen der eigne Leib zu genügen vermag, einen Hohn auf den Schöpfer erblickt, so brauche ich an die grelle Dissonanz, die das geistige Proletariat in der Menschheit darbietet, nur kurz zu erinnern. Ja, Steinthal zeigt gelegentlich selber, dass die Apperceptionen des Thieres (von dessen Entwicklung bis zur Geschlechtsreife wir dabei noch ganz absehen wollen) sich nicht in bloßen Identifikationen erschöpfen. Es ist nichts als ein starker Ausdruck, der dort ganz am Platze ist, wenn er § 432 und 433 vom Verschmelzungsprocesse in der Thierseele sagt, er errege keine weitere Seelenthätigkeit, sondern gebe im Gegentheil das Gefühl der Befriedigung, in welcher die Seele ruhig beharre, und die thierische Negation sei stumpfes Staunen. Von ganz unbedingter Geltung sind diese Sätze nicht, schon im nächsten Paragraphen gesteht er den Anschauungsschlüssen des Hundes inductive Erweiterung nach Analogie zu. Er hat ferner eingehend gezeigt, wie sich die Sehnsucht, welche die menschliche Seele zu endloser Entwicklung treibt, nachweislich erst bildet (§ 461), wie die Gewohnheit und der aus ihr hervorgehende Drang zur Gemeinschaft des Lebens, welche den Menschen zum Menschen gemacht hat, schrittweise entstanden ist (§ 470, 471 und bes. § 499 Ende). Von der Empfänglichkeit für Wohlgerüche sagt er, dass sie vielleicht auch nicht dem Urzustande angehöre (§ 454). Also bis in diese Grundtriebe hinein müssen wir von der substantiellen Natur der Seele das historisch Gewordene scheiden. Endlich spricht er den Thieren auch die ersten sittlichen Elemente nicht ab (§ 462). — Wie biegsam jedoch manche Thierseele geblieben ist, dass sie gar nicht so unbedingt in den engen Kreis ihres Instinctes gebannt ist, zeigen die Freunde des Menschen unter dem Thierreich. Ja, ich lege das allergrößte Gewicht auf die kleine Geschichte, welche Steinthal von dem Alpenraben des Pfarrers Heidegger uns mittheilt. Sie beweist eine so hohe Irritabilität der Thier-

seele, wie Niemand zu vermuthen gewagt hätte, so dass in dem Grade der Irritabilität der Unterschied der menschlichen Seelensubstanz gegen die thierische schwerlich liegen wird. Steinthal erkennt an: „Er [jener Rabe] ist überhaupt sehr klug und kann sich in das Gemüt anderer versetzen. Er nimmt vollen Antheil am menschlichen Leben, wenn auch mehr als Schelm, denn als Arbeiter“. Wer möchte von einem Raben anders und mehr denn erwarten? Freilich: „er spricht nicht“, er bleibt Egoist, weil er kein gleiches Du sich gegenüber hat, dem er etwas leisten könnte, dessen Leben er wirklich hätte mitleben können. Die Anschauungen, die er aufnimmt, ritzen eben seine Seele nur oberflächlich. Unmöglich kann er sich als gleichberechtigt fühlen, zu groß bleibt die Uebermacht des Menschen. Sprache aber kann nur unter völlig gleichen heranwachsen, die in einander und für einander arbeiten. So erzeugt das Thier die Sprache nicht, weil es sie nicht braucht, und mit der Sprache fehlen ihm überhaupt die geistigen Organe zur feineren Durcharbeitung und Fortbildung seines Anschauungsinhaltes.

Hiernach scheint es mir nun, dass es psychologische Gründe nicht giebt, welche der Identität des Wesens der Thier- und der Menschen-Seele im Wege stehen. Mag die Frage noch offen gehalten werden — für mich ist die Thatsache „dass in allen wesentlichen Verhältnissen der Geburt und des leiblichen Lebens Mensch und Thier eben nicht mehr verschieden sind als die Säugethiere unter einander (§ 448)“ von fundamentaler Bedeutung. Ich übergehe also auch Steinthals Vergleichung des menschlichen und thierischen Leibes. Sie beweist „dass der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere klein und an die leibliche Organisation geknüpft ist“. Sehr wichtig ist die dort gemachte Unterscheidung zwischen Qualität und Quantität der Kraft.

Die Sinne des Thieres bewirken gefühlartigere Empfindungen; also ist das Thier immer im *πάθος*, praktisch, nicht theoretisch, während die in geringeres Leiden versetzte menschliche Seele Kraft frei behält für die Frage: woher kommt mir dies? Das Thier wird von seinen Sinnen und besonders

den niedern, Geruch und Geschmack, so sehr hingerissen, dass die formalen Elemente seiner Anschauungen zu keiner Wichtigkeit anwachsen können. Das sinnlich Einzelne ist aber allemal individuell, es wirkt ausschliessend. So erstarrt die thierische Seele im Dienste des Leibes: sie hat für das eigene Leben der Dinge keinerlei Interesse. Damit fehlt alles Theoretische, Menschliche, damit fehlt das schrittweise Hineinziehn der Makrokosmos in den Mikrokosmos: der Fortschritt!

Zur Darwinschen Frage

mit Rücksicht auf den vorstehenden Aufsatz.

Von **H. Steinthal.**

Ich muss es für eine andere Gelegenheit aufbewahren, mich positiv und ausführlich über meine Stellung zur Darwinschen Theorie auszulassen. Hier will ich nur so viel geben, als nötig ist, um mich gegen die vorstehende Kritik zu verteidigen, ohne die eigene Ansicht des Kritikers zu berühren. Den versprochenen zweiten Artikel „zur Religionsphilosophie“ muss ich aus Mangel an Raum für das nächste Heft zurückhalten.

Ich kann nicht sagen, dass mir die Einwendungen gegen Darwin, die mir bekannt geworden sind, gefallen hätten. Auch was Jürgen Bona Meyer in seinen „Zeitfragen“ gegen die neue Natur-Betrachtung bemerkt, scheint mir keineswegs schlagend.

Hieraus folgt nur nicht, dass ich mich sogleich mit Sack und Pack in Darwins Lager zu begeben gehabt hätte. Das sollten doch diejenigen am wenigsten fordern oder auch nur erwarten, welche überzeugt sind, dass Darwin der Copernikus des 19. Jahrhunderts ist. Denn je größer die Gedanken-Umwälzung ist, welche dieser verursacht, um so langsamer kann seine Theorie von den Männern aufgenommen werden, welche schon eine feste Weltanschauung aufgebaut haben. Mit so

festem Cement wird keine Mauer von Stein gefügt, wie das Begriffs-Gebäude. Auch reisst niemand sein Haus ab, bevor er in einem andern Gebäude Unterkommen gefunden: niemand gibt seine Weltanschauung auf, bevor er eine neue hat. Ich hielt es also für ratsam, so lange wie möglich mit der Adoption Darwins zu warten, nicht nur meinetwegen, sondern auch meiner Leser wegen. Wie sollte ich, der ich die Frage, ob Seele oder nicht, unentschieden ließ, der Psychologie und Sprachwissenschaft eine darwinistische Grundlage geben? Ich wollte vor allem sehen, was sich ausmachen ließe, auch ohne über diese principiellen Fragen eine Entscheidung getroffen zu haben. Ich glaubte, noch für lange Zeit meine Zustimmung oder Ablehnung anstehn lassen zu können.

Der Verfasser der vorstehenden Kritik scheint nun freilich zu glauben, die Zeit, mich für oder gegen zu erklären, sei bei Vergleichung der Tier- und Menschen-Seele gekommen gewesen. Er meint aber, ich könne nicht Anhänger Darwins sein, und darum eben sei ich es nicht geworden, und darum sei auch meine Vergleichung zwischen Tier und Mensch falsch geworden. Man dürfe also aus dieser Vergleichung nichts gegen Darwin schließen, und das wollte er darlegen. Er sah in mir einen Gegner Darwins, den er widerlegen zu müssen glaubte.

Ich sehe weder ein, wie meine Besprechung der Mensch- und Tierseele derartig antidarwinistisch sei, dass aus ihr irgend etwas gegen Darwin gefolgert werden könne, noch auch warum sich Darwin meine Vergleichung nicht gefallen lassen könnte. Ich glaube in der Tat, dass ich Darwin, wie ich ihn nicht genannt, so auch gar nicht berührt habe. Was ich über Mensch und Tier sagte, sollte von jedem anerkannt werden müssen, mag er über den Ursprung des Menschen denken wie er wolle. Mein Kritiker glaubt, das sei mir mislungen; der Darwinist könne meine Vergleichung nicht dulden. Ich muss nun zeigen, dass ich diesem nicht zu nahe getreten bin. Nur muss man tolerant sein. Nur muss man nicht verlangen, dass alles mit bestimmter Richtung auf Darwin ausgedrückt werde, und dass wer nicht für ihn sei, gegen ihn sein müsse. Kurz, ich muss begreiflich machen, dass man von Mensch und Tier reden könne,

ohne für oder gegen Darwin zu sein. Ich setze aber dabei Darwinisten voraus, welche aus einem Buche, das vor oder ohne Darwin geschrieben ist, zu lesen wissen.

Ich verdenke es meinem Kritiker nicht, dass er so viel Zurückhaltung meinerseits, solches Laviren nicht recht begreift; dass ihm ein vollständiges Eingehen in Darwin unerlässlich scheint. Die Jugend legt größeres Gewicht auf Principien, als der Mann; sie erwartet von ihnen allein alles Heil, d. h. sie glaubt mit den Principien auch zugleich alles Andere zu haben; meint, ohne Principien könne man nichts haben. Der Mann verhält sich kühler: Vieles bleibt ihm auch bei verschiedenen Principien gleich wertvoll, und vieles trotz der Principien durchaus wertlos. Wir sind neuerlichst auch mit einer Cultur-Geschichte vom Standpunkte des Kampfes um's Dasein beglückt worden (durch Hellwald). Dabei erinnerte ich mich der Beglückungen durch die hegelsche Schule. Die Cultur-Geschichte des Darwinianers gleicht der des Hegelianers wie ein Ei dem andern, und zwar ein hohles einem hohlen. Die Schale, welche hier wie dort den Schein eines Inhalts gewährt, besteht hier aus darwinistischen Formeln, wie dort aus hegelschen. Eine gediegene Cultur-Geschichte kann der beiderseitigen Formeln entbehren, und wird, welche Formeln sie auch haben mag, von dem gediegenen Darwinisten nach Gebühr geschätzt werden. — Kommen wir zu unserer Sache.

Es handelt sich aber hier lediglich um die Frage: in welchem Sinne kann der Darwinist von einem „absoluten“ Unterschiede in Gegensatz gegen den relativen reden? Der letztere ward bisher immer als Unterschied des Grades, also quantitativ gefasst; der erstere dagegen qualitativ als Unterschied der Art. Mit diesem Gegensatz arbeitete z. B. Wilhelm v. Humboldt; und da sich der Grad-Unterschied leichter verstehen lässt als der Art-Unterschied, so suchte er zwischen den Sprachen so viel wie möglich bloß Grad-Unterschiede gelten zu lassen, und nur wo er nicht anders konnte, den Art-Unterschied zuzulassen. Ich glaube nun freilich gezeigt zu haben, dass bei einer richtigen Erfassung der Factoren der Spracherzeugung Art-Unterschiede so begreiflich werden wie Grad-Unterschiede.

Die ganze Betrachtungsweise aber hat sich durch Darwin geändert. Die subjectiv ästhetische Betrachtungsweise soll jetzt einer objectiv genetischen weichen. Darwin hat gerade den Art-Unterschied angegriffen und aufgelöst, indem er ihn in einen Grad-Unterschied umwandelte. Jetzt ist aller Unterschied nur relativ, eben weil genetisch, bloß allmählich geworden durch Aneignung und Anbequemung. Welchen Sinn soll für Darwin ein absoluter Unterschied haben?

Die Antwort scheint mir nicht allzuschwer, sondern sogar sehr leicht.

Erstlich: Hat denn Darwin den Begriff der Art vernichtet? Wird von nun ab der Zoologe, Botaniker keine Arten mehr unterscheiden? Dann würde ihm ja das All zu einem einzigen Brei werden, und Wissenschaft, die vor allem auf Unterscheidung ruht, ganz unmöglich sein. Was Darwin will ist nur dies, dass man sich nicht einbilde, die vom Systematiker geschaffenen Arten seien mehr als Begriffe, und die wirklichen Wesen seien eben so durch scharfe Grenz-Linien von einander geschieden, wie die starr neben einander gestellten Begriffe. Dieser Gedanke aber ist doch nichts weniger als neu, und er ist mir, ich weiss nicht wie oft, von Pott vorgehalten worden.

Zweitens: Bekennt man sich nun aber völlig zur Descendenz-Theorie (und alle Sprachforscher werden hierzu keine geringe Neigung besitzen), so wird man doch daran denken müssen, dass das All nicht etwa eine lange Schöpfungs-Linie bildet, wie in der hegelschen Dialektik; sondern es ist als Stammbaum zu denken, und zwar als ein höchst verzweigter. — Dann kommt man aber zu folgendem leicht fasslichen Verhältnis. Gesetzt ein Zweig, der sich durch zehn Arten bildet, deren je eine aus der vorangehenden Art sich entwickelt hat, sei dem Stamme an dem Punkte A entsprossen. Also aus A ward B, aus diesem C u. s. w. bis K, so sind alle diese Arten von A bis K nur dem Grade nach, also relativ verschieden. — Nun denke man sich einen anderen Zweig, der entweder an demselben Punkte A oder an dem nahe liegenden Punkte L nach einer andern Richtung hin sich durch M, N u. s. w. zu Z entwickelt. So sind ebenso die Arten L, M,

N—Z dem Grade nach, also relativ unterschieden. Wie aber K und Z? und überhaupt jede Art des Zweiges AK, von jeder Art des Zweiges LZ? Niemals wird aus K ein L, niemals wird irgend ein Glied von LZ aus AK entspringen, in alle Ewigkeit nicht. Nie wird aus der Eiche ein Hund, nie aus dem Adler eine Maus u. s. w.

Solche Arten also sind trotz der Relativität des Art-Begriffes absolut verschieden.

Wer also behauptet, der Mensch sei von den Tieren absolut verschieden, der behauptet in darwinistischem Sinne: der Mensch ist an einem Zweiglein des allumfassenden Stammbaumes der Natur erwachsen, welcher verschieden ist von allen Zweigen, an denen die heute lebenden Tiere geboren sind. Der Mensch bildet ein Z an einem Zweiglein LZ, dessen Glieder L, M, N—Y aus dem Reiche der Wirklichkeit geschwunden sind; Gorilla und Chimpanse bilden ein J oder K an dem Zweige AK. Nie in alle Ewigkeit kann aus irgend einem solchen K ein Z werden. Mensch und anthropoider Affe sind absolut verschieden, um wie viel mehr Mensch und Hund oder Elephant oder gar Rabe.

Und woher kann man denn wissen, dass der Mensch ein Z an dem Zweiglein LZ bildet und der Chimpanse ein K an AK? vielleicht ist der Mensch ein S, das nur die gerade Fortsetzung von AK durch L, M, N ... ist? Das muss die sorgfältig angestellte Vergleichung lehren.

So glaube ich mir durch die Vergleichung von Mensch- und Tier-Seele den Dank jedes ernstlich strebenden Darwinisten erworben zu haben, indem ich, ohne an Darwin zu denken, vielmehr die gegnerische Annahme ausdrücklich als möglich zugestehend, die Unähnlichkeit einerseits zwar so scharf, andererseits aber auch so ohne Uebertreibung hervorhob, die Differenz so sorgfältig bestimmte und erwog, dabei wie der Kritiker S. 426 anerkannt, das historisch Gewordene bis in die Grundtriebe hinein verfolgend und aussondernd: dass nun die Frage beantwortet werden kann: wie ist das Verhältniss von Z zu K zu denken? Da Z zwar nicht aus K entsprungen sein kann, sie aber dennoch beide nur so wenig verschieden

sind: wie ist diese Differenz zu erklären? d. h. wie weit zurück, an welchem Zweige oder Aste, muss ich jene Ausgangspunkte A und L legen, aus welchem endlich einerseits K, andrerseits Z geworden ist? und fallen A und L vielleicht zusammen, oder liegen auch sie schon ausser einander? u. s. w. — Meint aber jemand, die Schöpferkraft habe K und Z gesetzt, wie J und Y, und weder sei Z aus K oder umgekehrt, noch auch Z aus Y oder K aus J entsprungen: so habe ich ihm das nicht verwehrt und ihm nur gezeigt, welche Differenz der Schöpfer gesetzt hat, indem er K und Z schuf. Darüber soll mir kein Darwinist zürnen.

Beurteilungen.

R. Flint, the philosophy of history in Europe. Vol. I: the philosophy of history in France and Germany.

Der vorliegende Band ist der erste Theil eines Werkes, in welchem der Verfasser, Professor der Philosophie und Nationalökonomie an der alten Schottischen Universität zu St. Andrews, die gesammte Geschichte der Philosophie der Geschichte zu behandeln unternimmt. Der zweite Band soll die Geschichte dieser Disciplin in Italien und England enthalten. Ausserdem sind auf ihn allgemeine Erörterungen über Begriff und Methode derselben, sowie über ihre Beziehungen zu den andern Wissenschaften verschoben. Endlich werden bibliographische Anhänge in Aussicht gestellt, welche das Werk durch kurze Berichte über die weniger wichtigen oder aus andern Gründen hier übergangenen Erscheinungen ergänzen sollen.

Ein solches Werk ist gewiss allen, die sich mit geschichtswissenschaftlichen Studien beschäftigen, in hohem Grade willkommen. Es tritt in eine Lücke, welche von den Geschichtsschreibern der Wissenschaften bisher offen gelassen war; die

allgemeine Geschichte der Philosophie wendete ihre Sorgfalt vorzugsweise anderen Gebieten zu und gab von der Entwicklung dieser Disciplin nur zerstreute, wenig zusammenhängende Mittheilungen; ausserdem beschäftigten sich bisher nur einige, zumeist in kritischem Interesse unternommene Aufsätze oder Excurse in dogmatischen Werken mit Bruchstücken aus ihrer Geschichte. Mit Recht wird daher ein umfassendes Werk wie das vorliegende einem Bedürfniss entgegen zu kommen glauben. Auch täuscht sich der Verfasser wohl nicht, wenn er annimmt, dass dies Bedürfniss grade jetzt lebhaft müsse empfunden werden, in einer Zeit, wo die Geschichte, wie er in der Vorrede sagt, auf allen Gebieten in schnellem Fortschritt zu wissenschaftlicher Gestaltung ist und wo daher vorauszusehen sei, dass das philosophische Studium der Geschichte denkende Geister bald in grösserer Anzahl anziehen und ernsthafter beschäftigen werde als je zuvor.

Aus einem besonderen Grunde scheint das Werk auf Beachtung und Entgegenkommen in Deutschland rechnen zu dürfen. Abgesehen davon, dass es eine Kenntniss und Wertschätzung Deutscher Wissenschaft und Literatur zeigt, wie sie jenseits des Meeres auch noch jetzt nicht ganz gewöhnlich ist, bearbeitet es ein Gebiet, welches die Deutsche Wissenschaft bisher als ihr besonders zugehörigen Boden anzusehen pflegte: die allgemeine Geschichte der philosophischen Wissenschaften. Die in jüngster Zeit sich mehrende Betheiligung Englischer Arbeit an dem Anbau dieses Gebiets begrüssen wir mit lebhafter Freude; sie ist in erwünschtester Weise geeignet, nationale Einseitigkeit, wie sie vielleicht nicht ganz vermieden worden ist, zu entfernen. Wir knüpfen gern an dieses Werk die Hoffnung, dass die internationale Aufgabe der Geschichtsschreibung der Wissenschaften immer mehr zu einer gemeinsamen Arbeit der betheiligten Völker werde, und dass im Besonderen dies Werk ein Glied in einer Kette sei, welche die geistige Bildung der beiden grossen germanischen Völker zu immer intensiverer Wechselwirkung verbinde.

Die Schwierigkeiten des vorliegenden Unternehmens, zumal als des ersten, das in so umfassenden Sinne seine Auf-

gabe sich stellte, sind nicht gering. Die Philosophie der Geschichte fordert von ihrem Geschichtsschreiber eingehende Bekanntschaft mit der gesammten geistigen Entwicklung der Völker, deren Leistungen auf diesem Gebiet in Betracht gezogen werden; im Besonderen muss er vertraut sein mit der Geschichte ihrer Philosophie, ihrer Geschichtsschreibung und der Entwicklung ihres politisch-socialen Lebens. Aeusserlich erschwert wird die Arbeit dadurch, dass die speciell in Betracht kommenden Schriften großentheils zerstreut vorliegen als Aufsätze in Zeitschriften oder als Abschnitte von Werken allgemeineren Inhalts. Wird nun die Untersuchung ausgedehnt auf die Beiträge aller der Völker, die bisher Träger der modernen Cultur waren, so erfordert ihre Vollendung ein nicht geringes Maass von Ausdauer und Hingebung.

Der Verfasser tritt, so weit aus dem vorliegenden Theil über das ganze Werk geurteilt werden kann, an seine Aufgabe mit reicher Ausstattung an dem bezeichneten allgemeinen Wissen. Der umfangreichen und mühsamen Detailforschung hat er sich mit voller Treue und Gewissenhaftigkeit unterzogen. Entsprechend dieser vollständigen Beherrschung des Stofflichen ist die Darstellung leicht und klar; die Mühe der voraufgegangenen Arbeit ist derselben nicht als Hemmniss und Last anhängen geblieben. Der Bericht hat durchweg die Form einer freien Reproduction; wörtlich angeführt wird im Text selten, unter dem Text gar nicht, in der verständigen Voraussetzung, dass es dem Leser unverwehrt sei, die hinlänglich zugänglichen Originale selbst zur Hand zu nehmen. Besondere Frische erhält der Vortrag dadurch, dass überall Urteil und Reflexion in die Darstellung selbst eingeflochten ist: es ist der selbstdenkende Mann, der von den Gedanken anderer und von seiner Beschäftigung mit ihnen berichtet. Es ist dadurch die Langeweile eines unendlichen Auszugs und das Schleppende einer hinterher kommenden Kritik glücklich vermieden, ein Vorzug, gegen den niemand, der gewisse Deutsche Werke benutzen musste — ich denke z. B. an Hinrichs Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien — unempfindlich sein kann; er wird ihn diesem Buch um so höher anrechnen, als es zugleich zeigt, dass

derselbe nicht auf Kosten der Wahrheit oder der Gründlichkeit erkauft werden muss. An einigen Stellen, besonders des ersten Buchs, das die Französischen Arbeiten behandelt, könnte vielleicht gesagt werden, seien Kritik und eigene Gedankenentwicklung zum Nachtheil des Referats über Gebühr ausgedehnt. Was indess die häufigen Excurse anlangt, so sind sie mir vielfach nicht nur interessanter, sondern auch die Sache selbst aufzuklären geeigneter vorgekommen, als vermuthlich ausführlicheres Referat gewesen wäre. Die Kritik dagegen hätte vielleicht hie und da ohne Schaden der Sache kürzer gefasst werden können. Uebrigens ist sie im Ganzen treffend und unbefangen, letzteres natürlich nicht in der widersinnigen Bedeutung, dass sie sich nicht stützte auf eine zu Grunde liegende eigene Ansicht von dem, was die Geschichtswissenschaft leisten solle und könne. Leider hat der Verfasser dieses Maass, womit er misst, vorzulegen auf das Ende des Werkes verschoben: Begriff und Aufgabe der Geschichtswissenschaft meint er, werde sich im Verlauf eben der geschichtlichen Untersuchung immer klarer herausstellen und dann am Ende in kurzer Zusammenfassung dargelegt werden können. Uns scheint, mancher Vortheil rieth dazu, dies am Anfang zu thun; zum wenigsten wäre der Leser besser orientirt an einige Stellen gekommen, deren Tragweite und Vereinbarkeit mit anderen jetzt etwas im Unklaren liegt. Ich gestehe, dass es mir trotz sorgfältiger Vergleichung der Stellen, worin der Verfasser andeutet, was nach seiner Ansicht die Geschichtswissenschaft sei und was sie nicht sei, nicht gelungen ist einen klaren Begriff von seiner Auffassung zu gewinnen. Nur die Bestimmung kehrt überall wieder, dass wenigstens eine Aufgabe der Philosophie der Geschichte sei, den Plan der ganzen geschichtlichen Entwicklung zu entdecken. Dem entsprechend gehören auch die meisten Werke, welche ausführlicher in Betracht gezogen werden, dieser Richtung an.

Die umfangreiche Einleitung giebt eine anziehende Uebersicht über die Geschichtsauffassung der Zeit, welche dem Entstehen einer besonderen Disciplin der Philosophie der Geschichte, von dem Verfasser in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ge-

setzt, vorhergeht. Es ist gleichsam die Geschichte der allmäligen Realisirung der Bedingungen, auf denen die Möglichkeit einer Philosophie der Geschichte beruht; es ist die Erklärung einerseits ihres Entstehens zu dieser Zeit, andererseits ihres Nichtentstehens vor dieser Zeit. Drei Momente werden speciell in Betracht gezogen: 1. die Entwicklung der empirischen Geschichtsforschung, 2. das allmälige zur Herrschaft gelangen der Anschauungsweise der Geschichte als eines zusammenhängenden, fortschreitenden Entwicklungsprocesses *(idea of progress)*; 3. die Ausbildung der Vorstellung von der Menschheit als dem einheitlichen Subject, das diese Entwicklung erfährt *(idea of human unity)*.

Natürlich wird die Sache nicht so vorgestellt, als ob Anfänge einer Geschichts-Philosophie nicht möglich waren vor vollendeter Realisirung dieser Bedingungen; vielmehr besteht zwischen den Ursachen und der Wirkung, wie im Geschichtlichen überall, das Verhältniss der Wechselwirkung: wie Philosophie der Geschichte nicht möglich ist ohne Einzelgeschichtsforschung und ohne ein dämmerndes Bewusstsein jener Ideen, so giebt sie ihrerseits der Detailforschung Anregung und Fingerzeige, den Ideen Bestimmtheit und Klarheit.

Die Uebersicht über die Entwicklung der Geschichtsschreibung zeigt, wie kleine Anfänge des Hinausgehens über nationale Geschichtserzählung zu universaler Geschichtsdarstellung erst durch die dauernde, viele Völker umfassende Herrschaft Roms veranlasst werden; wie dann das Christenthum, selbst über den nationalen Besonderheiten stehend, in der Kirchengeschichte eine ganz neue Art der Geschichtsschreibung einführt, zu der bisherigen topographischen, könnten wir etwa sagen, die ideographische. Der Verfasser hebt dies Aufkommen der Kirchengeschichte, als eine höchst bedeutsame Thatsache hervor; es war für die Geschichte, sagt er, mehr als für die Geographie die Entdeckung Amerikas. Allerdings kommt die Geschichtsschreibung des Mittelalters über die beschränkte Auffassung aller Thatsachen vom Gesichtspunkte der Kirche nicht hinaus. Die Kenntniss der Thatsachen und die Methode ihrer Erwerbung

sind zu unvollkommen, um einen freien und umfassenden Blick möglich zu machen. Augustins Bücher de civitate Dei blieben, zum Theil bis herab auf das 18. Jahrh., das Vorbild der Universalgeschichte.

Es folgt in ähnlicher Weise ein Abriss der Geschichte der Idee des Fortschritts. Der Orient hat sich zu dieser Auffassung überhaupt nicht erhoben; auch bei den classischen Völkern kommt sie wenigstens nicht zu der Stellung eines herrschenden und für die Geschichte fruchtbaren Gedankens. Erst das Christenthum trägt sie in die Geschichte hinein, freilich sich beschränkend auf den Theil, der zwischen dem Sündenfall und der Gründung der Kirche liegt. Die Vorstellung von einem Reich des heiligen Geistes, welches auf das Reich des Sohnes zu folgen habe, wie dieses auf das Reich des Vaters (unter dem alten Testament) gefolgt sei, obgleich namentlich in den Kreisen des Mysticismus wiederholt auftauchend, erlangte doch niemals kirchliche Geltung. Der Zukunft konnte die Kirche nur in Ausbreitung und Aneignung, nicht aber in innerer Weiterentwicklung des gegebenen geschichtlichen Inhalts Fortschritt zugestehen.

Auch die Idee der Einheit des Menschengeschlechts, wenn sie auch den Moralphilosophen weder der Griechen und Römer noch der Inder und Chinesen fremd war, und wenn auch das Alterthum in dem Alexandrinischen und Römischen Reich Versuche ihrer Herstellung vor Augen hatte, wurde erst durch das Christenthum als wirksame Ueberzeugung in die Herzen der Menschen gepflanzt, freilich aber weniger in dem Sinne einer theoretischen Conception als in dem Sinne der sittlichen Forderung an jeden einzelnen: alle Menschen als Brüder anzusehen. Die theoretisch ausgebildete Auffassung der Geschichte als des Gesammtlebens der einen Menschheit verdankt ihre Entstehung erst der Neuzeit, mit ihrem die ganze Erde umfassenden Verkehr, mit der Erinnerung an langen gemeinsamen Fortschritt in aller Art von Cultur.

Nach den einleitenden Erörterungen, deren wesentlichste Gesichtspunkte wir im Obigen wiederzugeben versucht haben, wendet sich der Verf. zu der Darstellung der einzelnen Ver-

suche in dieser Wissenschaft, meist in der Form, dass er jedem in fast monographischer Abgeschlossenheit ein eignes Capitel widmet. Nur das erste Capitel des ersten Buchs und entsprechend das erste Capitel des zweiten Buchs geben noch je eine kurze specielle Einleitung jenes zu den Französischen, dieses zu den Deutschen Bearbeitungen der Geschichtswissenschaft, hauptsächlich die Entwicklung der Geschichtsschreibung in beiden Ländern behandelnd.

Es will uns scheinen, dass diese beiden Capitel nicht ganz die Aufgabe erfüllen, welche ihnen zufällt, die Lücke zwischen der allgemeinen Einleitung und den folgenden Einzeldarstellungen auszufüllen. Hat die Einleitung den Zweck, den Ursprung der Philosophie der Geschichte als ein folgerechtes Ereigniss im Verlauf der Entwicklung des menschlichen Geistes darzustellen, so musste sie soweit fortgeführt werden, dass sie die völlige Umgestaltung des geistigen Lebens und im Besonderen der Auffassung wissenschaftlicher Thätigkeit umfasste, welche zwischen dem Mittelalter und dem 17. Jahrhundert vor sich gegangen ist. Die Bemerkungen über den Einfluss der Cartesischen Philosophie genügen hierfür nicht und ebensowenig, scheint uns, war mit dem Hinweis auf die Werke von Lecky, Draper, u. a. auszukommen. Durch die Darstellung, wie sie nun vorliegt, ist die Vorstellung nicht ausgeschlossen, als ob der Uebergang von der mittelalterlichen Bearbeitung der Universalgeschichte zu der neueren Geschichtswissenschaft in sprungloser Continuität geschehen sei. Einem solchen Irrthum kommt entgegen, einerseits dass dem *discours sur l'histoire universelle* von Bossuet die erste ausführliche Darstellung gewidmet wird, andererseits dass in dem Christenthum fast ausschliesslich diejenigen Momente hervorgehoben sind, welche dem Entstehen einer Geschichtswissenschaft günstig sein mochten: die von nationaler Beschränkung freie Kirchengeschichte, die Betrachtung der Geschichte unter dem Gesichtspunkt einer göttlichen Führung als einer zusammenhängenden, planmässigen, alle Geschlechter und Völker umfassenden Entwicklung. Wir sind fern davon, den fördernden Einfluss des Christenthums auf die historische Auffassung zu verkennen. Der Verf. mag Recht haben, wenn er

den Chronikenschreiber des Mittelalters, in allem andern dem Geschichtsschreiber des classischen Alterthums weit nachstehend, in dem einen Stück demselben unendlich überlegen nennt, dass er jedes einzelne historische Ereigniss auf eine Geschichte der Welt bezieht; und wir stimmen ihm ganz bei, wenn er sagt: „es ist gewiss in mancher Beziehung sehr lächerlich, den Annalisten einer Stadt oder eines Klosters seine Erzählung mit der Schöpfung oder der Sündfluth beginnen zu sehen, wer aber hierin bloss das Lächerliche zu sehen vermag, nicht aber den Ausdruck eines naiven Glaubens an eine grosse Wahrheit, welche Thukydides und Tacitus nicht kannten, der hat eine sehr oberflächliche und engherzige Auffassung historischer Dinge“. Es mag die Habituirung des Geistes in solcher Anschauung beigetragen haben zur Formung der später von kirchlicher Beschränktheit freien Auffassung der Geschichte als eines einzigen grossen Gesammtereignisses, obgleich schwerlich möchte bewiesen werden können, dass ohne solche Vorübung die wissenschaftliche Betrachtung nicht aus sich selbst dahin habe kommen können: die Bestrebungen Vico's und Montesquieu's, welche der Verf. die Morgensterne am Himmel der Geschichtswissenschaft nennt, liegen ihrer Form nach nicht in dieser Reihe der Entwicklung, und andererseits brauchten Voltaire und Condorcet doch vielleicht nicht des Vorgangs der Kirche, um in der Geschichte einen Fortschritt von Knechtschaft und Finsterniss zu Freiheit und Aufklärung zu sehen. Aber dem sei nun, wie ihm wolle, jedenfalls ist das bloß die eine Seite der Sache. Die andere ist, dass die Occupirung auch der Geschichte durch die kirchliche Auffassung ein schweres Hinderniss ihrer Entwicklung zu wirklicher Wissenschaft war.

Was ist doch überhaupt der Grund jener eigentlich höchst wunderbaren Thatsache, dass das Mittelalter für die Wissenschaften, im Besonderen für die historischen, so ganz unfruchtbar blieb? War es Mangel an äusserer Cultur? Aber wenigstens die späteren Jahrhunderte hatten so viele und so reich ausgestattete Pflegstätten geistiger Sammlung und freier Muße, als kaum eine andere Zeit. War es Mangel an intellectueller Befähigung? Wenn die Annahme eines solchen überhaupt auch

etwas anderes wäre als eine Ausflucht anstatt einer Erklärung, so wäre sie hier doch durch die Thatsache ausgeschlossen, dass eine umfangreiche Literatur, das geistige Erzeugniss jener Zeit, vorliegt, welche von einer sehr vollendeten formalen Schulung der Verstandeskräfte zeugt. Oder war es der Mangel der Freiheit? Gewiss die Kirche controlirte nicht bloss Handlungen, sondern auch Meinungen. Aber abgesehen davon, dass auch die kirchlich indifferenten Gebiete, wozu in weitem Umfang die Geschichte gehörte, unangebaut blieben, welche Macht der Welt wäre stark genug, durch äussere Mittel rein theoretische Bestrebungen Jahrhunderte lang in der ganzen civilisirten Welt zu unterdrücken? vorausgesetzt, dass solche einem in weiterem Kreise wirksamen Bedürfniss entgegen kamen, welche Voraussetzung, bei der engen Beziehung zwischen dem einzelnen und dem Gesammtgeist, für die Annahme ihres Vorhandenseins überhaupt nothwendig ist. — Der eigentliche Grund war vielmehr, dass man kein Interesse hatte für die Dinge, welche der wissenschaftlichen Forschung der neueren Zeit so reichen Ertrag gegeben haben. Dieser Ertrag selbst schien wenig begehrenswerth, so lange man sich im Besitz viel werthvollerer Einsichten glaubte, als die neuere Wissenschaft ihrem Jünger überhaupt verspricht: Einsichten in Dasein und Wesen Gottes, sein Verhältniss zur Welt, Bestimmung der Natur und Geschichte überhaupt. So lange in Aufklärung und Aneignung dieser im Ganzen besessenen Wahrheiten etwas zu thun übrig blieb, konnte Erforschung so werthloser Einzelheiten des Thatsächlichen, als die heutige Wissenschaft untersucht, nur als Ausfluss eines verkehrten, kleinlichen, dem Höheren abgewendeten Sinnes erscheinen. Befremdlich kann uns das nur vorkommen, weil wir, im Hinblick auf die Erfahrung der Fruchtlosigkeit jener Bestrebungen, zu resigniren und mit Kleinerem uns zu begnügen gelernt haben. Uebrigens kann der Enthusiasmus für die aprioristische Philosophie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mit derselben Kehrseite der Verachtung empirischer Forschung als ein näher liegendes Beispiel dienen, das den causalen Zusammenhang zwischen einer

transcendenten Fragen hoffnungsvoll zugewendeten Geistesrichtung und der Vernachlässigung der Wissenschaften zeigt.

Hierin liegt auch der Grund, dass das Mittelalter trotz jener allgemeinen Conception der Geschichte als eines Ganzen es weder zu einer Philosophie der Geschichte noch zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Geschichtskunde gebracht hat. Der Verf. giebt als Ursachen hierfür an, dass es ihm an Kenntniss der Thatsachen und an Methode, sie zu erwerben, gefehlt habe: den Orient kannte man nur aus der Bibel; einige Kenntniss der Römischen Geschichte verdankte ihre Erhaltung dem practischen Interesse, mit dem sie durch das Studium des Römischen Rechts verbunden war; die Griechische Geschichte war thatsächlich verloren gegangen. Aber eben hieran ist doch die Zeit selbst schuld. Es ist doch überall nicht so, dass die Thatsachen der Wissenschaft sich aufdrängen, sondern sie lassen sich von ihr aufsuchen. Und die Methode ist etwas, was sich in der ernsthaften Einzelforschung bildet: ein auf die Wirklichkeit der Thatsachen gerichteter Sinn würde die Bildung der theoretischen und technischen Hülfsmittel stets zu Wege gebracht haben.

Aber an dieser Voraussetzung fehlte es dem Mittelalter: es hatte kein Interesse und keinen Sinn für die einzelnen Thatsachen. Und hieran, scheint mir, war wesentlich eben derselbe geschichtsphilosophische Fund schuld, in welchem der Verf. eine so grosse Förderung der Geschichtswissenschaft erblickt. Weil man die Summe alles möglichen geschichtlichen Wissens in jener Conception, dass die Geschichte die Verwirklichung des göttlichen Planes zur Errettung der Menschheit sei, vorweggenommen hatte, deshalb konnte man von der weiteren Einzelforschung ein irgend erhebliches Resultat nicht mehr erwarten. Man wusste alles, was von ihr wissenswerth war. Zwischen Schöpfung und jüngstem Gericht lag die Geschichte als klar begrenzter Verlauf; sichere Marksteine, die Sündfluth, die Menschwerdung Gottes u. a. bezeichneten ihre Epochen; über ihren Sinn als Ganzes war kein Zweifel; was blieb also viel zu untersuchen? Nur eine unnütze und vielleicht nicht ungefährliche Curiosität konnte namentlich den Irrwegen im Ein-

zelnen nachgehen wollen, welche die Völker zwischen ihrem Abfall von Gott und ihrer Wiederbringung durch Aufnahme in die Kirche durchlaufen hatten. Alle die Geschlechter der Menschen, welche ausserhalb des schmalen Pfades des göttlichen Heilsweges über die Erde gewandelt waren und noch wandelten, waren in sich bedeutungslos, ihre Lebensgestaltungen mannichfache Formen des Irrthums und der Sünde. Für diese Auffassung waren Griechen und Römer vorgeschichtliche Völker, ungefähr in der gleichen Weise, wie für eine spätere constructive Philosophie der Geschichte diejenigen Völker ohne Sinn und Werth gelebt haben, die nicht auf dem ebenso schmalen Pfade der sich entwickelnden Idee lagen.

Dazu kam dann noch, dass das Ziel der Geschichte nach christlicher Auffassung ein ausserweltliches ist. Cultur und alles was jetzt von der Philosophie der Geschichte als Fortschritt angesehen zu werden pflegt, war für jene Anschauung Rückschritt, Erweiterung und Befestigung des Reiches des Fürsten dieser Welt, also gar nicht im göttlichen Plan, dessen Ziel nicht auf Erden, sondern im Himmel liegt. Die christliche Theorie, kann gesagt werden, steht so sehr im Gegensatz zu jeder rein diesseitigen Bearbeitung der Geschichte im Sinne einer Theodicee, dass sie diese verwerfen muss, um selbst Platz zu haben: erreicht die Geschichte ihr Ziel auf Erden, dann ist der Himmel nicht nöthig.

Nun die wirkliche, im Einzelnen sich geltend machende Anschauung pflegt nicht so einseitig und consequent zu sein, als das Princip, und auch die Geschichtsauffassung des Mittelalters war es nicht. Aber die Tendenz jenes keimhaften Princips einer Philosophie der Geschichte, dessen erster Schößling der Augustinische Gottesstaat ist, ging offenbar dahin, alle Profangeschichte als etwas für die wirkliche, wesentliche Geschichte ganz Unbedeutendes zu verdrängen. Und das eine ist ihm auch gelungen, eine unbefangene Würdigung des Inhalts anderer Formen menschlichen Lebens, als des christlichen, so weit es herrschte, zu verhindern. Natürlich machte es damit Geschichtskunde und Geschichtsphilosophie unmöglich.

Hätte der Verf. auch dieser Seite des Einflusses, welchen

das Christenthum auf die Entwicklung der Geschichtswissenschaft ausübte, gleichmässige Aufmerksamkeit geschenkt, dann würde er nicht der Aufgabe haben vorbeigehen können, in seine einleitende Darstellung die geistige Revolution aufzunehmen, welche mit der ganzen mittelalterlichen Weltanschauung auch ihre Construction der Geschichte aus den Fugen hob. Durch ein seltenes Zusammentreffen gewaltiger Ereignisse wurde innerhalb einer kurzen Zeit die Welt selbst, wie sie dem inneren Auge der Europäischen Menschheit sich darstellte, eine völlig veränderte. Neue Thatsachen, physische und historische, traten in den Gesichtskreis und nun wollte auch die Theorie, welche dem engbegrenzten Blick vieler Jahrhunderte vortrefflich Genüge gethan hatte, nirgend mehr zureichen. Auch die Construction der Geschichte schickte sich nicht mehr zu den Thatsachen, nachdem die befriedigende Enge ihres Schauplatzes zerstört, die Einheit der Kirche zerbrochen, der letzte Schimmer der Krone des als weltliche Darstellung des Gottesreichs alle Völker umfassenden heiligen Römischen Reichs verblasst war. Der Plan Gottes, der in diesen Veranstaltungen alle Menschen umfasst hatte, wurde nach dem Untergang der Institutionen selbst stillschweigend bei Seite gelegt. Ein weltlicher Sinn wuchs auf, der an den menschlichen Dingen noch anderes beachtenswerth fand, als ihre Beziehung zu Christenthum und Kirche. Endlich machte ein allgemeiner Geist des Unglaubens gegenüber den überlieferten grossen Wahrheiten das Gemüth für selbstständige Erforschung kleinerer und erreichbarer zugänglich.

In dieser Strömung, scheint uns, war der Ursprung der modernen Geschichte und ihrer Philosophie nachzuweisen. Vielleicht hätte dann Bossuet seine Stellung räumen müssen, denn er steht ausserhalb derselben, ja in der Gegenströmung. Der Verf. würde hiergegen auch kaum etwas einwenden wollen: er stimmt keineswegs dem Urteil derjenigen bei, welche in Bossuet den Vater der Philosophie der Geschichte sehen, giebt vielmehr, um seine Ehre als Schriftsteller zu retten, zu, dass er in erster Linie nicht die Förderung der Wissenschaft, sondern practischen

Nutzen und christliche Erbauung gesucht habe; für den Forscher freilich ein Zeugniss, dass ihm jeden Anspruch nimmt.

Die vier folgenden Capitel behandeln vier Schriftsteller auf diesem Gebiet vor der Revolution: Montesquieu, Turgot, Voltaire und Condorcet. Der erstere giebt Gelegenheit zu einigen trefflichen Bemerkungen über die Bedeutung und den Werth des inductiven und deductiven Verfahrens in der Geschichtswissenschaft, wie sie nachher an zerstreuten Orten öfter wiederkehren und hoffentlich im nächsten Bande zusammenhängende Darstellung finden. Montesquieu sei hierüber nicht im Klaren gewesen und deshalb geschehe es nicht selten, dass er empirische, von vereinzelten complexen Thatsachen abstrahirte Formeln für allgemein gültige und nothwendige Gesetze, andererseits Folgerungen aus Begriffen für historische Thatsachen ausgebe. — Sehr hoch stellt der Verf. Turgot einen der weisesten und besten Männer des 18. Jahrh. Er habe zuerst die Idee eines alle Seiten menschlichen Lebens umfassenden Fortschritts mit voller Klarheit in die Geschichte eingeführt. Diese Idee, die man als die eigentlich bewegende Seele des ganzen Jahrh. ansehen kann, habe dann Voltaire in vortrefflich ausgeführten Bildern einzelner Abschnitte der Geschichte, Condorcet in einem allgemeinen Ueberblick über die Summe der Zukunft und Vergangenheit des Menschengeschlechts durchgeführt.

Die Revolution bildet einen tiefen Einschnitt in dem Leben des Französischen Geistes, der auch in der Entwicklung der Geschichtswissenschaft deutlich erkennbar ist, zunächst in einer umfassenden und energischen Reaction gegen die gesammte vorrevolutionäre Geistesrichtung. Der Verf. handelt von dieser in dem Capitel über die theokratische Schule: de Maitre mag als Repräsentant dieser Richtung genannt werden. Sie will nicht bloß die Revolution, sondern die ganze geschichtliche Entwicklung, deren Folge dieselbe ist, die seit 3 Jahrhunderten sich vollziehende Emancipation des individuellen Geistes, rückgängig machen. Vor allem muss die Philosophie umkehren, die Wegführerin zu jenem Abgrund: Verachtung Locke's, sagt de Maitre, ist der Weisheit Anfang.

Im Gegensatz zu der theokratischen Schule steht die

socialistische: sie anerkennt die Revolution, aber will ihre Wirkung fortführen und vertiefen. Sie nimmt die enthusiastischen Hoffnungen auf, womit das neue Zeitalter begann und sucht nun nach den politischen und besonders den socialen Einrichtungen, wodurch sie realisirt werden könnten. St. Simon steht an der Spitze dieser Richtung; Fourier, Buchez, Leroux, Comte folgen, in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihm. Natürlich wird hier allein die Theorie der Geschichtswissenschaft dieser Männer in Betrachtung gezogen, nicht ihre Entwürfe zur Organisirung der Gesellschaft für die irdische Glückseligkeit. Wesentlich characteristisch für dieselbe ist, dass sie die Geschichte nicht als eine selbstständige Reihe von Ereignissen, sondern als einen Theil des gesammten physischen Weltlaufs darstellen will und demgemässs einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Natur- und Geschichtswissenschaft leugnet. Die Gesetze der Geschichte, welche sie sucht, sind complexe Gesetze, abzuleiten aus physischen oder physiologischen Gesetzen. Es giebt daher nur eine Wissenschaft, das ist die positive Philosophie. Indem diese Theorie der Wissenschaften und speciell der Geschichtswissenschaft sich gegenüberstellt der Auffassung der Dinge, wie sie vor Entstehung der positiven Wissenschaften ist, kommt sie, die Entwicklung des Intellects für das maassgebende Moment in der Geschichte überhaupt haltend, zu jenem allgemeinen Gesetz, das als das Gesetz der drei Stufen aller menschlichen Entwicklung (*law of three states*, *loi des trois états*) durch Comte berühmt geworden ist; nicht erst entdeckt, denn im Wesentlichen liegt es in dem Gedanken von St. Simon und kommt, nur ohne die Benennung, schon bei Turgot vor.

Der V. unterwirft dieses Gesetz einer ausführlichen Kritik: nicht nur, dass es nicht die Formel für die gesammte Entwicklung der Menschheit, noch ein rationales (durch Deduction verificirtes) Gesetz sei, welchen Anspruch freilich auch die Nachfolger Comte's schon hätten fallen lassen, sei es auch nicht einmal ein gültiges empirisches Entwicklungsgesetz. Es sei nicht so, dass Theologie, Metaphysik und positive Wissenschaft auf einander folgende Stufen seien, deren folgende die vorhergehende aufhebe, sondern vielmehr müssten sie als drei

neben einander bestehende, zusammengehörige Seiten einer Entwicklung anerkannt werden; der Fortschritt bestehe in einer immer klareren Sonderung der drei Elemente, die am Anfang ununterschieden in einander übergriffen. — Dass sie vielfach neben einander bestanden und noch bestehen, sowohl in verschiedenen Bereichen des Wissen als in verschiedenen Gruppen der Wissenden ist unbedenklich zuzugeben, auch von Comte und seinen Anhängern nicht in Abrede gestellt worden; der Verf. tadelt sie eben deswegen hart, dass sie solche Unregelmässigkeit zulassen und trotzdem fortfahren, es als ein Gesetz der Aufeinanderfolge zu bezeichnen: sie setzen sich dadurch dem Vorwurf der gröbsten Unwissenheit über den Begriff eines Naturgesetzes aus (S. 273). Dieser Tadel ist ohne Zweifel gerechtfertigt, sofern von Comte dem Gesetz der Charakter eines rationalen vindicirt wird. Aber über diesen Aussetzungen scheint uns der Verf. in Gefahr, den Werth, der dieser Generalisation als einem empirischen Gesetz der Entwicklung der theoretischen Auffassung der Dinge zukommt, zu unterschätzen; und zwar scheint der Grund davon zuletzt in seiner Ansicht von den Folgen desselben für eine Weltanschauung zu liegen, die ihm werth ist. Er findet Positivismus und Theismus unverträglich, wie am Schluss des Capitels nicht ohne eine gewisse Bitterkeit gegen Mill's andere Ansicht ausgeführt wird. Wir sind nicht dieser Meinung, und es scheint dieser Punkt wichtig genug, um einige Bemerkungen hierüber zu rechtfertigen.

Die Bedeutung des Gesetzes der drei Stufen als Entwicklungsgesetzes des theoretischen Verhaltens des menschlichen Verstandes zu den Dingen, wie es von Mill und Littré festgehalten wird, ist diese: ursprünglich wurde die Erklärung der Ereignisse (wenn auch nicht eben aller, weil die ursprüngliche Auffassung sich überhaupt nicht zum System erhebt) in einer Action persönlicher Wesen gesucht; das ist die theologische, oder wie wir vielleicht, mit gewöhnlicherem Ausdruck, sagen können, anthropomorphistische Stufe. Darauf schritt man fort zur Erklärung aus unpersönlichen Wesen oder Kräften, indem man den Anthropomorphismus, wenigstens im Einzelnen, abstreifte; das ist die metaphysische Stufe. Endlich entschloss man

sich von jedem Rückgang auf Wesen und Kräfte (zunächst vorläufig und in einzelnen Gebieten, zuletzt definitiv und allgemein) abzusehen und für jedes Ereigniss seine wissenschaftliche Erklärung lediglich innerhalb der Erscheinungswelt, in vorhergehenden und begleitenden Ereignissen, zu suchen; das ist die Stufe der positiven Wissenschaft. Diese letzte Stufe beseitigt also die beiden vorhergehenden als wissenschaftliche Erklärungsweisen der Dinge gänzlich.

Dem gegenüber behauptet der Verf.: „Theologie und Metaphysik sind nicht bloss vorübergehende Stufen der positiven Wissenschaft, sondern selbst Wissenschaften, jede mit ihrem eigenen Gebiet, die eine zu Grunde liegend, die andere hinausgehend über die positive Wissenschaft (S. 115). Es giebt drei Betrachtungsweisen der Dinge, eine religiöse, eine metaphysische und eine wissenschaftliche. . . Es ist nicht natürlich anzunehmen, dass die eine erschöpft sein müsse, bevor man in die andere eintrete, sondern vielmehr, dass sie in ihrem Ursprung gleichzeitig und in ihrer Entwicklung parallel laufend seien, wenigstens die religiöse und positive, wenn etwa die metaphysische, als die so zu sagen am wenigsten natürliche und notwendige hinter jenen zurückbleibt.“ (S. 269 ff.)

Was heist dies? Meint d. V., dass es drei Bearbeitungen der theoretischen Ansicht der Dinge, drei Arten von Wissenschaften giebt, Theologie, Metaphysik und positive Wissenschaft, jede mit ihren besonderen Voraussetzungen, mit ihren besonderen Methoden? Ich glaube nicht, dass er diese Frage bejahen wird: sondern auch nach seiner öfter angedeuteten Ansicht sind Induction und Deduction die einzigen Verfahrungsweisen, beide in jeder Wissenschaft nothwendig, und gegebene Erscheinungen, physische und psychische, sind das einzige Material aller Wissenschaft. — Sind also Theologie und Metaphysik Theile, Abschnitte dieser einen Wissenschaft? Was die Theologie betrifft — die Metaphysik können wir, da sie auch dem Verfasser weniger am Herzen zu liegen scheint, ausser Betracht lassen — so spricht er oft und klar genug aus, dass jede Anführung göttlicher Absichten oder Handlungen, als Ursachen geschichtlicher (und natürlicher) Ereignisse nicht wissen-

schaftliche Erklärung derselben sei; diese müsse stets auf physische und psychische Ereignisse zurückführen. Nun, wenn keine wissenschaftliche Induction auf Gott als auf die unmittelbar bewirkendeUrsache führt, wie soll er denn in die Wissenschaft hineinkommen? — D. V. drückt sich freilich gelegentlich so aus, als ob göttliche Bewirkungen dennoch Gegenstand des Schliessens seien: „religiöse Wahrheiten sind Folgerungen (*inferences*) aus wissenschaftlichen Gesetzen." Aber welcher Art sind diese „Folgerungen"? Gehören sie dem Wissen an? Es scheint nicht, denn der Verf. fährt fort: „Die Resultate der Wissenschaft dienen als *data* für die religiöse Philosophie"; oder Religionsphilosophie? Denn diese *religious philosophy* setzt mich einigermassen in Verlegenheit und das Folgende macht die Sache nicht klarer: „die Wissenschaft bleibt bei den Gesetzen, den letzten allgemeinen Verhältnissen der Erscheinungen stehen und sucht weder durch Intuition noch durch irgend eine Form der Folgerung darüber hinaus zu gehen. Sie überlässt es der *religious philosophy* weiter und höher zu gehen, wenn sie kann" (S. 85. Vgl. S. 602 ff.)

Was ist das für eine „Philosophie"? Wozu führt sie und worauf stützt sie sich? führt sie zu Wahrheiten, die bewiesen worden sind oder werden können? oder zu Wahrheiten, die nicht bewiesen, sondern nur geglaubt werden können? Stützt sie sich auf inductive und deductive Logik? oder auf das Bedürfniss des Gemüths die Wirklichkeit seinen praktischen Anforderungen gemäss zu denken? auf den Trieb, das Ideale in die Wirklichkeit gleichsam hineinzuschauen? — Wenn der Verf. sich zu der letzteren Ansicht bekennt, und er scheint dies doch zu thun, wenn anders die angeführten Stellen irgend einen klaren Sinn haben sollen, so muss er auch dem Comteschen Gesetz in dem engeren Sinn seiner Anwendung auf die wissenschaftliche Entwicklung seinen guten Sinn lassen. Es gab allerdings eine Zeit, wo die Theologie in obiger Bedeutung für Wissenschaft galt: es gab eine Zeit, wo man Naturereignisse unbefangen durch die Wirksamkeit von persönlichen Wesen erklärte, eine Erklärungsweise, die, vieler Verfeinerung fähig, zuletzt in der natürlichen Theologie ihre In-

corporation als Wissenschaft gefunden und bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in fast unangefochtenem Ansehen gestanden hat. Und ebenso gab es eine Zeit, wo Metaphysik in obigem Sinne für eine Wissenschaft gehalten wurde, wo man zu voller Zufriedenheit das Wirkliche aus dem Möglichen, das Geschehen aus Kräften erklärte: die ganze Aristotelisch-Schollastische Philosophie ist ihrem Wesen nach nichts anderes. Es gab also vor der Entwicklung der positiven Wissenschaft zwei falsche Arten von Wissenschaft, wenn so zu sagen erlaubt ist, welche auf einander folgten, freilich ohne dass die erste oder letzte jemals ausschliesslich geherrscht hätte, bis sie durch die dritte und letzte Stufe beide definitiv abgelöst wurden.

Warum sträubt sich der Verf. gegen dies Gesetz? Warum fehlt die Anerkennung, dass es in der That einen Gesichtspunkt enthält, von dem sich auf die Entwicklung eines überaus wichtigen Gebiets menschlichen Geisteslebens ein sehr unterrichtender Blick bietet? Der Grund scheint in der Meinung zu liegen, durch dies Gesetz werde die Religion beseitigt; die dritte Stufe, die positive Wissenschaft, hebe jene als überwundenen Standpunkt auf. Aber Wissen kann nur Wissen aufheben, durch Widerspruch oder durch Nachweis der Grundlosigkeit. Besteht nun Religion in Wissen? Offenbar doch nicht. Also hebt auch die positive Philosophie die Religion nicht auf. Aber den Missbrauch der Religion in der Wissenschaft, der in der sogenannten natürlichen Theologie systematisirt ist, hebt sie auf. Das hat freilich nicht erst Comte und das Gesetz der drei Stufen gethan, sondern es war längst vor ihm geschehen, allerdings ohne dass er, der mit der philosophischen Literatur wenig bekannt war, darum wusste. Aber der Verf. weiss darum: er sagt von Kant, dass er den dogmatischen Schlummer Europas unterbrochen, einen Schwarm werthgehaltener Träume verscheucht und einem Lichtstrom durch neue Oeffnungen Eingang verschafft habe (S. 405). Was heisst dies anders als Kant hat die „natürliche“ Theologie beseitigt? —

Hierin liegt die Erklärung der Verträglichkeit zwischen Positivismus und Theismus, welche Mill behauptet und in den freilich erst nach des Verfassers Arbeit erschienenen *Essays on*

religion ausgeführt hat. Der Theismus, von dem Mill allein spricht, übrigens auch die neue Religion Comte's, wollen nicht sein, was die Theologie als eine der drei Stufen sein wollte, nämlich eine genugthuende Erklärung der Dinge oder ein in nothwendiger Folgerung gewonnener Schlussstein der wissenschaftlichen Weltanschauung; sie wollen überhaupt nicht Wissenschaft sein. — Der Verf. wendet noch ein: diesen Theismus eingerechnet, giebt es also vier Stufen: ausser Metaphysik und positiver Philosophie eine schlechte und eine gute Theologie und also ist das Gesetz, dass nur von drei Stufen weiss, doch falsch. Mill wird antworten: der Theismus ist keine Theologie; er ist überhaupt kein Glied in einer Eintheilung der Entwicklungs-Geschichte der Wissenschaften, sondern der Glaubensformen. — Glaubte Kant an Gott? Er hat es wenigstens stets behauptet, und es ist wohl kein Grund daran zu zweifeln. Aber ist seine Philosophie deshalb Theismus?

Giebt die Religion mit diesem Zugeständniss, nicht Wissen zu sein, sich selbst auf? Ich denke nicht; man müsste denn vorher bewiesen haben, dass nichts in unserer Weltanschauung Berechtigung hat, als was bewiesen werden kann. —

Neben der reactionären und der socialistischen und positivistischen Schule gab es eine Richtung, welche weder in die Zukunft noch in die Vergangenheit sehnsüchtig den Blick richtete, sondern in der Gegenwart die Spitze menschlicher Entwicklung erreicht sah, gegen welche als Ziel alle Versuche der Vergangenheit tendirten, über welche hinaus der Zukunft keine wesentlichen Fortschritte zu machen übrig seien. Ihr Glaubensbekenntniss war die Charte Ludwigs XVIII. Die hervorragendsten Vertreter dieser Richtung sind auf dem Gebiet der philosophischen Theorie Cousin, der Gründer der eklektischen Schule, auf dem Gebiet der politischen Praxis Guizot, der parlamentarische Führer der Doctrinäre. Beide haben die Geschichte philosophisch bearbeitet, der letztern mehr geschichtlich, der erstere mehr philosophisch. Die Construction der Geschichte seitens des *philosoph-orateur* nach dem Schema der drei Kategorien des Unendlichen, des Endlichen und der Beziehung zwischen beiden, wird von dem Verf. in ihrer Nichtig-

keit nachgewiesen. Guizot schätzt er als Historiker, nimmt dagegen Gelegenheit zu einigen Bemerkungen über seine Ansicht, dass die Geschichte Frankreichs der Typus und eigentlich die Quintessenz der Geschichte der Europäischen Civilisation sei. Aehnliche Berichtigungen kehren übrigens öfter wieder, nicht nur im ersten Buch, sondern vielleicht noch häufiger im zweiten, das von Deutschen Geschichtsphilosophieen berichtet; voraussichtlich werden sie auch dem dritten und vierten Buch nicht fehlen: der V. weist hin auf Gioberti und Buckle, welche jener in Italien, dieser in England das eigentlich geschichtliche Land finden.

Wenn das Werk kein anderes Verdienst hätte, so hat es ohne Zweifel dies, dass es durch die einfache Zusammenstellung der verschiedenen Beweisführungen, wodurch dargethan wird, dass dies oder jenes Volk in der Mitte der weltgeschichtlichen Bewegung stehe, alle miteinander *ad absurdum* führt. Es ist recht eigentlich ein *idolon horizontis* nach Baconischem Ausdruck, dem alle diese Versuche entspringen. Wie der einzelne sich stets als Mittelpunkt seines physischen Horizontes findet, so findet er und ebenso ein ganzes Volk sich auch im Mittelpunkt seiner geistigen Welt, eine Thatsache, die vielleicht zuerst mit Erstaunen wahrgenommen wird, die sich aber höchst natürlich erklärt. Das Interesse bestimmt die Gegenstände der Wahrnehmung und der Erinnerung; was nicht Bezug hat auf uns, sehen wir nicht oder achten nicht darauf. So bekommt auch die Universalgeschichte bei jedem Volk einen eigenen Zuschnitt: was für seine eigene Entwicklung interessant und folgenreich ist, wird mit treuem Gedächtniss bewahrt, was die andern angeht, wird als ein wenig Bemerkenswerthes herabgedrückt oder ganz aus dem Bewusstsein verdrängt. Wie Himmel und Erde, so bietet, auch die Weltgeschichte jedem Volk einen andern Anblick; nur in einem sind alle gleich, dass sie den Betrachter als in der Mitte stehend zeigen. Es mag das ein nothwendiger Schein sein, wie in Anschauung der Erdoberfläche, so in der der Geschichte; und wie die Geographie jenen nicht beseitigt, so wird auch diesen zu beseitigen vielleicht keiner Geschichte der Geschichts-

philosophie gelingen. Aber eines beseitigt allerdings die Geographie: die Versuche einer verstandesmässigen Construction jener sinnlichen Täuschung, das oceanumströmte Erdeiland Homers, dessen Mittelpunkt der Olympos, der Nabel der Erde. Und das Gleiche zu bewirken auf dem Gebiet der Geschichte ist hoffentlich dies Werk vermögend. — Uebrigens sollte nicht nur die Einsicht, sondern auch der gute Geschmack von diesen Versuchen, eine zufällige Ansicht von individuellem Gesichtspunkt als eine nothwendige und allgemein gültige nachzuweisen, abhalten. Den abgeschlossenen Chinesen, die dazu an Zahl die ganze Europäische Bevölkerung fast bis zum Doppelten übertreffen, oder den einzigen Griechen möchten sie zu Gute gehalten werden; für jeden Zweig der Europäischen Völkerfamilie sind sie eine unverzeihliche Absurdität. Und wen will man denn davon überzeugen? Die Volksgenossen? Sie glauben es ja ohnedem. Also etwa die draussen stehenden?

Die beiden letzten Capitel behandeln eine Anzahl Schriftsteller, die unter dem Namen der demokratischen Schule zusammengefasst werden. Wir begnügen uns die Namen zu nennen: Michelet, Quinet, de Tocqueville, Odysse-Barot, de Ferron. Den Schluss bilden Laurent's *Études sur l'histoire de l'humanité.*

Das zweite Buch beginnt mit einer kurzen Uebersicht über die Entwicklung der Geschichtsschreibung in Deutschland von der Reformation bis auf die Gegenwart. Von ihrem jetzigen Stande urteilt er: seit den Befreiungskriegen seien in Deutschland mehr mustergültige geschichtliche Werke geschrieben, als während derselben Periode in der übrigen Welt zusammen.

Das zweite Capitel behandelt die Anfänge philosophischer Betrachtung der Geschichte: Leibniz, Iselin, Wegelin, Schlözer und Joh. Müller sind die Namen, die uns begegnen. Lessings Aufsatz über die Erziehung des Menschengeschlechts wird zuerst ein ganzes Capitel gewidmet. Die Beurteilung desselben würdigt wohl zu wenig seinen zufälligen Charakter: es ist ein Flugblatt, dessen Absicht nicht Construction der Geschichte oder irgend einer Seite der Geschichte, sondern Aufzeigung eines Gesichtspunktes ist, von dem die Glaubens- und Autoritäts-Religionen als eine Stufe in der Entwicklung des

Menschengeschlechts zur Vernunftreligion sich darstellen. Einem solchen Blatt durfte nicht der Vorwurf gemacht werden, dass es die Erziehung einschränke auf Offenbarung und unter dem Begriff der letzteren nur handle von der Mosaischen und christlichen, ohne auf die übrigen prätendirenden Offenbarungen Rücksicht zu nehmen. — Noch weniger durfte der Vorwurf gemacht werden, den der Verf. Lessingen zu machen wagt: seine Behandlung des Begriffs der Offenbarung sei mehr darauf berechnet zu verwirren als aufzuklären. Der Aufsatz enthält eine Bestimmung des Begriffs einer Offenbarung überhaupt nicht, sondern eine Interpretation des Sinnes eines solchen Factums, ob und wie immer es sich nun zugetragen habe. Dass L., hätte er von der Wirklichkeit der Offenbarung handeln wollen, nicht eine dem kirchlichen Lehrbegriff entsprechende Theorie der Inspiration gegeben haben würde, ist freilich ausser Zweifel. Ist es eben dies, was dem Verfasser, welcher den heiligen Schriften auch als Beweismitteln für Thatsachen hin und wieder eine etwas befremdliche Achtung bezeugt, jenen harten Vorwurf eingab, den der lebende Lessing wohl nicht eben glimpflich zurückgewiesen haben würde?

Es folgt Herder, der sehr hoch geschätzt wird. Er habe allerdings (wie schon Kant geurteilt hat) keine Befähigung für abstractes Denken, die metaphysischen Principien bleiben ganz im Unklaren; aber an Treue und Universalität des Auffassungsvermögens für die verschiedenen Formen menschlicher Bildung, ganz besonders für die ursprünglichen Formen, sowie für die Beziehungen des Menschen zur Natur werde er von niemanden übertroffen. — Die Kritik wendet sich namentlich gegen den Begriff der Humanität indem sie zeigt, wie dieser Schlussstein des ganzen Werkes völlig unfassbar und in sich selbst wiedersprechend ist. Formell ohne Zweifel mit Recht. Dennoch scheint dieselbe nicht ganz zu leisten, was von historischer Kritik gefordert werden darf: sie hätte die Elemente des Widerspruchs gesondert aufzeigen und dazu die verständlichen Gründe angeben sollen, welche an beiden an sich möglichen, aber mit einander unverträglichen Elementen festzuhalten veranlassten. Eine solche Kritik möchte hier leichter, als in vielen andern

Fällen haben gegeben werden können. Herder steht in dem Wendepunkte zweier einander widerstreitenden Geschichtsauffassungen, derjenigen, die in den ersten zwei Dritteln des 18. Jahrh. herrschte und derjenigen, welche sich im letzten Drittel des Jahrh. gegen jene als eine immer weiter und tiefer sich ausbreitende Reaction erhob. In der Geschichte sind mit grösseren Buchstaben dieselben widersprechenden Elemente ausgeprägt, die in kleineren Zügen in Herders Werk wiederkehren. Diese beiden Elemente sind einerseits die Anschauung, dass jede eigenthümliche menschliche Bildung in sich einen absoluten und unvergleichlichen Werth habe, gar nicht rückführbar und messbar an einem allgemeinen Maassstab der Vollkommenheit, gleichsam an einem Normalmenschen; das ist Auffassung der Reaction. Die ältere, für die erste Hälfte des Jahrhunderts charakteristische Anschauung ist dagegen die, dass es allerdings eine und auch nur eine absolut vollkommene Darstellung der Menschlichkeit gäbe, diejenige nämlich, zu der dieses höchst aufgeklärte und in der Weltgeschichte einzige 18. Jahrhundert wenigstens einige Völker nun beinahe gebracht habe: wenn diese Cultur vollendet und alle Völker an ihr in gleicher Weise theilnehmen und innerhalb jedes Volkes wieder in gleicher Weise alle dem Musterexemplar völlig ähnlich sein würden an materiellem Wohlstand, physischer Bildung und geistiger Aufklärung, dann sei der Endzweck der Geschichte, die völlige Entwicklung der Menschheit erreicht. — Herder gehört nach seiner innersten Ueberzeugung, wie sie in der unmittelbaren Werthschätzung menschlicher Bildungen zu Tage tritt, der ersten Richtung an, er steht innerhalb der Strömung, welche sich von der Cultur übersättigt abwendet, auch seiner Bildungsgeschichte nach: durch Kant, in dessen, wenn man so sagen darf, demokratischer Ethik (gegenüber der Vollkommenheitsethik des 18. Jahrh.) und unmittelbar in manchen bemerkenswerthen Aeusserungen über Cultur und Geschichte dies Element deutlich zu Tage tritt, durch diesen seinen Lehrer steht er in Beziehung zu Rousseau, dem ersten, der die neue Auffassung mit leidenschaftlicher Einseitigkeit predigte. Aber über sich selbst nicht klar, weil er überhaupt nicht in Begriffen dachte,

blieb da, wo neue Begriffe zu bilden waren, die alte Formel stehen; und hiernach hat es denn zum Theil wieder den Schein, als ob Humanität ein bestimmter Zustand der vollkommenen Ausbildung des Menschengeschlechts ist, der etwa in irgend einer Zukunft von der Menschheit zu erreichen oder stets zu erstreben ist. — Der Historiker konnte hier klarer sehen, als der Mann, der mitten in der Bewegung stand. Dem Verfasser aber scheint hierzu eines zu fehlen: er hat kein mitfühlendes Verständniss für die eine dieser Auffassungen, was vielleicht mehr eine nationale, als eine persönliche Schranke ist; England und überhaupt kein Volk hat die Reaction gegen den Culturenthusiasmus in solcher Tiefe erfahren als Deutschland. So urteilt er über Rousseau, dem er einen Platz in seiner Darstellung verweigert: er hatte die niedrigste und falscheste Auffassung der Geschichte, die jemand haben konnte. Freilich fügt sie sich nicht in die Vorstellung eines göttlichen Planes der Geschichte zur Hervorbringung des Maximum von Cultur, welches das eigentliche Ziel der Geschichte wäre. — Und Herders Behauptung, dass der Neger und Chinese alles sind, was sie von der Natur zu werden bestimmt waren, stellt er die Frage gegenüber: giebt es denn verschiedene Arten von Humanität, eine Negerhumanität, eine Chinesische Humanität, eine Europäische Humanität? Offenbar nicht, ist die subintelligirte Antwort; es giebt nur eine Form menschlicher Vollkommenheit; wenn alle Menschen zu dieser gekommen sind, dann hat die Menschheit ihr Ziel erreicht. — Herder dagegen würde sagen: dann ist die Menschheit ärmer als je. Die Fülle und Mannichfaltigkeit eigenthümlicher Bildungen ist ihr Reichthum: tausendfach ist das Problem der Humanität aufzulösen und aufgelöst, nicht eine darunter ist umsonst; die Welt würde ärmer, wenn der armseligste, culturloseste Volksstamm Australiens ausstürbe, denn es stürbe mit ihm eine eigenthümliche Entfaltung der Menschheit. „Ihr Menschen aller Welttheile," (ruft er aus), „die ihr seit Aeonen dahin gingt, ihr hättet also nicht gelebt und etwa nur mit eurer Asche die Erde gedüngt, damit am Ende der Zeit eure Nachkommen durch Europäische Cultur glücklich würden? was fehlet einem stolzen Gedanken

dieser Art, dass er nicht Beleidigung der Naturmajestät heisse?" — Was Humanität sei, habe er nicht definirt oder beschrieben, werde ihm zum Vorwurf gemacht? Sein ganzes Buch sei nichts als die Antwort auf diese Frage. Nur diejenigen, welche unter Humanität nicht etwas Wirkliches, sondern einen eingebildeten Zustand der Vollkommenheit verständen, fänden ihren Begriff bei ihm nicht aufgelöst. — So würde Herder etwa geantwortet haben, so hätte er wenigstens antworten müssen, wenn er von dem Princip, dem er im einzelnen in Beurteilung und Auffassung instinctiv folgte, einen klaren Begriff gehabt hätte.

Ich kann mir nicht versagen hier an den Begriff zu erinnern, welchen die Leibnizische Metaphysik von Vollkommenheit der Welt hat. Die beste Welt ist nach ihr diejenige, in welcher das höchste Maass compossibler Vollkommenheiten oder Realitäten wirklich ist. Realität in diesem Sinn ist aber nicht das Einzelwesen, sondern eine begriffliche Eigenthümlichkeit, eine Platonische Idee. Eine Welt voll von lauter gleich vollkommenen Engeln enthielte hiernach weniger Realität oder Vollkommenheit, als eine Welt voll der verschiedenartigsten Gestaltungen, vom Engel bis herab zur letzten der schlummernden Monaden; jene wären lauter Wiederholungen derselben Realität, metaphysisch gerechnet bis auf einen lauter Nullen, die zur Summe der Vollkommenheit gar nichts austrügen. Eben deshalb giebt es in der wirklichen, als der bestmöglichen Welt gar keine Wiederholungen, keine zwei gleichen Dinge.

Mit Kant beginnt dann die Reihe der Deutschen Philosophen, welche die Geschichte zum Gegenstand allgemeiner Betrachtung gemacht haben. Die Philosophie der Geschichte folgt in Deutschland den Wandlungen der philosophischen Systeme, wie in Frankreich denen der politischen und socialen Theorien. Ausführlich wird über Kants Idee zu einer Geschichte in weltbürgerlicher Absicht referirt. — Die Kritik scheint uns nicht aus einer hinlänglich tiefen Kenntniss der ganzen Kantischen Philosophie hervorgegangen zu sein. Der Verfasser findet, Kant bleibe in einer unhaltbaren Mitte. Kann die Geschichte, sagt er, ohne empirische Kenntnisse a priori construirt werden, dann führe man diesen Versuch rein aus, wie Fichte, Krause

gethan haben; kann sie es nicht, dann lasse man apriorische Ideen ganz und finde einen etwaigen Zusammenhang und Plan lediglich aus empirischer Kenntnissnahme der Thatsachen. Kant wolle dagegen keines von beiden. — Das ist ein Missverständniss. Kant steht entschieden auf der einen, der letzteren Seite. Seine apriorische Idee will keineswegs ein für die Natur der Dinge nothwendiges Gesetz sein, sondern nur ein Leitfaden, eine Präsumtion des Ergebnisses, wie sie jeder Untersuchung einer Gruppe von Thatsachen zu Grunde liegt; sie will zur Befragung der Dinge anleiten, nicht aber die definitive Antwort sein. Mit der vorläufigen Ansicht (die aus der höheren Idee der Naturzweckmässigkeit überhaupt abgeleitet ist), dass die Geschichte zum wesentlichen Inhalt habe die Entwicklung der specifischen Naturanlage des Menschen, und dass diese nur in einer vollkommenen staatlichen Organisation stattfinden könne, dass also letztere, einschliesslich der internationalen Organisation, das nächste Ziel aller Geschichte sei, mit dieser vorläufigen Ansicht möge der Geschichtsforscher an die Thatsachen gehen und zusehen, ob sich das sonst planlose Aggregat menschlicher Handlungen darnach als ein System darstellen lasse. Findet sich, dass die Thatsachen solcher Systematisirung widerstreben, so wird Kant der erste sein zuzugestehen, dass die „Idee“ untauglich sei. Es ist eine Idee in demselben Sinn, wie sie von Darwin in die Naturgeschichte eingeführt worden ist: die Entwicklung der Thiergeschlechter zu untersuchen an dem systematischen Leitfaden des Grundsatzes, dass die der Gesammtheit ihrer Daseinsbedingungen am meisten angepassten Organisationen überleben. — Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, dass beide Ideen nach ihrer Aufgabe und ihrem Inhalt so nahe verwandt sind, dass man sagen kann, Kants Gesetz der Entwicklung der menschlichen Naturanlagen in der Geschichte durch den Antagonismus derselben in der Gesellschaft sei eine Anwendung oder vielmehr eine Anticipation des Darwinschen Gesetzes für einen Theil des Gebiets seiner Anwendbarkeit. Nur fehlt ihm leider immer noch der „philosophische Kopf, der übrigens sehr geschichtskundig sein müsste“, welcher eine Bearbeitung der Geschichte nach

diesem Plan unternommen hätte. — Und eine solche Darstellung müsste sich gar nicht auf die staatliche Entwicklung einschränken, wie der Verf. meint, wenn er in Kants Idee den „Irrthum des classischen Heidenthums“, dass der Staat Selbstzweck sei, erneuert findet. Dass Kant diese Ansicht nicht gehegt habe — er war ihr ferner als irgend jemand — erkennt er an, meint aber, für die geforderte Geschichtsbearbeitung sei es so gut, als wenn er sie gehegt hätte. Aber der vollendete Staat oder vielmehr das vollendete Staatensystem ist doch nicht in der Weise Bedingung der vollendeten menschlichen Entwicklung, dass diese nicht beginnt, ehe jenes hergestellt ist; sondern beide sind in gleichzeitiger successiver Vollendung begriffen und die philosophische Geschichte im Sinne Kants hätte also offenbar die der jedesmal erreichten staatlicheu Organisation entsprechende Gesammtcultur darzustellen.

Nachdem Schillers gedacht ist, folgen die Geschichtsconstructionen Fichtes, Schellings und ihrer Geistesverwandten, unter denen auffallender Weise Schleiermacher fehlt, dessen Sittenlehre oder Geschichtswisenschaft, wie sie verständlicher genannt würde, übrigens auch von ihm selbst genannt wird, ohne Zweifel an innerer und historischer Bedeutsamkeit den besprochenen Arbeiten z. B. von Stutzmann, Görres, auch Steffens, weit überlegen ist. Schellings letzte Entwicklung in der positiven Philosophie wird geeigneter Weise erst später besprochen; vorher wird gehandelt von Schlegel, Krause und Hegel. Des ersteren Philosophie der Geschichte nimmt der Verfasser allerdings gegen Gans bekannte Kritik — sie beginne mit dem ungeheuren Bedauern, dass es überhaupt eine Geschichte gäbe — in Schutz: Schlegel habe nicht die Höhe erreicht, den Sündenfall als eine glücklichc und heroische That zu bewundern; im übrigen lässt er ihr doch kaum viel andere Bedeutung, als die der Vertretung möglicher Weise sonst unvertretener Verdienste der katholischen Kirche. Viel grösseren Werth hat ihm Krause. Mit anerkennenswerther Aufopferung hat er sich durch die Schwierigkeiten der Sprache nicht abschrecken lassen bis zu dem verständlichen Gedanken durchzudringen, wofür er denn

allerdings dadurch belohnt wurde, in ihm einen ihm sympathischen Denker zu finden.

Das längste Capitel des ganzen Buchs ist Hegel gewidmet. Von dem System als solchem hält der Verf. freilich gar nichts, Schelling und Hegel sind ihm zwei mächtige Zauberer, welche die ganze Philosophenwelt, von Staunen gefesselt, hinter sich her zogen

preaching dreams
like hierophants before the gaping mob (S. 473).

Dies verhindert ihn jedoch nicht, dem geistigen Reichthum Hegels Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: seine Werke seien das reichste Schatzhaus philosophischer Gedanken. Dasselbe Urteil gilt von dem zunächst in Betracht kommenden Werk, der Philosophie der Geschichte. Reich an vortrefflichen Gedanken, sei das Systematische völlig werthlos: Hegels Idee, deren Entwicklung die Geschichte darstelle, sei für den wahren Gott nicht ein würdigerer Ersatz als Comte's *Grand Être*; die Grundbegriffe, Geist, Freiheit, seien völlig nebelhaft. Natürlich sie mussten es sein; wenn die Feierlichkeit des Zu-sich-selbst-kommens der Idee der ganze Zweck der Geschichte ist, dann hätte das Hegelsche System für die ganze Geschichte stellvertretend sein können, — in der That ein Princip, Geschichte zu verstehen, das nicht deutlich ausgesprochen werden kann. Endlich die Beschränkung auf einen kurzen Zeitabschnitt mit Wegwerfung der vorgeschichtlichen und Abschneidung einer zukünftigen Entwicklung, die gleiche Beschränkung in der Breite, indem angenommen werde, dass die Idee in schmaler, grader Linie von Osten nach Westen über die Erde schreite, je auf kurze Zeit in einem Volke residirend, dann auch dieses zu dem übrigen von Anfang bis zu Ende ungeschichtlichen Daseins werfend: solche Beschränkung sei ein ganz unerhörtes Verfahren in wissenschaftlicher Betrachtung der Dinge; und zuletzt müsse auch noch innerhalb dieses so beschnittenen Gebiets die härteste Gewalt gegen die Thatsachen gebraucht werden, um sie in den Gang der Idee hineinzuzwingen. — Die Kritik ist scharf und gerecht. Vielleicht ist sie bald nicht mehr nothwendig, denn es dürfte bald auch in Deutschland nicht leicht noch jemanden geben, der in einem

solchen leeren Schema einer bedeutungslosen Begriffsentwicklung den göttlichen Plan der Geschichte verehrte. Der Verf. hat wohl Recht, wenn er sagt: *Hegelianism is rapidly dying in Germany.*

Nachdem in Anschluss an Schellings positive Philosophie noch die Arbeiten von Bunsen's und von Lasaulx' besprochen worden sind, fasst das letzte Capitel drei der Gegenwart angehörige Schriftsteller zusammen, Lazarus, Lotze, Hermann. Die Darstellung der Gedanken des Ersteren knüpft einerseits an Herbart, andererseits an W. v. Humboldt. Die Völkerpsychologie sei die von jenem geforderte psychologische Grundlegung für die Geschichtswissenschaft. Auf diesen führe die Ansicht zurück, dass die Bewegung der Ideen der eigentliche Gegenstand der Geschichte sei; Lazarus habe diesen allgemeinen Gedanken bestimmt und ausgeführt. Es kann kein Zweifel sein, urteilt er, dass dieser Weg sicher und gut ist und zu einer Fülle wirklicher und wichtiger Wahrheiten führt. Doch bemerkt er, einerseits dass die Aufsuchung der Ideen, welche die Fäden des Gewebes der Geschichte bilden, von Lazarus nicht vollendet sei — *historical histology still awaits its Schleiden and Schwann* — andererseits ist er mit dem Anschluss an die Herbartische Psychologie nicht zufrieden, worüber der zweite Band ausführlicher sein werde.

Mit grösster Auszeichnung wird Lotze behandelt: A. v. Humboldt war kaum mehr befähigt durch natürliche Begabung und durch mannigfache Vorbereitung einen Kosmos zu schreiben, als Lotze einen Mikrokosmos, — die bei weitem schwierigere Aufgabe von beiden und die mit kaum, wenn überhaupt mit geringerem Talent ausgeführt worden sei. Allerdings aber sei der Mikrokosmos nicht eine Philosophie der Geschichte, sondern, wie der Titel sage, eine Anthropologie, in welcher die geschichtlichen Capitel nur ergänzende Betrachtungen seien, nicht zur Abgeschlossenheit und Vollständigkeit einer eigenen Wissenschaft ausgeführt.

Den Schluss bilden C. Hermanns Arbeiten. Die Kritik nimmt hier ungleich grösseren Raum ein; bemerkenswerth sind besonders die Aeusserungen über Methode: der Verf. will die

Betrachtung der Geschichte als der Verwirklichnng eines göttlichen Planes keineswegs beseitigen; allein nicht nur dürfe man natürlich nicht so verfahren, dass man diesen voraussetzt und nun in der Geschichte nach Bestätigungen sucht, sondern auch die voraussetzungslose Untersuchung der Thatsachen und der Nachweis, dass in der Geschichte ein System von Mitteln und Zielen (*ends*) vorliege, sei keineswegs für gleichbedeutend mit dem Nachweis zu halten, dass die Geschichte Verwirklichung irgend einer Absicht (*design*) sei. Dieser letzter Nachweis sei überhaupt nicht Sache der Wissenschaft, welche im eigentlichen Sinn nur auf die Aufsuchung von Gesetzen und wirkenden Ursachen gehn. — Die Grundsätze, auf welchen diese Kritik beruht, zu Ende gedacht, scheinen von der Kantischen und Comte-Mill'schen Auffassung kaum noch unterscheidbar: es giebt keinen Beweis, der von den Thatsachen der Erfahrung zu Gott führte, es giebt also keine wissenschaftliche, keine „natürliche" Theologie; lediglich Glaube führt über Natur und Geschichte zu einem Schöpfer und Regierer: mag dieser in jedem Ereigniss, das die Wissenschaft bloss als gesetzmässige Folge seiner Antecedentien nachweist, die Manifestation des göttlichen Willens sehen; die Wissenschaft fördert weder noch hindert sie diese Betrachtung. — Freilich nicht alle Aeusserungen des Verfassers, wie wir früher bemerkt haben, stimmen mit dieser Ansicht überein. Der zweite Band bringt hoffentlich völlige Klarheit in diese Sache. — Uebrigens ist es nicht die Methode allein, welche zu Bedenken gegen Hermanns Philosophie der Geschichte Veranlassung giebt. Der Verf. verhehlt nicht, dass es ihm ebenso wenig möglich sei, sich seine Analysis der Gesammtentwicklung in zehn constituirende Elemente, oder die Vertheilung der Entwicklung dieser Elemente auf die einzelnen Geschichtsepochen anzueignen. Viel grösseren Werth legt er den Betrachtungen über die einzelnen Abschnitte der Culturentwicklung bei, obgleich auch sie, da sie mehr auf den Sinn als auf die Erklärung, mehr auf Zwecke als auf Ursachen der Dinge ausgingen, weniger wissenschaftliche Resultate als Probleme für fernere Untersuchung ergäben. —

Bei Gelegenheit Hermanns kommt der Verf. nochmals auf den Vorwurf zurück, dass gegenwärtig in Deutschland eine Teutomanie herrsche und für Patriotismus gelte, welche viel tiefer gewurzelt und weiter verbreitet sei, als Chauvinismus in Frankreich. An einer früheren Stelle (S. 195) bezeichnet er als einen Charakterzug der Deutschen ihre sklavische Verehrung der Macht und ihren Mangel an Sympathie mit den Schwachen, und stellt ihnen gegenüber die Franzosen als Muster von Freiheitsliebe und Grossmuth hin. Er erwähnt in dieser Verbindung der Theilung Polens und der Beraubung Dänemarks sowie der Blut- und Eisen-Politik Bismarks. Wir wollen über die Gegründetheit dieser Vorwürfe mit dem Verf. nicht rechten, können aber den Ausdruck des Bedauerns nicht zurückhalten, dass er solchen Tagesmeinungen den Eintritt in eine wissenschaftliche Arbeit hat gestatten wollen. — Auch die ebendort ausgesprochene Auffassung, dass aller Krieg aus böser Lust entspringe, dass er Mord im Grossen sei, dessen wahrer Urheber niemand anders als der Mörder von Anfang, der Teufel, sei, müssen wir dem Verf. überlassen, auf die Gefahr hin, hiermit ihm einen neuen Beweis für jene Anklagen zu geben. — Endlich mag noch bemerkt werden, dass die Behauptung, die Deutsche Regierung habe die Erwerbung französischen Gebiets im Frankfurter Frieden auf die Forderung des Nationalitätsprincips begründet (S. 318), das grade Gegentheil der Wahrheit ist. —

Der Verf. hat eine abschliessende Zusammenfassung des Bleibenden in den bisherigen Leistungen für den zweiten Band vorbehalten. Wir wollen nicht verhehlen, dass wir am Schluss des Buches eine gewisse Scheu vor solchem Rechnungsabschluss empfunden haben, wie jemand der ein unbestimmtes Bewusstsein von dem nicht ganz befriedigenden Zustande seiner Vermögensverhältnisse hat und der daher das Addiren vermeidet. Die vorliegende Geschichte berichtet von manchem glänzenden, farbenreichen Bild, von manchem durch Symmetrie und anscheinend tiefe Bedeutsamkeit den Blick fesselnden Plan; wenig dagegen von den Dingen, die in der Geschichte anderer Disciplinen im Vordergrund stehen: von Gesetzen die in langer

Denkarbeit auf einander folgender Geschlechter zuerst in unbestimmter Form vorausgesetzt, dann in einen klaren Begriff gefasst und an den Erscheinungen erprobt, endlich durch Deduction aus der allgemeineren Formel eines elementaren Vorgangs verificirt wurden; oder auch von Erscheinungen, wie sie nach und nach in den Gesichtskreis der Forschung eintraten und sich allmälig zu einer zusammenhängenden, systematischen Gruppe formirten. Uebersieht man das Ganze ihres Bestandes, so scheint sie fast einem Felde voll angefangener und wieder verlassener Bauten, vorzeitiger Ruinen, zu gleichen: viele leicht angedeutete Pläne und in flüchtigem Umriss ausgeführte Entwürfe finden sich, Gebäuden ähnlich, die, bis zu einiger Höhe aufgeführt, zum Theil schon von dem Unternehmer verlassen wurden, wenigstens nach dessen Abgang niemanden fanden, der in ihnen hätte wohnen und sie vollenden wollen.

Die Geschichte dieser Unternehmungen scheint daher wenig geeignet, die Hoffnungen der Ansicht zu stützen, welche von der Geschichtswissenschaft die Entdeckung des Planes der Geschichte erwartet und in der vollständigen Einfügung aller Einzelthatsachen in denselben die Vollendung ihrer Aufgabe sieht. Von der Unermüdlichkeit des Bautriebes zwar giebt sie hinlänglich Zeugniss, aber nichts beweist sie für die Möglichkeit eines solchen Baues. — Uns bestätigt sie die Ueberzeugung, dass Philosophie der Geschichte in diesem Sinne niemals etwas anders sein werde als Reflexion über die Geschichte, als eine räsonnirende Aufzählung derjenigen geschichtlichen Thatsachen, welche grade die Aufmerksamkeit des Interpreten auf sich ziehen; daher denn das Bild nach Verschiedenheit seines zeitlichen und örtlichen Standpunkts, seiner individuellen Erfahrungen und Gefühle sehr verschieden sich gestalten muss. Eine Geschichtswissenschaft wird auf diesem Wege nicht zu Stande kommen. Damit meinen wir keineswegs den Werth dieser Bestrebungen in Abrede zu stellen; und namentlich halten wir die Geschichte derselben deswegen nicht für weniger verdienstlich; für den Charakter eines Volkes und einer Zeit giebt es nichts mehr bezeichnendes als seine Philosophie der Geschichte: es sind ihre Ideale, die sie auf diese Weise wenigstens ideell in die Wirk-

lichkeit hineintragen. Eine anziehende Betrachtung wird es sein, nach Vollendung des Werkes die Leistungen der vier Völker in dieser Rücksicht gegen einander zu halten.

Für die Geschichte der werdenden Wissenschaft der Geschichte dürfte dagegen die vom Verfasser versprochene Darstellung ihrer Beziehungen zu den angrenzenden Wissenschaften von grösserer Wichtigkeit sein, besonders wenn er sich nicht darauf einschränken wollte, im Allgemeinen ersichtlich zu machen, welche Förderung sie von ihnen zu erwarten habe, sondern wenn er den Stand der nächst verwandten Forschungen, der vielzweigigen anthropologischen und ethnologischen, sowie der statistischen, ausführlich darlegen wollte. — Stehen diese durch ihren Inhalt in nächster Beziehung zur Geschichtswissenschaft, so möchte sie der Form nach keiner mehr gleichen, als der Nationalökonomie, oder vielmehr diese ist geradezu der fortgeschrittenste Theil derselben: sie enthält die Gesetze einer wichtigen Seite des geschichtlichen Lebens. Die vollendete Wissenschaft, scheint mir, wird aus lauter solchen abstracten Formeln für die einseitige Wirksamkeit socialer Tendenzen bestehen. Gesetze, die unmittelbar Ausdruck des concreten Geschehens wären, sucht die Wissenschaft nirgends, sondern Gesetze der Wirksamkeit der einzelnen, obgleich nie oder sehr selten einzeln wirksamen Bedingungen oder Tendenzen der Dinge. — Doch zur Ausführung dieser Betrachtungen wird die Fortsetzung des Werkes geeignetere Gelegenheit geben. Wir sehen mit gespannter Erwartung derselben entgegen und geben am Schluss nochmals unserer Ueberzeugung Ausdruck, dass das Werk im Ganzen eine vorzügliche Lösung einer nothwendigen Aufgabe ist.

Fr. Paulsen.

G. Krek, Einleitung in die slavische Literatur-Geschichte und Darstellung ihrer älteren Perioden. Erster Theil. Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Graz 1874.

Vorbemerkung der Redaction. — Der Verfasser der folgenden Beürteilung ist nicht mehr: ein allzuschnelles Geschick hat Hermann Ebel in der Blüte seiner Thätigkeit den Seinen und der Wissenschaft entrissen. Nachdem er lange an Orten gelebt hatte, an denen sein Geist den geeigneten Wirkungskreis nicht fand, ward er vor drei Jahren an die hiesige Universität als ordentlicher Professor der vergleichenden Grammatik berufen. Dieses Glück sollte kurz sein. Aber ein ehrenvolles Andenken hat er sich durch seine Werke gesichert.

Die vorliegende lehrreiche Schrift, nach dem Vorwort aus academischen Vorlesungen entstanden, enthält eine weit grössere und mannichfaltigere Fülle interessanten Materials, als der Titel auf den ersten Blick ahnen lässt, teils in detaillirter Ausführung, teils in flüchtiger Skizzirung, und bietet dabei zur Ergänzung des nur kurz angedeuteten (auch abgesehen von den reichlichen Citaten im Einzelnen), so ausführliche Verzeichnisse der einschlägigen Literatur, dass das Buch zugleich die Bedeutung einer Art Repertorium erhält. Der Verfasser hat sich nämlich nicht damit begnügt, zur Einleitung in die slavische Literaturgeschichte dasjenige heranzuziehen, was zunächst an die eigentliche Literatur grenzt, und was er unter dem etwas paradoxen Namen „traditionelle Literatur“ (wie er selbst indirect zugesteht, eine Art Oxymoron) zusammengefasst hat, d. h erstlich „Märchen und Sagen“, sodann Sprichwörter, Aberglauben, Zaubersprüche und Räthsel“, endlich „Lieder“, und aus deren Betrachtung nach ihrer formalen und realen Seite, Schlüsse auf den Culturzustand der Slaven entweder selbst zu ziehen, oder, was sich schon aus der Menge der citirten Abhandlungen und Hülfsmittel als der häufigere Fall ergiebt, von andern gezogene Folgerungen anzunehmen, und zu bestätigen, und deren Ergebnisse zusammenzustellen; sondern dies alles bildet nur den Inhalt seines zweiten Buches: „Allgemeine Bemerkungen über

die slavische traditionelle Literatur und deren Beziehung zur Culturgeschichte, zunächst zur Mythologie"; wobei überdies der Begriff der traditionellen Literatur eine noch weitere Ausdehnung erhält, wenn mythologischen Beziehungen zu Liebe, zur formalen Seite nicht bloß die Sprache von seiten ihres Inhalts, wie er sich in Personen- und Ortsnamen, Lehnwörtern (d. h. Entlehnungen andrer Völker, namentlich der Magyaren und Griechen, von den Slaven), Volksnamen u. s. w. kundgibt, sondern auch die Sitte in Fest- und Rechts-Gebräuchen gerechnet wird. Vorausgeschickt aber ist eine viel weiter zurückgreifende Einleitung, als erstes Buch: die hauptsächlichsten Nachrichten der linguistischen Paläontologie und der älteren Schriftsteller über die Sprache, die Geschicke und den Culturgrad der alten Slaven". Hier ist also in der That ab ovo (wenn man will, sogar vom ungelegten Ei), ausgeholt, und dieses erste Buch, dessen erste beide Abschnitte ganz in Schleicher'scher Art (nur mit einigen Modificationen der Resultate) die Slaven von der „Arischen" Periode bis zu den verschiedenen Teilungen verfolgen, steht an Umfang hinter dem zweiten, nur um ein ganz geringes zurück.

Man sieht schon aus dieser kurzen Andeutung des reichen Inhalts, es ist dabei auf nichts geringeres abgesehen, als auf ein Gesammtbild des älteren und ältesten (historischen und vorhistorischen) Zustandes der Slaven, wobei culturgeschichtliche (und volkspsychologische) Momente in den Vordergrund treten, die Sprache aber, teils für sich genommen, teils mit Rücksicht auf ihren Inhalt betrachtet, wenigstens den größten und bedeutendsten Raum in dem Hintergrunde einnimmt, auf welchem das ganze Gemälde entworfen und mehr oder weniger ausgeführt ist. Vielfach ist es denn dem Verf. auch wirklich gelungen, dem Leser ein recht lebendiges Bild vorzuführen, wenn auch mit einiger Ausschmückung durch die Phantasie und mit einer gewissen hie und da hervortretenden Idealisirung des slavischen Wesens, zum Teil in Form einer Apologie, die wir indessen dem Slaven um so eher zu Gute halten, als dieser Nationalität auf der andern Seite aus leicht begreiflichen Ursachen längere Zeit unleugbar bei der Beurteilung unrecht geschehn ist. Solche Ausführungen betreffen z. B. schon im

zweiten Abschnitt des ersten Buchs die Lebensweise der Slaven, als eines Einzelvolkes in der Urzeit, in Beziehung auf Vieh- und Bienenzucht, Ackerbau und Wiesencultur, Nahrungsmittel und bekannte Bäume, feste Ansiedlung, Familienleben und Stammverfassung, Recht und Religion und Gewerbe (S. 41—67) nach den Andeutungen, welche der Sprachsatz bietet; vor allem aber gehört zu diesen ausgeführteren Partieen des ersten Buches der ganze Schluss („Cultur- und Sittengeschichtliches“, S. 85 bis 137) des dritten Abschnittes: „die Slaven nach der unmittelbaren Lösung (soll wol heissen: „unmittelbar nach der Lösung?) des Gesammtverbandes“. Im zweiten Buche haben wir hier namentlich den bereits erwähnten ersten Abschnitt („die Sprache“) der ersten Abtheilung („die formale Seite der traditionellen Literatur“) hervorzuheben; übrigens ist das ganze zweite Buch vermöge seines concreteren, so zu sagen, greifbareren Substrats reicher an lebendigen Schilderungen, als das erste, zumal dessen erster und zweiter Abschnitt, „die Slaven ein Glied der Arier“ und „die Slaven nach der Abtrennung vom arischen Grundstamme“, die wesentlich auf Abstractionen der „linguistischen Paläontologie“ beruhen.

Namentlich in diesen ersten Abschnitten geht es denn auch ohne ein etwas freieres Spiel der Phantasie nicht ab, wenn (S. 57) z. B. die schon im slavischen Urlande erfolgte Zweiteilung in eine nordostsüdliche und eine westliche Abteilung mit der verschiedenen Benennung des Hahns bewiesen werden soll, den die Slaven sicherlich (?) um das 5. Jahrh. vor Chr. gekannt hätten, und mit gleicher Bestimmtheit fortgefahren wird: „In dieser Zeit nun waren die Slaven schon von den Littauern geschieden“. Im allgemeinen zeigt jedoch der Verf. ein gesundes Urteil (auch da, wo wir ihm nicht gerade unbedingt beitreten mögen), und wo er kein selbständiges Urteil äussert oder mit seiner eignen Meinung nur zurückhaltend auftritt, da hat er sich wenigstens überall nach Möglichkeit den anerkannt besten Führern anvertraut. Auch in etymologischen Dingen finden wir wohl Einzelnheiten, über die sich streiten lässt, doch nicht leicht geradezu verwerfliches; wunderlich aber nimmt sich z. B. bei der Erklärung des Götternamens

*Svarog*ŭ, bei welcher übrigens auf die richtige Wurzel *svar* (glänzen) zurückgegangen wird, die Anmerkung (auf S. 99) aus, dass dies *svar* sich ebenso mittelst einer Weiterbildung durch *a* aus *sur* entwickelt habe wie der Pronominalstamm *tva* aus *tu*, während doch gerade hier nicht zu bezweifeln ist, dass vielmehrt umgekehrt *sur* aus *svar* durch Vocalschwächung entstanden ist, wie in unzähligen ähnlichen Fällen. Ueber ein paar andre Punkte nachher; zuvor indessen einige Bemerkungen allgemeinerer Art, die wir nicht unterdrücken können, über Darstellung und Verteilung des Stoffes.

Einerseits ist dadurch, dass die culturgeschichtlichen Folgerungen aus der Sprache an zwei ganz verschiedenen Stellen dargelegt werden (im ersten Buch unter der Rubrik: die Slaven als Einzelvolk, im zweiten Buch in dem Abschnitt: die Sprache), speciell die mythologischen Bezüge sich sogar an mehreren Stellen in beiden Büchern zerstreut finden, eine Zersplitterung des zunächst zusammengehörenden Materials eingetreten, die das Verfolgen des Gedankenganges ungemein erschwert und beim Leser durch die Nöthigung zu unerquicklichem hin- und herblättern, schliesslich ein Gefühl des Missbehagens und der Ermüdung erzeugt, welches durch gewisse stilistische Eigenheiten wahrlich nicht gemildert wird: dahin gehört der unmäßige Gebrauch unnöthiger Fremdwörter (z. B. *eruiren*, mit besonderer Vorliebe wiederholt, vor allem aber *avitisch*, wie es scheint, ein selbstgemachtes Wort, das wenigstens dem Ref. bisher sonst noch nirgends begegnet ist,) und eine das Verständniss erschwerende, mehrfach wiederkehrende Nachlässigkeit im Satzbau, namentlich im Bau der Relativsätze (z. B. S. 115: „bei denjenigen slavischen Zweigen, die ein Volk mit einer scharf und allseitig entwickelten Religion zu Grenznachbarn hatten oder diese einen unmittelbaren intellectuellen Einfluss auf erstere zu einer Zeit ausübten“ u. s. w. oder S. 58 Anm.: „was wir . . für sehr anfechtbar halten, aber auch . . nicht sonderlich zu rechtfertigen ist“.

Andererseits vermissen wir besonders im ersten Buch, bisweilen eine Trennung des ungleichartigen, und zwar mehrmals zum Schaden der gewonnenen Resultate; eine schärfere Scheidung

zwischen den Ergebnissen der Sprachforschung und den Nachrichten der Schriftsteller wäre hier ebenso nöthig gewesen als ein genaueres auseinanderhalten der Perioden, denen gewisse Worte und Begriffe angehören, und eine strengere Aussonderung des entlehnten oder zweifelhaften Sprachgutes vom ureignen. Die Anmerkung auf S. 41 („gegen die Resultate der Sprachwissenschaft treten die Berichte mittelalterlicher Schriftsteller, die den Slaven die Kenntniss des Ackerbaues absprechen, zurück, ja sie werden geradezu gegenstandslos") läuft zum Teil auf eine solche Verwechselung verschiedener Gesichtspunkte und Perioden hinaus: die Verwendung der Wurzel *ar* zur Bezeichnung ackerbauender Thätigkeit gehört sämmtlichen europäischen Indogermanen an, beweist mithin allerdings, dass ihnen allen in sehr früher Zeit („dem europäischen Grundvolk", wie der Verf. in Einverständnis mit Fick und andern sich ausdrückt) Ackerbau bekannt gewesen ist; das schliesst aber noch keineswegs aus, dass einem einzelnen Volke innerhalb dieses Kreises nachher die Uebung derselben abhanden gekommen sei, wie wir ja durch ausdrückliche Zeugnisse von den alten Germanen wissen, dass sie ihn gering geachtet und vernachlässigt haben, und eine solche Vernachlässigung in späterer Zeit mögen die mittelalterlichen Schriftsteller bezeugen. Dass die Slaven vor ihrer Teilung die Birke (*brēza*) gekannt haben (S. 43), ist zwar richtig, aber die Kenntnis dieses Baumes geht offenbar in weit ältere Zeit zurück, da der gleiche Name nicht nur im Lit. *béržas* und im Deutschen, sondern auch im skr. *bhūrǵa* wiederkehrt; die Buche dagegen (*buky*) ist ihnen jedenfalls erst bei weiterem Vorrücken nach Westen bekannt geworden, da nicht nur der Name, wie schon Miklosich bemerkt hat, seine Entlehnung aus dem Deutschen durch das *u* und *k* deutlich verräth, sondern auch der Baum als hervorragend deutscher anderweitig bezeichnet wird, z. B. im finn. *saksan tamme* (buchstäblich: „sächsischer Stamm", d. h. deutsche Eiche). Wie *chlēbŭ* Brot (S. 42) aus dem slavischen erklärt werden soll, ist uns unklar; noch weniger können wir am lateinischen Ursprung des Wortes *malinŭ* wie der entsprechenden litauischen, deutschen und keltischen Bezeichnungen der Mühle zweifeln,

während allen diesen Völkern ein im wesentlichen übereinstimmender Name der Handmühle gemeinsam ist, entsprechend der primitiveren Culturstufe. Damit werden auch hier einzelne Folgerungen des Verf. hinfällig.

Endlich noch eine mehr äußerliche Bemerkung. Das Buch sollte nach der Absicht des Verf. auch dem Nichtslavisten leicht verständlich werden; dazu wäre eine consequenter durchgeführte Uebersetzung aller slavischen Citate nöthig gewesen, die nur in den meisten Fällen gegeben ist. Auch nach einer andern Seite hin vermissen wir eine nothwendige Rücksicht auf die Leser, die sich doch der Verf. schwerlich alle als Sprachforscher von Fach vorgestellt hat. Im ersten Abschnitt wird zur Einführung in die Resultate der Sprachvergleichung vor der Characteristik der „arischen" Ursprache eine Einteilung der Sprachen voraufgeschickt; dass dabei die Schleicher'sche gewählt ist, darüber mögen wir mit dem Verf. am wenigsten rechten, denn sie verhält sich zur Steinthal'schen etwa wie in der Botanik das Linné'sche System zum natürlichen, empfiehlt sich somit gerade durch ihre größere Aeußerlichkeit dem Laien zur Einleitung wegen ihrer leichteren Fasslichkeit; dann aber dürften doch nicht die nackten Bezeichnungen einsilbige, zusammenfügende „(agglutinirende) und flectirende" ohne jede weitere Erklärung gegeben werden, bei denen der Laie (ausser bei der ersten etwa) sich schlechthin gar nichts denken kann.

Zur Sache sei hier zunächst bemerkt, dass uns weder dafür die Beweise beigebracht scheinen, dass die Zweiteilung der Slaven schon im Mutterlande erfolgt sei, noch dafür, dass die Polaken sich vor Sorben und Czechen von der westlichen Abteilung losgetrennt hatten; uns erscheint noch immer die von Schleicher übereinstimmend mit Hilferding aufgestellte Einteilung des westslavischen in lechisch und czechisch-serbisch des lechischen in ostlechisch (polnisch) und westlechisch (polabisch und kaschubisch) die bestbegründete.

Endlich noch ein paar Worte über die Sprachtrennungsfrage überhaupt, bei deren Besprechung auch Ref. erwähnt ist, zur Beseitigung von Missverständnissen. Aufgeführt sind das Schleicher'sche und das Lottner'sche Schema, dabei indirect dem

letzteren der Vorzug gegeben, unter gelegentlicher Hindeutung auf die Annahme einer gräcoitalischen Periode statt einer italokeltischen, die Schmidt'schen Anfechtungen der bisherigen Stammbäume aber als durch Fick völlig beseitigt angesehen. Diese völlige Beseitigung kann nun Ref. nicht als gelungen betrachten, muss vielmehr die Ansicht festhalten, dass das negative Resultat von Joh. Schmidt's Untersuchungen bis jetzt noch nicht umgestossen ist, und dass in der That auch die Vermittelungen da sind. Ref. selbst legte sich, als er zu den ersten Ergebnissen seiner keltischen Studien gelangt war, die Frage vor: steht das Keltische unter den beiden Sprachen, mit denen es sich zunächst berührt, dem Germanischen oder Italischen näher? und kam zu dem Resultat: wenn die Scheidung zwischen nord- und südeuropäisch so stricte durchzuführen ist, wie Schleicher wollte, so gehört das Keltische zu den südeuropäischen Sprachen. Ich zweifelte jedoch ernstlich an der Richtigkeit dieser festen Scheidung, wie denn Lottner gerade damals umgekehrt die Italer den „nordischen“ Völkern näher gerückt hatte, und zweitens mochte ich nicht mit einer neuen unerwiesenen Hypothese hervortreten; ich hob daher zunächst nur einige Hauptpunkte, worin das Keltische mit dem Italischen (und weiterhin mit dem Griechischen) übereinstimmte, gegen Lottner hervor, der es vermuthungsweise mit den „nordischen“ Sprachen verbinden wollte. Weitere Ausführungen, die ich mir vorbehalten hatte, überhob mich Schleicher durch seinen unmittelbar darauf folgenden Artikel mit scharf ausgesprochenem Urteil, dagegen drängte er mich zu einer Hervorhebung der entgegengesetzten Coincidenzpunkte und dabei ist es mir denn ergangen, wie es wohl zu gehen pflegt; um Unparteilichkeit zu wahren und vor übereilten Folgerungen zu warnen, hob ich die andre Seite schärfer hervor, als ich ursprünglich gewollt hatte. Inzwischen hat sich mir einerseits meine ursprüngliche Ansicht von der engen Zusammengehörigkeit des keltischen und italischen immer mehr befestigt, andrerseits aber haben sich mir durch fortgesetzte Erforschung der keltischen, speciell irischen Lautgesetze immer größere Annäherungen an die germanischen, immer mehr Vermittlungen ergeben, wie irisch *ainm* (= **anmen*), sich dem got. *namo* an

die Seite stellt, gegenüber dem griech. *ὄνομα* und lat. *nōmen* (während sonst in der Regel das kelt. hier mit griech. und lat. geht, z. B. *ocht* = *octo*, *ὀκτώ* gegen *ahtau*), so nähern sich beide auch, und zwar noch häufiger, durch die Entwicklung des *ı* aus *e* (z. B. *biru*, in Zusammensetzung *biur*, = ahd. *piru* gegen *φέρω*, fero). In ähnlicher Weise zeigen sich Vermittlungen zwischen den einzelnen Sprachen auf romanischem Boden, piemont. und mailänd. z. B. ganz wie im französischen *ü* für *u*, *o* und *eu* (*oeu*) = *ö* für *uo*, Abfall von *e* und *o*, so *coeur* für ital. *cuore*. Selbst die Vermittlung zwischen Europa und Asien bleibt nicht aus. Dem europ. *e* (*i*) in *ἐγώ*, *ego*, *ik* tritt *a* gegenüber im slav. *azŭ*, lit. *asz* ganz wie im zend. *azĕm*; umgekehrt teilen die eranischen Sprachen mit den europäischen den Uebergang von *tt* (*dt*) in *st* (*çt*) im Gegensatz zum Sanskrit.

Kurz, auf dem Wege, den Fick eingeschlagen hat, gerade von seiten der Lautverhältnisse, möchte selbst die Scheidung zwischen Ariern und Europäern schwerlich zu beweisen sein; es bedarf dazu noch weit allseitigerer Berücksichtigung ganz andrer Factoren.

H. Ebel.

Edward B. Tylor, die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Unter Mitwirkung des Verf. ins Deutsche übertragen von Spengel und Poske. Leipzig. Winter'sche Verlagsbuchhandlung 1873.

Der Titel des Originals lautet: Primitive Culture 1871. Das ältere Werk des Verfassers: „Early history of mankind" 1865 ist unter dem Titel „Urgeschichte der Menschheit" ebenfalls schon deutsch erschienen. Wir sind nicht gewillt, unsere Unterlassungs-Sünden zu beschönigen; sondern wir sind bereit, sie offen zu bekennen. Eine der schlimmsten ist eben die gegen

Herrn Tylor. Die genannten Werke desselben gehören ganz eigentlich in den Kreis der historischen Psychologie, und unbedingt ist er einer der tüchtigsten, geistvollsten Arbeiter auf diesem Gebiete, nicht nur in England, sondern überhaupt unter den Cultur-Völkern. Er verbindet eine außerordentliche Kenntnis der einschlägigen Tatsachen mit Kritik, besonnenem Urteil, gerechter Würdigung, weitreichender Combination, und in so geschmackvoller Darstellung, wie sie selbst in England, um von Deutschland zu schweigen, gewiss nur selten ist.

Des Verf. Grundgedanke ist, dass sich alle Civilisation und Cultur aus dem Zustande der Wildheit uud Rohheit entwickelt hat. Wie geläufig uns auch dieser Gedanke ist, so war er doch nicht zu allen Zeiten anerkannt. Er liegt zwar dem einfachen Nachdenken recht nahe. Die Bibel vertritt ihn, wie auch der Parsismus. Aus Blättern geflochtene Schürzen und Tierfelle waren der Anfang der Kleidung (1. Mos. 3, 7. 21). Aus Ackerbau und Viehzucht entwickeln sich ethische Verhältnisse, feste und losere Ansiedlungen (das. Cap. 4). Dann kam das Erz- und Eisen-Zeitalter (4, 22), wo sich auch Dichtung und Musik einstellte. Andererseits aber liegt dem Gemüt auch die entgegengesetzte Annahme von einem Verfall und Abfall des Menschengeschlechts nicht minder nahe. Im ungebildeten, nicht reflectirenden Bewusstsein bestehen leicht beide Ansichten unangefochten neben einander. Soll aber wissenschaftliche Klarheit und Bestimmtheit erwachsen, so muss man sich für das Eine oder Andere entscheiden. Und im Anfange dieses Jahrhunderts innerhalb der romantischen Schule hat man sich für die Lehre vom Abfall entschieden. Der Wilde und Halbcivilisirte besitze die Reste einer ehemals höhern Cultur; Sprache und Mythos seien Erzeugnisse einer Ur-Cultur. Der Verfasser weist diese Ansicht ab. Ist er dabei auch ausführlicher als uns für heute nöthig erscheint: so bleibt er doch immer anziehend durch einzelne Tatsachen, die er mitteilt.

Ihm eigentümlich gehört der Begriff der „Ueberlebsel“ an. Er versteht darunter Vorstellungen, Sitten, Einrichtungen, welche heute noch leben, aber bei Seite, ohne im Zusammenhange unserer heutigen Cultur zu stehn, auf einer viel niedreren

Stufe der Cultur erzeugt und in das heutige Leben nur unfolgerecht mit hereingezogen. Sie entsprechen den „Rudimenten" in der Entwicklungs-Geschichte der Organismen. Natürlich können die Ueberlebsel nicht aus den Gedanken und Verhältnissen der Gesellschaft, innerhalb deren sie sich befinden, erklärt werden; man muss sie im Gegenteil aus derjenigen Culturstufe heraus zu begreifen suchen, in der sie gewachsen sind. Das wird ebenso lehrreich als anziehend dargelegt.

Was den Ursprung der Sprache betrifft, der hier ebenfalls behandelt wird, so hält zwar der Verfasser die Onomatopöie fest. Er widmet aber dieser Theorie eine so umsichtige und scharfe Kritik, dass man kaum recht begreift, wie er dieselbe nun noch aufrecht erhalten könne. Niemals ist sie so scharf und, man möchte fast hinzufügen, so siegreich bekämpft worden, wie von ihm. Die einzige Stütze, welche ihr Tylor lässt oder erbaut, steht mindestens auf unsicherm Boden. Diese Stütze ist nämlich der Nachweis der Uebereinstimmung onomatopoetischer Laute in mehren fern von einander liegenden Sprachen. Hier liegt aber der Gedanke nahe, dass, wenn jene Sprachen wilder Völker, die wir nur durchaus mangelhaft kennen, so vortrefflich etymologisch bearbeitet wären, wie die indogermanischen, sich wohl jene Uebereinstimmungen als Zufälligkeiten erweisen würden, aus denen sich vielleicht immer noch ein wertvoller Satz erschließen lassen dürfte, nur nicht der einfache Satz der Onomatopöie.

Wenn ich nun, nach so reichlich gespendetem Lobe, gefragt werde, ob ich wirklich mit Tylor übereinstimme: so gerate ich in Verlegenheit. Ich darf nicht verhehlen, dass ich mich bei der Lesung des Buches bald rechts, bald links gezupft gefühlt habe. So ist mir der Verdacht entstanden, es könne sogar eine tiefe Kluft zwischen uns bestehen, die sich gar bald auch als weite Kluft erweisen möchte. Der Leser wird mein Mistrauen begreifen, sobald ich ihm folgenden Fall vorgeführt haben werde, der keineswegs für mich der überwiegendste ist, sondern nur für den Leser der handgreiflichste sein soll, wie er es auch für mich war.

Tylor sagt I. S. 234: „Nun hat man W. von Humboldts

Ausspruch, dass die Sprache ein „„Organismus““ sei, als einen gewaltigen Schritt in der philologischen Speculation betrachtet; und das ist er gewesen, soweit er die Forscher dazu veranlasst hat, ihr Auge auf allgemeine Gesetze zu lenken. Aber er hat auch die Menge leeren Denkens und Redens gesteigert und dadurch nicht wenig zur Verdunkelung der Frage beigetragen. Hätte Humboldt damit gemeint, dass die menschlichen Gedanken, Sprachen, überhaupt ihre Handlungen ihrem Wesen nach organisch seien, und bestimmten Gesetzen folgen, so wäre das ganz etwas Andres gewesen; aber das war gerade nicht seine Meinung, und wenn er die Sprache einen Organismus nennt, so will er eben damit sagen, dass sie frei von menschlichen Künsten und Mitteln sei. Es war für Humboldt ein abscheulicher Gedanke, die Sprache zu einem bloßen Werk des Verstandes zu erniedrigen. Der Mensch, sagt er, bildet nicht die Sprache, sondern betrachtet vielmehr mit einer Art freudiger Verwunderung ihre Entwicklung, welche wie von selbst kommt. Wenn jedoch die praktischen Leistungen, durch welche Wörter gestaltet oder neuen Bedeutungen angepasst werden, nicht von einer Tätigkeit des Verstandes bedingt sind, so müssen wir ohne Ausnahme die List des Soldaten im Felde oder die Kunstfertigkeit des Tischlers an seiner Hobelbank in die dunkeln Regionen des Instincts und der unfreiwilligen Handlungen zurückweisen. Dass die Leistungen einzelner Menschen sich vereinigen, um Resultate hervorzubringen, die sich in jene allgemeinen Gruppen von Tatsachen bringen lassen, deren Grundideen wir Gesetze nennen, kann man auch hier wieder als einen der Hauptsätze der Culturwissenschaft aufstellen. Aber das Wesen einer Tatsache erleidet dadurch keine Veränderung, dass sie mit andern derselben Art in eine Gruppe gebracht wird, und ein Mensch ist darum nicht weniger der geistige Urheber eines neuen Wortes oder einer neuen Metapher, weil zwanzig andre geistige Urheber anderswo zu demselben Auskunftsmittel gegriffen haben.“

Diese Stelle enthält nach meiner Ansicht Satz für Satz und, fast möchte ich sagen, Wort für Wort, widerlegbare Irrtümer. Diese darzulegen ist hier kein Raum; denn dazu würde viel Raum erfordert. Hier sollte nur gesagt sein, dass zwischen

einem Manne, der über Humboldt so denkt, wie Tylor, und jemanden, der so denkt wie ich, notwendig eine Kluft bestehn müsse. Nur was diese ungefähr zu bedeuten hat, darüber folgende wenige Worte.

Meine kleine Person kommt hier gar nicht in Frage; Humboldt ist es, gegen den sich Tylor wendet. Nun ist aber Wilhelm von Humboldt erstlich der Geist der neuern Sprachwissenschaft, der Sinn, in welchem Grimm und Bopp mit ihren Nachfolgern die Sprachwissenschaft ausgebaut haben. Wenn Tylor recht hat, so schwanken auch Pott und Benfey, Kuhn und Curtius u. s. w. in der Irre.

Humboldt ist aber zweitens auch ein glänzender Ausdruck des Geistes, in welchem die deutsche Wissenschaft überhaupt seit den letzten Jahrzehnten des vor. Jahrh. betrieben ward. Tylors Kriegserklärung gegen Wilhelm richtet sich auch gegen Alexander, und wenn ich von unsern Naturforschern absehen will, gegen Fr. Aug. Wolf und die beiden Schlegel mit der ganzen Schaar der deutschen Philologen unseres Jahrhunderts.

Ist es nun Tatsache, dass durch die Anhänger des Humboldtschen Geistes die Sprachwissenschaft geschaffen ist, und dass durch die Philologen in demselben Geiste ein Verständnis der antiken Poesie und Philosophie und Praxis geschaffen ist, wie es niemals zuvor erreicht war: so wäre nur die Frage, ob solche Erfolge trotz des irrigen Princips und der haltlosen Grundlage gewonnen sind, oder, wie ich meine, gerade durch dieselben.

Es wird also klar sein, was ich meine. Es liegt hier eine Kluft vor, die nicht objectiv ausgefüllt, sondern nur durch das Gesetz der Humanität subjectiv überbrückt werden kann, wonach hüben und drüben nach Recht und Billigkeit gegenseitig Hochachtung gehegt wird.

Schließlich: Es giebt nichts Vollkommenes auf Erden: der deutsche Humanismus hat ebenfalls seine Mängel. Nächstens wird Böckhs Encyclopädie erscheinen. Dieses Werk, das wie kein andres den Sinn der deutschen Wissenschaft im goldenen Jahrhundert des deutschen Geistes offen legen wird, soll mir im nächsten Bande Gelegenheit bieten, eine Kritik dieses Sinnes zu

geben. Mein unerschütterlicher Grundsatz ist folgender. Eine Kritik welche sagt: nicht so, sondern so; dies ist wegzufegen, und jenes dafür hinzustellen, — solche Kritik ist gar nichts wert, verdient den Namen nicht, um so weniger, je heftiger sie gegen den Gegensatz wütet und ihn „wegfegen“ will. Sie zeigt nur völliges Unverständnis des Objectes und ihrer Aufgabe. Die wahre Kritik ist positiv und schöpferisch. Wer die Natur bekämpft, wird sie nie begreifen und beherschen: so wird auch ein wirklicher Geist, wie der deutsche Humanismus, nur dadurch ergänzt und corrigirt, dass man sich mit voller Selbstlosigkeit und innigster Liebe ihm hingibt, und aus ihm heraus seine Mängel abstößt und neue Glieder entwickelt. An solchem Maßstabe messe der Leser meine kritische Tätigkeit, namentlich meine Kritik Humboldts und Lachmanns und meine demnächst erfolgende Kritik Böckhs.

Steinthal.

Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrids von Oskar Erdmann. Gekrönte Preisschrift der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien (Paul Hal'sche Stiftung). Erster Theil. Die Formationen des Verbums in einfachen und in zusammengesetzten Sätzen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1874. XVIII u. 234 S.

Wir begrüssen den ersten Teil von Erdmann's Untersuchungen über die Sprache Otfrids als einen trefflichen Beitrag zur deutschen Syntax. Erdmann behandelt in demselben die Bedeutung der einzelnen Tempora und Modi in einfachen wie in zusammengesetzten Sätzen, geht auf die Mittel zur Bezeichnung der Satzverbindung ein, erörtert dann unter genauer Berücksichtigung der in den verschiedenen Sätzen begegnenden Coniunctionen die causalen, concessiven, conditionalen und tempo-

ralen wie die Relativ-Folge- und Absichts-Sätze und schließt mit der Darstellung des Infinitivs und der Participia. Er beschränkt sich zwar auf den Sprachgebrauch Otfrids, sucht aber und zwar mit Erfolg „zugleich auf ein weiteres und höheres Ziel der Forschung“ hinzuarbeiten, indem er in Otfrids Sprache Spuren der historischen „Entwickelung auch des syntaktischen Gebrauchs im Deutschen zu erkennen“ strebt (Vorwort S. IV). In dieser Hinsicht ist seine eingehende Behandlung der Mittel zur Bezeichnung der Satzverbindung besonders hervorzuheben.

Unter Berücksichtigung der neueren diese Frage betreffenden sprachwissenschaftlichen Arbeiten geht er auf die Entstehung des Relativsatzes im Deutschen ein und kommt zu Resultaten, die von den hierüber geläufigen Vorstellungen abweichen. Während man, besonders seit Windisch's Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens dasselbe in denjenigen Sprachen, in denen es einem Demonstrativstamme angehört, auf den anaphorischen Gebrauch des letzteren zurückführt, versucht Erdmann die deutschen der relativen Verbindung dienenden Pronomina „als ursprünglich demonstrative Bestimmungen des Hauptsatzes aufzufassen, welche für den Nebensatz, der sich an sie anschloss, allmählich die rein formale Einleitung wurden, mit ihm als solche verwuchsen und sich dann auch seiner Construction unterwarfen“ (S. 50 ff.). Er erklärt also „das im Ahd. entwickelte relative Satzgefüge nicht aus einer bloßen Rückweisung vom Nebensatz aus, sondern durch ein Ueberwiegen der demonstrativen Hinweisung auf den gemeinsamen Gegenstand im Hauptsatze, in der Art, dass der Nebensatz ohne eigne Bezeichnung dieses in der Vorstellung noch mächtigen Gegenstandes und in einfacher Wortstellung sich anschloss“ (ebd.). Zu dieser Auffassung bestimmen Erdmann zwei Umstände, erstens die Wortstellung der eigentlichen Relativsätze und zweitens die Fortdauer der demonstrativen Bedeutung des zum Relativum gewordenen Pronomens.

Für uns hat der letztere Umstand nicht die beweisende Kraft, die Erdmann ihm zugesteht. Dagegen beweist uns, um andres vorläufig unerwähnt zu lassen, das erste Argument Erdmanns nicht minder als die ganze Form vieler Sätze, in denen

ein relatives Pronomen vorkommt, die Richtigkeit seiner Behauptung. Sätze wie z. B. in droume si in zelitun then weg si faran scoltun Otfrid I, 17, 74 können wir uns auf keine andre als die von Erdmann angegebene Weise erklären. Der Auffassung Jollys, der in Curtius Studien (VI. S. 233) diesen Satz mit den Worten „einen Weg sie sollten ihn fahren“ widergibt und ihn mit R. V. 10, 15, 6 *mā́ hiṅsishṭa pitaraḥ kéna cin no yád va ā́gaḥ purushátâ kárâma* „bestraft uns nicht, ihr Väter, um irgend einer Sünde willen, wir sollen nur irgend eine gegen euch nach Menschenweise begehen“ vergleicht — dieser Auffassung können wir nicht beistimmen. Denn unserer Ansicht nach können Sätze wie der letztere nur in einer Zeit entstanden sein, in der das Pronomen relativum schon durchaus als solches empfunden wurde (vgl. dies. Bd. S. 48 f.) Dass aber im Deutschen das Relativum als solches nie in einer Verbindung gebraucht wurde, wie sie dieser Satz zeigt, bedarf keiner Erörterung.

Dass in einer Formsprache einem sogenannten Nebensatze die besondere Vertretung der ihm mit dem Hauptsatze gemeinsamen Vorstellung abgehen kann, beweisen, um von neueren Sprachen, in denen der Ursprung des Mangels strittig sein könnte, zu schweigen, die semitischen Sprachen, besonders das Hebräische, auf das schon Tobler in dieser Zeitschrift (Bd. VII, S. 339) kurz hingewiesen hat. Dasselbe enträt gerade in Sprachdenkmälern, die auch sonst sich als sehr alt erweisen, des Pronomen relativum ganz und gar. So heisst es in dem Liede Mosis, dessen hohes Alter die Suffixa ā*mo* und ē*mo* allein schon bekunden würden, v. 17 *t’bīēmō w’tiṭṭāēmō b’har nach^{a}lāt’ka māchōn l’schibt’ka pāaltā iahve, miqdāsch adōnai kōn’nū iādēkā* „du bringest sie und pflanzest sie in den Berg deines Besitztums, die Stätte deines Weilens, du geschaffen hast Jahve, das Heiligtum, Herr, gegründet haben deine Hände“.

Schwieriger erscheint die Erklärung der Umwandlung des inhaltsvollen Pronomen demonstrativum in das inhaltsleere Relativum. Erdmann stellt im Vorwort (S. VI), indem er gegenüber den nach dem Abschluss seiner Arbeit erschienenen Abhandlungen über das relative Satzgefüge seine Meinung zu-

sammenfasst, den Satz auf: „ther erlangte relative Verwendung, indem es ohne Aenderung oder Abschwächung seiner zum Hauptsatze passenden Bedeutung als formale Einleitung des Nebensatzes empfunden wurde“. Gerade dies scheint uns der Erklärung bedürftig, wie ein zu einem Satze gehöriges Wort ohne Veränderung seiner Bedeutung zu der Geltung einer formalen Einleitung des folgenden gelangen kann. Behält es seine volle Bedeutung, so muss es durchaus als Glied des Satzes angesehen werden, zu dem es ursprünglich in jener Bedeutung gehört. Was Erdmann gegen Jollys oben erwähnte Auffassung bemerkt, dass „dasselbe einmal gesetzte Pronomen doch nicht zugleich stark demonstrativ (für den Hauptsatz) und abgeschwächt (für den Nebensatz) ausgesprochen und empfunden worden sein kann (ebd. S. VIII), das kann mit geringer Abänderung gegen ihn selbst angeführt werden, nämlich dass dasselbe einmal gesetzte Pronomen doch nicht zugleich stark demonstrativ (für den Hauptsatz) und als formale Einleitung (für den Nebensatz) ausgesprochen und empfunden worden sein kann. Denn wenn er ebd. fortfährt, „dass das Pronomen ther für den unverbundenen Nebensatz als formale Einleitung angesehen werden konnte, indem dabei sein eigentlicher Inhalt, seine Bedeutung für den Hauptsatz nicht zu einer andern Bedeutung abgeschwächt, sondern über dieser formalen Geltung total vergessen wurde,“ so scheint er zu übersehen, dass das nicht plötzlich geschehen sein kann, sondern, dass eine Zeit lang jene doppelte Function statt gefunden haben müsste. Auch die „analoge Entwickelung der Coniunctionen *sô*, *êr* u. a. aus inhaltlichen Bestandteilen des Hauptsatzes zu formalen Einleitungen des Nebensatzes“, auf die Erdmann (Vorwort S. IX) als auf eine Stütze seiner Ansicht sich beruft, kann uns nicht überzeugen, weil die Entwickelung nur äusserlich analog ist. Erdmann behauptet nämlich — wie wir glauben, mit Recht —, dass diese Coniunctionen eigentlich dem Nebensatze angehören, ursprünglich in ihm allein standen und dann erst an die Spitze des Vordersatzes gestellt wurden. „Indem z. B. *sô* schon an die Spitze des Vordersatzes gestellt wurde, schwebte dem Sprechenden die Vorstellung vor,

dass das Ereigniss des Vordersatzes in einem *sô* (d. h. in einem durch *sô* angedeuteten Verhältniss) zu demjenigen des Nachsatzes stünde" (S. 47). Wir haben es demnach hier mit einem Vorauswirken von Vorstellungen zu thun, wie es z. B. im lateinischen tametsi und wohl auch in ut primum, ubi primum stattfindet. In Folge einer solchen Vorauswirkung treten *ê*, *sô* u. a. schon vor den Vordersatz und erhalten nach und nach auch die Geltung einer formalen Einleitung desselben, ohne jedoch ihre ursprüngliche Bedeutung zu verlieren. Ist diese Entwickelung der des Demonstrativums zum Relativum analog? Wird auch das Hinübertreten jenes in den Nebensatz durch seine Bedeutung veranlasst? Und behält es dieselbe auch als formale Einleitung immerwährend wie jene Coniunctionen stets ihre Bedeutung behalten haben?

Aus diesen Gründen pflichten wir Erdmann nicht bei und sehen die Abschwächung der demonstrativen Kraft als die notwendige Vorbedingung des Hinüberziehens des Pronomens an. In der Erklärung des Vorgangs aber gehen wir von Sätzen aus wie Otfrid V. 5,3 *liefun thie nan minnôtun.* In solchen Sätzen erscheint uns der Nebensatz als der Inhalt des Pronomens. Dieses Verhältniss wurde aber nicht von vornherein vom Sprechenden empfunden. Vielmehr enthielt das Pronomen für ihn ursprünglich eine Hinweisung auf die nicht genannte sondern nur gesehene oder gedachte Person oder Sache an sich, von der er in dem folgenden Satze eine besondere Eigenschaft erwähnte. Erst als dieses Hinschauen auf die Person oder Sache an sich schwächer wurde, empfand der Sprechende den engeren Zusammenhang zwischen dem Demonstrativum und dem folgenden Satze und nun wies jenes auf diesen als seinen Inhalt hin. Damit aber hatte schon die demonstrative Kraft eine Einbusse erlitten. Ihre fernere Schwächung ging dadurch vor sich, dass der Sprechende über das zeigende Wort zu dem gezeigten Inhalt hindrängte. Hiermit zugleich aber schloss sich das Pronomen enger an den folgenden Satz an und löste sich von demjenigen, dessen Glied es ursprünglich gewesen war.

In solchen Sätzen also, in denen das bloße Demonstrativum dem Nebensatz voranging, vollzog sich unserer Ansicht nach

der Uebergang des Demonstrativums in das Relativum zuerst. Erst nachdem dieses hier entstanden war oder als hier das Hinüberneigen des Demonstrativs zu dem zweiten Satze begonnen hatte, verband man, wohl nicht ohne ein Gefühl der Analogie, auch mit Substantiva verbundene Demonstrativa enger mit dem Nebensatze. Hierbei ist nicht zu übersehen, dass die Bedeutsamkeit der beiden Sätzen gemeinsamen Vorstellung, deren Träger das Substantivum war, die Schwächung der demonstrativen Kraft schon vorher veranlasst haben dürfte.

Während diese letztere durch das Substantivum herbeigeführte Schwächung des Demonstrativs an die Entstehung des Artikels aus dem Pronomen demonstrativum erinnert, entspricht der oben dargelegten Entwickelung des Relativs aus dem alleinstehenden Demonstrativ die der Coniunction „dass" aus dem Neutrum des Pronomen demonstrativum. Dieses freilich wies von vornherein nur auf den folgenden Satz hin. Durch ihn als seinen Inhalt verlor es seine hinweisende Kraft und wurde zum Satzartikel der sich mit seinem Satze enger verband. Ein Satz wie „*Weiz ih, daz du wâr segist*" (Christus und die Samariterin v. 25) hieß danach ursprünglich „*Weiz ih daz, du segist wâr*" und war inhaltlich nicht verschieden von dem der Hinweisung entratenden Satze „*Weiz ih, du segist wâr.* Die Wortstellung aber wurde erst später gemäss der in den Nebensätzen gebräuchlich gewordenen auch hier umgeändert. Dass die ursprüngliche Wortstellung oft erhalten ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

Erdmann fasst diese Coniunction „dass" anders auf. Er bemerkt zwar (§ 102 S. 61): Diejenigen Fälle, wo ein thaz am Ende des Hauptsatzes steht, zeigen wie das Pronomen thaz ursprünglich an die Spitze des Nebensatzes treten", fährt aber fort „und dann als Relativum mit ihm verwachsen konnte". Er lässt also die Coniunction aus dem Pronomen relativum entstehen. So spricht er denn (§ 99) von der aus dem relativen Pronomen entwickelten Coniunction thaz und stellt sie (§ 104) auf eine Stufe mit den Coniunctionen *ὅτι*, *quod*, *que.* Gleich diesen bildete seiner Ansicht nach auch die Coniunction thaz „ursprünglich als Accusativ des sächlichen relativen Pro-

nomens das innere Object der Handlung des Nebensatzes“ und war deshalb geeignet „den ganzen Inhalt desselben dem Hauptsatze gegenüber zu repräsentiren“ (ebd.). Gesetzt nun, dass diese Bemerkung in Betreff der griechischen, lateinischen und romanischen Coniunctionen richtig wäre, ließe sich, was von diesen gilt, ohne weiteres auch auf das deutsche thaz übertragen? Bedenken wir, dass jene auf einem ganz andern Wege als dieses zur Function eines Relativums gelangt, dass sie von vornherein Glieder des Nebensatzes gewesen sind. Thaz aber war nach Erdmann selbst ursprünglich Glied des Hauptsatzes und trat aus diesem erst in den Nebensatz über. Dass es nun in diesem, nachdem es im Hauptsatze Subject oder ein von einem bestimmten Verbum abhängiges Object gewesen, inneres Object geworden ist, das dem Hauptsatze gegenüber den ganzen Inhalt des Nebensatzes repräsentirte, davon können wir uns nicht überzeugen.

In ähnlicher Weise wie das deutsche Demonstrativum zu dem Nebensatze gezogen wurde, verband sich — hierauf weisen wir als auf eine fernere Stütze der Erdmannschen Behauptung hin — im Gotischen das Demonstrativum des Hauptsatzes mit dem Nebensatze. Dass hier die relative Kraft in dem Wörtchen *ei* allein liegt, hat schon Jacob Grimm (Grammat. III S. 15) bestimmt ausgesprochen. Er findet es jedoch „merkwürdig“, dass Nehem. 5,14 *jah fram ϑamma daga ei anabauϑ mis ἀπὸ ἡμέρας ἧς ἐνετείλατο μοι* das bloße *ei* relativ steht. Wir aber halten gerade Sätze wie diesen, z. B. Col. 1,9: *duϑϑe jah veis fram ϑamma daga ei hausidedum ni hveilaidedum faur izvis bidjandans jah aihtrondans διὰ τοῦτο καὶ ἡμεῖς ἀφ ἧς ἡμέρας ἠκούσαμεν οὐ πανόμεϑα ὑπὲρ ὑμῶν προσευχόμενοι καὶ αἰτούμενοι*, Lucas 17, 30: *bi ϑamma vairϑiϑ ϑamma daga ei sunus mans andhuljada κατὰ ταῦτα ἔσται ᾗ ἡμέρᾳ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνϑρώπου ἀποκαλύπτεται*, 1,20: *iah sijais ϑahands jah ni magands rodjan und ϑana dag ei vairthai ϑata**) *καὶ ἰδοὺ ἔσῃ σιωπῶν καὶ μὴ δυνάμενος λαλῆσκι*

---

*) Wir sehen nicht ein, weshalb Kölbing (Untersuchungen über den Ausfall des Relativpronomens S. 48) diese Stellen von Nehem. 5,14 trennt

ἄχρι ἧς ἡμέρας γένηται ταῦτα, 2 Tim. 3,8 *aþþan þamma haidau ei Jannis jah Mambres andstoþun Moseza, sva jah þai andstandand sunjai ὃν τρόπον δὲ Ιαννῆς καί Ἰαμβρῆς ἀντέστησαν Μωυσεῖ, οὕτως καὶ οὗτοι ἀνθίστανται τῇ ἀληθείᾳ* — gerade in solchen Sätzen, glauben wir, ist der ursprüngliche Gebrauch des Wörtchens *ei* erhalten. Sowie in ihnen auf *dags* und *haidus*, wies ursprünglich *ei* allein auf jedes Substantiv anaphorisch zurück. Im Hauptsatze aber wies man auf das folgende mit dem Demonstrativum hin. Dessen Stellung mag ursprünglich eine beliebige gewesen sein. Als aber die Beziehung der beiden Sätze zu einander als eine engere empfunden wurde, widerholte man entweder das vor seinem Substantivum stehende Demonstrativum unmittelbar vor dem durch *ei* eingeleiteten Satz oder man trennte es von dem Substantivum und setzte es nur vor *ei*. Hier büßte es allmählich seine Kraft ein und verband sich endlich mit *ei* zu einem Worte und wurde Bestandteil des Pronomen relativum. Hiermit wollen wir nur die Weise angeben auf welche das Demonstrativum zu einem Teile des Relativums wurde, nicht aber behaupten, dass es überall vor *ei* seiner demonstrativen Bedeutung bar sei. Dass es aber — was ja bestritten wird — in jener Verbindung diese oft eingebüsst hat, beweisen uns ausser der von Jacob Grimm (Ueb. e. Fälle d. Attr. S. 315 Anmerk.) angeführten Stelle Joh. 17,9, Sätze wie Marc. 1,7: *qimiþ svinþoza mis sa afar mis, þizei ik ni im vairþs anahneivands andbindan skaudaraip skohe is ἔρχεται ὁ ἰσχυρότερός μου ὀπίσω μου οὗ οὐκ εἰμὶ ἱκανός κύψας λῦσαι τὸν ἱμάντα τῶν ὑποδημάτων αὐτοῦ,* 7,13: *blauþjandans vaurd guþs þizai anabusnai izvarai thoei anafulhuþ ἀκυροῦντες τὸν λόγον τοῦ θεοῦ τῇ παραδόσει ὑμῶν ᾗ παρεδώκατε,* 2,4 *jah usgrabandans insailidedun þata badi jah fralailotun ana þammei lag sa usliþa καὶ ἐξορύξαντες χαλῶσι τὸν κράββατον ἐφ' ᾧ ὁ παραλυτικὸς κατέκειτο.* 10,39: *sveþauh þana stikl þanei ik driggka, driggkats jah þizai daupeinai þizaiei ik daupjada daup-*

und sie neben Joh. 9,17 stellt, wo *εἰ ὅτι* widergibt. Auch Heyne (Grammat. S. 457) stellt diesen Satz neben jene.

janda τὸ μὲν ποτήριον ὃ ἐγὼ πίνω, πίεσθε καὶ τὸ βάπτισμα ὃ ἐγὼ βαπτίζομαι βαπτισθήσεσθε (gegenüber 10,38: *magutsu driggkan stikl thanei ik driggkn jah daupeinei thizaiei ik daupjada ei daupjaindau* δύνασθε πιεῖν τὸ ποτήριον ὃ ἐγὼ πίνω, καὶ τὸ βάπτισμα ὃ ἐγὼ βαπτίζομαι βαπτισθῆναι;) in dem jedoch auch eine — uns allerdings sehr unwahrscheinliche — Widerholung des Demonstrativums angenommen werden könnte. Nach dieser Erörterung können wir nicht Kölbing beistimmen, der (a. a. O. S. 47) von dem *ei* „stützenden dem. Pron." spricht, mit dem jenes in engere lautliche Verbindung trete. Wie soll man sich denn die Stütze, die das Demonstrativum dem Relativum gewährt, vorstellen, wenn man von den Lauten absieht und an den Begriff der Pronomina denkt? Auch von Erdmann weichen wir ab, der (S. 54 f.) eine Differenzirung der Relativa durch angefügtes *ei* annimmt.

Ebensowenig wie dies können wir Erdmann zugeben, dass das Ahd., nachdem das Relativum aus dem Demonstrativum sich entwickelt hatte, durch Anfügung von neuen demonstrativen Partikeln (von der Anfügung einer neuen demonstrativen Partikel spricht er auch bei der oben berührten Erwähnung des gotischen Relativums) eine Differenzirung hervorrief (ebd. u. S. 57). Das hiesse ja, dass dem Relativum Partikeln beigefügt wurden, damit dasselbe von dem Demonstrativum geschieden würde. Wie aber kann der Sprache eine solche Absicht zugeschrieben werden? Uns zwingt die Verbindung von *ther* und comparativem *sô* mit den sie „differenzirenden" *ther* und *sô* allein schon zu der Annahme, die Erdmann durch andere Momente veranlasst nachträglich im Vorworte (S. X) erwähnt, „dass auch im Ahd. neben der unverbundenen Anfügung eines („relativen") Nebensatzes eine Verbindung desselben" durch anaphorische Partikeln stattfand, die von vornherein an der Spitze des Nebensatzes standen (Erdmann spricht von „Relativpartikeln, die vielleicht ursprünglich, jedenfalls aber früher als das flectirte *ther* dem Nebensatze angehörten"). Dass später, nachdem das Demonstrativum des Hauptsatzes auch in den durch sie eingeleiteten Nebensatz wie im Gotischen hinübergetreten war, durch sie eine — unbeabsichtigte —

Differenzirung jenes gegenüber den gleichlautenden demonstrativen Formen entstand, ist natürlich nicht in Abrede zu stellen.

Wir begnügen uns mit dieser Erörterung eines vom Verf. besonders eingehend behandelten Punktes und schliessen mit dem Wunsche, dass er die Fortsetzung seiner wertvollen Untersuchungen bald veröffentlichen möge.

M. Holzman.

Hermann Rönsch, Itala und Vulgata. Das Sprachidiom der urchristlichen Itala und der katholischen Vulgata unter Berücksichtigung der römischen Volkssprache. Zweite berichtigte und vermehrte Ausgabe. Marburg, Elwert-sche Verlagsbuchhandlung 1875. 526 S. 8^{0}.

Ein Werk, das in etwa fünf Jahren (die erste Auflage ist 1869 erschienen) eine zweite Auflage erlebt, bedarf kaum einer besonderen Empfehlung. Da wir es aber bei seinem ersten Erscheinen in diesen Blättern nicht anzeigen konnten, und da es doch vielleicht manchem Leser entgangen ist, so möchten wir gern unsere Pflicht tun, geschehe es auch etwas spät. Stünde uns Raum und Kraft zu Gebote, so würden wir gern ausführlich zeigen, was die Kenntnis der lateinischen Volkssprache und die Einsicht in den Ursprung der romanischen Sprachen durch des Verfs. Forschung gewonnen hat. Als Fuchs (die romanischen Sprachen) vor etwas mehr als 25 Jahren den Versuch zu Grundlinien einer Geschichte der lateinischen Volkssprache machte, konnte er wenig mehr als die auszufüllenden Fächer andeuten. Heute lässt sich eine volle Grammatik geben. Der Verf. gibt sie. In besonderen Kapiteln bespricht er erstlich die Wortbildung der Substantiva, Adjectiva, Adverbia, Verba und der Composita, zweitens die Declination, Comparation, Conjugation, drittens Bedeutungslehre, viertens die Syntax und endlich noch die Orthographie. Die Bedeutungslehre empfehle ich besonders der Beachtung.

